

Kulturgeschichte der Liebe

Reinhold Günther

Kulturgeschichte der Liebe

VON DR. REINHOLD GÜNTHER.



BERLIN W. 1900.

Carl Duncker's Verlag.

Kulturgeschichte der Liebe.

Kulturgeschichte der Liebe.

Ein Versuch

von

Dr. Reinhold Günther.

»Dich denn ruf ich nun an, allwaltende Herrin des Lebens,
»Die Du allein zum Lichte des Tages die Wesen emporrufst,
»Spenderin jeglicher Lust, Verleiherin jeglicher Anmut,
»Hilfreich nahe Dich jetzt, da vom Weltall hebet mein Lied an.«

T. Lucretius Carus.

Berlin W. 35.
Carl Duncker's Verlag.
1899.

Vorwort.

In gewissem Sinne enthält das Vorwort eines Werkes stets diese oder jene Entschuldigung des Verfassers. Das ist denn auch hier ein wenig der Fall.

Der Leser wird auf den folgenden Blättern mancher Polemik gegen Einrichtungen oder Auffassungen begegnen, die bei flüchtiger Betrachtung so sehr natürlich erscheinen und bei genauerem Hinsehen als durchaus widersinnige gelten müssen. Ich bin darauf gefasst, von mancher Seite her einen heftigen Widerspruch zu erfahren, aber, welcher Autor freut sich nicht, wenn ihm gerüstete Gegner entgegen treten, die seinen Gedanken einen ehrlichen Streit liefern. Doch, gerüstet und ehrlich müssen sie im Kampfe sein!

Ein Versuch ist das vorliegende Werk. Zunächst versucht es zu zeigen, welche Wirkungen auf die kulturelle Entwickelung des Menschengeschlechts die Liebe, also der idealisierte Sexualtrieb ausübte, und wie sich die mit ihm eng zusammenhängenden Bräuche und Sitten im Laufe der Zeiten umgestalteten. Im weiteren Sinne mag die Arbeit als ein Versuch gelten, eine gewisse kulturgeschichtliche Grundlage für die Frage zu liefern, welche im Augenblick ein so grosses Interesse beansprucht, ob nämlich eine völlige Gleichberechtigung der beiden Geschlechter möglich sei und ob sie überhaupt wünschenswert erscheint.

Das Material für die vorliegende Arbeit zu finden, war keine schwierige Aufgabe für den Kulturhistoriker. Im Gegenteil, es strömte in Überfülle herbei und dies schuf die Schwierigkeit, sich gehörig beschränken zu müssen, sollte nicht ein dickleibiger Foliant an Stelle des lesbaren Buches entstehen.

Alle aus fremden Sprachen entnommenen Belegstellen wurden ins Deutsche übertragen; denn das vorliegende Werk wendet sich an die grosse Öffentlichkeit. Eine gelehrte, für den Laien fast unverständliche »Kulturgeschichte der Liebe« zu schreiben, das heisst das brandende Meer mit Ketten züchtigen zu wollen. Gerade ein solches Thema, wie das unserige, kann nur im allerweitesten Kreise behandelt werden, soll es zur Klärung der oft sehr verworrenen Meinungen dienen.

Dass ich hierzu ein wenig durch meinen Versuch beitragen möchte, dies mein Wunsch.

Grono (Graubünden), Schweiz,
Juli 1899.

Dr. phil. **Reinhold Günther.**

Inhaltsverzeichnis.

Natur der Liebe.

»Einstweilen, bis den Bau der Welt
»Philosophie zusammenhält,
»Erhält sie das Getriebe
»Durch Hunger und durch Liebe.«

Schiller.

Wenn wir bedenken, welche ausserordentlich wichtige Rolle das Verhältnis der beiden Geschlechter überall in der organischen Natur, im Pflanzenreiche wie im Tier- und Menschenleben spielt, wie die gegenseitige Neigung und Anziehung beider Geschlechter, die Liebe, die Triebfeder der mannigfaltigsten und merkwürdigsten Vorgänge, ja eine der wichtigsten mechanischen Ursachen der höchsten Lebens-Differenzierung überhaupt ist, so werden wir diese Zurückführung der »Liebe« auf ihre Urquelle, auf die Anziehungskraft zweier verschiedener Zellen gar nicht hoch genug anschlagen können . . . . Überall in der lebendigen Natur gehen von dieser kleinsten Ursache die grössten Wirkungen aus. Denken wir allein an die Rolle, welche die Blumen, die Geschlechtsorgane der Blüthenpflanzen, in der Natur spielen; oder denken wir an die Fülle von wunderbaren Erscheinungen, welche die geschlechtliche Zuchtwahl im Tierleben bewirkt; denken wir endlich an die folgenschwere Bedeutung, welche die Liebe im Menschenleben besitzt: Überall ist die Verwachsung zweier Zellen das einzige, ursprünglich treibende Motiv; überall übt dieser unscheinbare Vorgang den grössten Einfluss auf die Entwickelung der mannigfaltigsten Verhältnisse aus. Wir

dürfen wohl behaupten, dass kein anderer organischer Prozess diesem an Umfang und Intensität der differenzierenden Wirkung nur entfernt an die Seite zu stellen ist. Denn ist nicht der semitische Mythus von der Eva, die den Adam zur »Erkenntnis« verführte, und ist nicht die altgriechische Sage von Paris und Helena, und sind nicht so viele andere herrliche Dichtungen bloss der poetische Ausdruck des unermesslichen Einflusses, welchen die Liebe und die davon abhängige »sexuelle Selektion« seit der Differenzierung der beiden Geschlechter auf den Gang der Weltgeschichte ausgeübt hat? Alle anderen Leidenschaften, die sonst noch die Menschenbrust durchtoben, sind in ihrer Gesamtwirkung nicht entfernt so mächtig, wie die sinnentflammende und vernunftbethörende Liebe. Auf der einen Seite verherrlichen wir die Liebe dankbar als die Quelle der herrlichsten Kunsterzeugnisse, der erhabendsten Schöpfungen der Poesie, der bildenden Kunst und der Tonkunst; wir verehren in ihr den mächtigsten Faktor der menschlichen Gesittung, die Grundlage des Familienlebens und dadurch der Staatsentwicklung. Auf der anderen Seite fürchten wir in ihr die verzehrende Flamme, welche den Unglücklichen in das Verderben treibt, und welche mehr Elend, Laster und Verbrechen verursacht hat als alle anderen Übel des Menschengeschlechts zusammengenommen. So wunderbar ist die Liebe und so unendlich bedeutungsvoll ihr Einfluss auf das Seelenleben, auf die verschiedenen Empfindungen des Markrohrs, dass gerade hier mehr als irgendwo die »übernatürliche« Wirkung jeder natürlichen Erklärung zu spotten scheint. Und doch führt uns trotz alledem die vergleichende Biologie und Entwicklungsgeschichte ganz klar und unzweifelhaft auf die älteste und

einfachste Quelle der Liebe zurück, auf die Wahlverwandtschaft zweier verschiedener Zellen: Spermazelle und Eizelle.« [1])

Ich glaube nichts Besseres an die Spitze meiner Abhandlung über das Wesen der Liebe selbst setzen zu können, als diese Worte des grossen deutschen Naturforschers. Denn die Liebe, der veredelte Geschlechtstrieb, ist die natürliche Grundlage unserer menschlichen Welt. Auf ihr beruht Alles, was in uns und um uns ist, ohne die geschlechtliche Liebe sind wir nicht denkbar und sie allein hat unsere Kultur geschaffen.

Diese Erkenntnis zwingt uns aber, die Liebe vom natürlichen Standpunkte aus zu betrachten und von vornherein anzuerkennen, dass sie sich nicht in starre Gesetzesformeln binden lässt. Ebenso, wie sie allen Individuen gemein ist, ebenso individuell eigenartig tritt sie bei allen Lebewesen uns entgegen. Wir finden in der Natur nichts Kongruentes, wir können uns die Kongruenz überhaupt nur mit Zuhülfenahme einer abstrakt-logischen Kraft denken; wir finden aber auch, und das ist nur die Folge jener unumstösslichen Thatsache, dass die Liebe bei jedem Lebewesen verschiedenartig sich äussert, und dass ihr Ausdruck ferner bei dem Einzelnen stetig wechselt.

Diese Verschiedenheit wird zunächst durch das Geschlecht bedingt. Dass der Mann anders liebt wie das Weib, wissen die Menschen, seitdem sie Menschen sind, und selbst die höheren Thiere scheinen von dieser Wahrheit eine instinktive Kenntnis zu besitzen. Man beobachte beispielsweise nur das Liebesleben der Katzen, welches die auffälligsten Belege darbietet für das Bestehen einer

[1]) Ernst Häckel: Anthropogenie. XV. Vorlesung.

vom Thiere geahnten und durch das Geschlecht bedingten differenten Liebe. Der Kater wirbt lange um den Minnesold und während dieser Zeit hütet er sich weislich vor den Krallen der Katze, die auch schliesslich anscheinend nur der rohen Gewalt unterliegt. Der Kater weiss demnach, dass das Weibchen seine feurigen Liebesgefühle nicht theilt, sondern ihnen zu entgehen sucht.

Ganz ähnlich steht es auch bei den Menschen. Die Frau, welche instinktiv die Lasten der Mutterschaft scheut, will umworben sein und sie giebt schliesslich nur einem moralischen Zwange nach. Je mehr der Mensch sich einerseits dem Naturzustande nähert, oder je mehr er andererseits sich von ihm entfernt, desto weniger rasch wird es dem Manne gelingen, das Weib zum Liebesgenuss zu gewinnen. Die freie Wilde, deren ideales Bild uns in den antiken Sagen von den Amazonen entgegen tritt, lässt sich zur Liebe nicht zwingen, sondern sie wählt den Mann, dessen sie zur Befriedigung ihres Geschlechtstriebes bedarf. Die völlig emanzipierte Frau, das Ideal der modernen »Feministen« wird und kann gegebenen Falles gar nicht anders handeln; denn sonst ist sie keine wahrhaft Emanzipierte mehr.

Man mag nun einwerfen, dass ja die Prostituierten, welche die Menschheit im Urzustande so gut gekannt hat, wie sie auch in den Kulturreichen sich finden, ohne weiteres, wenigstens ohne lange Werbung seitens des Mannes, bereit sind, ihren Leib dem Liebesgenusse darzubieten. Aber man muss hierbei nicht übersehen wollen, dass die Prostituierte nur gegen Entgelt einem beliebigen Manne die Arme öfnet, dass sie aus ihrem Opfer ein Geschäft macht, dass sie während der kurzen Vereinigung

mit dem Käufer ihrer Reize nur in den seltensten Fällen ein Gefühl überhaupt zu äussern vermag, dass sie stumpf alles über sich ergehen lässt und dass die etwaigen Äusserungen eines wirklichen Liebesgenusses das Ergebnis einer raffinierten Heuchelei, einer Spekulation auf eine höhere Entlohnung, als die ursprünglich vereinbarte, bleibt.

Während der Mann dies weiss, oder durch Erfahrung und ruhiges Nachdenken über Erlebtes wissen kann, wird er dennoch, wenn vom leidenschaftlichen Geschlechtstriebe befallen, der Prostituierten die nämliche glühende Umarmung schenken wie dem reinen Mädchen, das ihm aus unüberwindlicher Liebe ihre Keuschheit opfert. Ja, es mag sich leicht ereignen, dass ihm die Raffinerieen jener Automatin für den Augenblick weit mehr gelten als die schamhafte Schüchternheit der erliegenden Göttin. Mit anderen Worten, der Mann wird die Dirne, welche ihn vermöge ihrer körperlichen Vorzüge lockt, während der bezahlten Schäferstunde ebenso feurig lieben wie jene Jungfrau, die endlich seiner Werbung nachgegeben hat. Um dieses Ergebnis zu erzielen, bedarf es nur einer Voraussetzung: das Weib muss dem Manne in irgend einer Hinsicht reizend und begehrenswert erscheinen!

Wir werden gewiss oft nicht begreifen können, worin dieser geheime Reiz besteht; denn wir sehen häufig genug, dass selbst hässliche und anscheinend auch recht unliebenswürdige Frauen, feurige Liebhaber, wenigstens für den Augenblick finden. Aber wenn wir auch in Rücksicht auf die beiden, gerade in Frage stehenden Individuen uns kurz mit dem banalen Worte trösten müssen, dass die Liebe blind ist, so dürfen wir doch das Grundgesetz nicht ableugnen, welches alle geschlechtlichen Beziehungen zwischen

Mann und Weib beeinflusst, nämlich, dass der Mann irgend welchen Reiz am Weibe finden muss, um es, wenn auch nur für einen flüchtigen Moment lieben zu können.

Eine männliche Prostitution im analogen Sinne wie die weibliche, der wir seit uralten Zeiten immer und überall begegnen, kann es niemals geben:[1]) Alle Schätze Golkondas reichen nicht aus, um einen Mann zum wirklichen Liebesvollzuge zu bewegen, sofern ihm das die Umarmung fordernde Weib durchaus widerstrebt. Aber, vielleicht, ja sehr häufig sicherlich, genügt schon ein Goldstück, um ein junges hübsches Weib zu vermögen, seinen Körper widerlichen Gesellen preiszugeben. Gewiss, es kommen oft genug ganz unbegreifliche eheliche Verbindungen vor zwischen hässlichen alten Frauen und jungen kraftstrotzenden Männern, welche ihrerseits diesen Schritt, getrieben von der auri sacra fames, vollziehen. Derartige Ehen sind unmoralisch, aber sie sind nicht unmöglich, sofern die Frau durch irgend einen, uns verborgen bleibenden Reiz den Mann genügend für den kritischen Augenblick zu erwärmen weiss. Und dann, wir wissen auch nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob solche Ehen thatsächlich vollzogen werden. Jedenfalls sehen wir andererseits oft genug, dass das Geld des thörichten Weibes dem erkauften angeblichen Gatten dazu dient, um die Liebe in den Armen jugendlicher Courtisanen zu geniessen.

---

[1]) Dass der Befriedigung pervers-sexueller Genüsse in den europäischen Grossstädten eine männliche Prostitution zur Verfügung steht, und dass diese »gezüchteten Päderasten« für die Gesellschaft eine weit grössere Gefahr bilden wie die Freudenmädchen, darf nicht bestritten werden; aber analog der weiblichen ist die männliche Prostitution niemals.

Und nun finden wir, dass Frauen selbst den von ihnen wirklich geliebten Männern die eheliche Umarmung versagen, oder sich ihr wenigstens so viel als möglich zu entziehen suchen, weil sie zum geschlechtlichen Genuss nicht neigen und den entsprechenden Trieb des Mannes als eine roh-tierische Äusserung empfinden.

»Das normale Weib«, schreibt mir Sergi, »liebt es, vom Manne gefeiert und umworben zu werden, giebt aber seinen sexuellen Wünschen nur nach wie ein Opfertier. Ich habe viele Damen gekannt, welche die Annäherung ihres Mannes, obwohl sie ihn sehr liebten, als einen lästigen Zwang, etwas Unangenehmes bezeichneten; andere sagten, sie hätten als Mädchen sich Gott weiss welches Glück vom Eheleben versprochen und statt dessen nur Langeweile gefunden. — Man weiss, dass viele Mühe aufgeboten, viele Liebkosungen verschwendet werden müssen, wenn ein Weib mit Vergnügen den Wünschen des Mannes nachgeben und seine Lustgefühle theilen soll. Ohne diese Hilfsmittel bleibt sie kalt und giebt ebensowenig Befriedigung, wie sie solche fühlt. Es ist bekannt, dass bei niederen Völkerrassen Mittel angewendet werden, um die Geschlechtslust des Weibes zu reizen, die uns wie Qualen erscheinen, und dass der Mann sich aus diesem Grunde den schmerzhaftesten Operationen unterzieht, woraus hervorgeht, dass die geringe sexuelle Sensibilität des Weibes auch auf diesen niederen Kulturstufen eine bekannte Thatsache ist. Ohne Zweifel ziehen bei uns Europäern die Mädchen junge Männer vor, aber sie machen selten Schwierigkeiten, wenn sie einen alten Mann nehmen sollen; vielmehr lassen sie sehr oft einen jungen Geliebten um einen reichen Alten im Stich.

Oft nehmen sie, trotz aller Qualen einer eben verratenen Liebe, einen anderen, der sie sofort heiratet, oder sie überwinden mit grosser Kaltblütigkeit ihre Abneigung gegen einen Freier, wenn er nur energisch darauf besteht und eine Heirat versprechen kann. — Ich habe Mädchen gekannt, die ganz stumpf gegen die Freuden der Liebe waren und sich entweder energisch gegen jede Annäherung sträubten oder den Wünschen des Mannes passiv, ohne Feuer, ohne Enthusiasmus nachgaben.«[1])

Hören wir noch eine andere Bestätigung dieser Thatsache!

»Ein bedeutender Arzt hat mir freundlichst seine Ansichten über den Gegenstand dieses Kapitels mitgeteilt. Ich freue mich, dass sie mit meinen Folgerungen übereinstimmen. Meine Erfahrung, schreibt er, die nur eine von tausend ist, führt mich deutlich zu dem Schluss, dass die geschlechtliche Unbewusstheit der normale und gewöhnliche Zustand junger unverheirateter Frauen ist, wenn nicht verderbte Freundinnen auf ihr Gemüt eingewirkt haben, oder eine genauere Kenntnis der Beziehungen zwischen Verheirateten durch leichte Unterhaltung, mit verheirateten Schwestern und manchmal durch rohe Gespräche im Familienkreise vorliegt. In den unteren Ständen, wo die Schranke zwischen den Geschlechtern fast gänzlich fehlt, und wo das Gefühl durch Mangel an Raum zum Schlafen und anderen Bequemlichkeiten abgestumpft ist, muss eine völlige Kenntnis der Geschlechtsfunktionen vorhanden sein,

---

[1]) Lombroso und Ferrero: Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. p. 54.

aber selbst hier fehlt, nach meiner Ansicht, das wirkliche Begehren öfter, als es sich findet. — Viele Frauen heiraten, ohne sich einen Augenblick darüber klar zu sein, was nachher passieren wird. und ich kenne einige, die jede eheliche Umarmung als Brutalität empfanden. In einem Falle telegraphierte die Frau, eine junge Jüdin, am Morgen nach der Hochzeit an die Mutter, sie solle sie wieder holen, ihr Mann hätte sie auf das schändlichste beleidigt. Dabei gehörte sie zu einer Schaar von vier Schwestern. In einem anderen Falle leistete die Neuvermählte viele Tage lang der Annäherung ihres Mannes den heftigsten Widerstand. In beiden Fällen hatten die Frauen vor der Hochzeit die innigste Zuneigung zu ihren Männern. Aus meiner eigenen Praxis könnte ich Ihnen noch viele ähnliche Beispiele anführen und das ist sicher auch anderen ähnlich gestellten Ärzten möglich. — Ich glaube, viele Frauen dulden die eheliche Umarmung nur aus grosser Zuneigung zu ihren Männern. Mir sind mehrere Fälle von eifersüchtigen Frauen bekannt, die ihre Männer wegen Immoralität anklagten, weil sie in ihrer Aufmerksamkeit für sie nachliessen. Aber, das geschah nicht nur aus Sinnlichkeit, sondern aus reiner Eifersucht. — Indem ich alles zusammenfasse, muss ich die sexuelle Unempfindlichkeit und Gleichgiltigkeit der Frau als den natürlichen Zustand betrachten. Wenn die Entwicklung ihres Geschlechtssystems sie auch dazu neigen lässt, die männliche Gesellschaft aufzusuchen und an ihr mehr Vergnügen zu finden wie an dem Verkehr mit Frauen, so meine ich doch, die Sinnlichkeit habe mit solcher Erscheinung nichts zu thun. Gewiss giebt es wie bei jeder Regel Ausnahmen, aber diese sind gewöhnlich das Produkt eines schlimmen Umganges, oder örtlicher

körperlicher Ursachen. Beides rührt von dem überkünstelten gesellschaftlichen Leben her.«[1])

Eigene Erfahrungen, welche wohl jeder schärfer Beobachtende hin und wieder zu machen die Gelegenheit hat, werden ähnliche Ergebnisse wie die oben skizzierten liefern. Es wird wohl niemand behaupten wollen, dass die übergrosse Mehrzahl der Prostituierten sich, ohne eine grössere Neigung zu einem Manne zu empfinden und ohne von ihm bezahlt zu sein, preisgeben wird. Sinnliche Frauen kommen auch unter den Prostituierten verhältnissmässig selten vor und wo wir ihnen überhaupt begegnen, da müssen wir uns immer die Frage vorlegen, ob das betreffende Individuum nicht unter der gewaltsamen Herrschaft einer nervösen, wenn nicht sogar einer geistigen Störung steht.

Wer kennt nicht Goethes Epigramm (73)?

»Wär ich ein häuslich Weib und hätte, was ich bedürfte,
Treu sein wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann.«
So sang unter anderen gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.«

Arton sagt: »Ich habe allen Grund anzunehmen, dass die grosse Mehrzahl der Prostituierten sehr bald aufhört, sich dem ersten besten preiszugeben und zu einer mehr oder weniger regelmässigeren Lebensweise zurückkehrt.«

---

[1]) H. Campbell: Differences in the Nervous Organisation of Man and Woman. p. 210/211.

Er fügt hinzu: »Eines ist gewiss, dass eine Prostituierte von Ekel gegen ihr Geschäft erfüllt wird, ehe sie es vier Jahre betrieben hat. Sie giebt es dann auf, setzt sich zur Ruhe und verliert sich unter den ärmeren Klassen der Gesellschaft; oder sie wird, nachdem sie mit einem Mann im Zustand der Konkubinage gelebt hat, eine verheiratete Frau. Die Prostituierten der besseren Klasse werden die Frauen von Handwerkern, Kommis und Krämern, und da sie häufig unfruchtbar sind oder nur wenige Kinder haben, darf man annehmen, dass sie in einer verhältnissmässigen Wohlhabenheit leben, die vielen tugendhaften, mit einer grossen Familie belasteten Frauen unbekannt ist«. [1])

Ganz Aehnliches berichtet der bekannte Parent-Duchâtelet, der sogar erklärt, »dass die Aerzte der Krankenhäuser in den reichen und fashionablen Kreisen mitunter Damen erkennen, deren Ruf zerstört werden würde, wenn man ihre frühere Geschichte bekannt machen wollte.«

Einzig und allein dort, wo eine Sittenpolizei, beseelt von der ganzen Heuchelei des Puritanismus, den Prostituierten jeden Rückweg in die menschliche Gesellschaft abschliesst — dies geschieht, wohl verstanden, nur den Unglücklichen gegenüber, die zu arm waren, um sich der Registrierung zu entziehen; denn vor den Courtisanen, welche gut zahlende »Freunde« besitzen, machte die Sittenpolizei auch Ausnahmen — nur dort versinken die Entehrten unrettbar im tiefsten moralischen Schlamme. Sonst liegt es in der

---

[1]) Wiedergegeben nach: »Die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft.« (Berlin 1871.) S. 289.

Natur der Dinge, dass sie in ihrer grossen Mehrzahl nach und nach dem Gewerbe, ihre Reize zu verkaufen, entsagen, so dass wir ihnen schliesslich noch als treue Gattinnen, wenn nicht gar, was häufig genug vorkommt, als eifrige Kirchenbesucherinnen und fanatische Verteidigerinnen der „Sittlichkeit“ begegnen. Derartige überraschende Sinnesänderungen finden sich freilich auch bei anderen Weiblein (und Männlein), welche ohne gerade auf sittenpolizeilichen Registern zu stehen, in ihrer Jugend eifrig dem phallischen Kultus oblagen.

Die von der Natur gewollte geschlechtliche Unempfindlichkeit macht es nun einerseits der Frau sehr leicht, ihre Jungfräulichkeit oder besser gesagt überhaupt ihre weibliche Keuschheit zu bewahren und dies um so mehr, als zu allen Zeiten, da fest gegründete Staaten bestanden, die freilich niemals allgemein beobachteten Moralgesetze, bewusst oder unbewusst sich von eben jener natürlichen Thatsache, und zwar oft genug über alles Maass hinaus, beeinflussen liessen.

Bei den tief stehenden Völkern, welche nur in Horden zusammenleben, kommen Abweichungen von dem Naturgesetze vor, dass die Frau weit mehr zum Liebesgenuss neigt wie der Mann; einzelne Reisende wissen sich in ihren Berichten nicht genug zu thun, um die allgemeine Unsittlichkeit der betreffenden, von ihnen besuchten »Wilden«, recht grell hervorzuheben. Ganz abgesehen davon, dass bei diesen Schilderungen wohl oft eine tendenziöse Absicht mit im Spiele ist, welche keineswegs grosses Vertrauen in die Wahrheit des Gesagten erweckt, wissen wir doch ganz genau, dass der eigene Wille des schwächeren Geschlechtes gerade bei den Naturvölkern garnicht in Betracht fällt. So

können sich die Frauen selbst den widerlichsten Forderungen des Mannes nicht entziehen. Damit ist es jedoch keineswegs gesagt, dass sie an den Ausschweifungen, welchen sie als Objekt dienen, grösseren Reiz empfinden wie die — ich möchte sagen »normale« — Prostituierte in unseren Kulturmittelpunkten, welche für klingenden Lohn selbst schmerzliche Misshandlungen erträgt, in denen die perverse Wollust irgend eines männlichen Individuums zum Ausdruck gelangt.

Im Allgemeinen gesprochen, versagt die Natur den Frauen die hohen und unbeschreiblichen Wonnen des Geschlechtsgenusses, die dem Manne zu Teil werden. Ueber die Passivität in der Liebe vermag das Weib nicht hinauszukommen und so wird es auch niemals die Thaten des Mannes begreifen können, welche dieser im guten wie im bösen Sinne unter dem zwingenden, unwiderstehlichen Drucke einer erotischen Leidenschaft begeht. Unbeeinflusst von dem sexuellen Drange, oder lediglich beherrscht von einer passiven Neigung, bleibt es dem Weibe immerdar unmöglich, dem Manne gleich zu sein. Es kann den Versuch machen, ihn auf diesem oder jenem Gebiete zu kopieren — zumeist wird das immer eine Stümperei sein, selten die geniale männliche Leistung erreichen, niemals sie übertreffen — aber das wird ihr eigener Schaden sein; denn kein Lebewesen lehnt sich ungestraft gegen die natürlichen Gesetze auf.

Umgekehrt erscheint das Weib dem Manne wegen der ihm in den letzten Konsequenzen stets fremd bleibenden Verschiedenheit in den Liebesäusserungen, als ein ewiges unlösbares Rätsel.

»Ignorabimus« lautet auch hier das ehrliche Geständnis des einen Geschlechts gegenüber dem anderen.

Trotzdem werden Mann und Weib niemals den Versuch aufgeben, einander zu ergründen. Die Natur selbst fordert sie dazu auf, indem sie unablässig bemüht ist, die alte Sphinx in neue Gewänder zu verhüllen. Sie will gewiss nicht, dass die beiden Geschlechter ihre Rollen tauschen, aber sie will, dass der Adam Eva liebt mit der ganzen Glut seiner kräftigen Natur, und dass Eva sich bemüht, Adam's Glück und Stern zu sein auf der Erde, die ohne die Liebe des Mannes zum Weibe wie ohne die Aufopferung des Weibes, das die höchsten Wünsche des Mannes freudig gewährt, die schrecklichste Hölle sein müsste.

* * *

Eine bekannte und ebenso oft verteidigte, wie von gegnerischer Seite verdammte Lehre Buddha's spricht sich dahin aus, dass der Begattungstrieb schärfer als der Haken, womit man wilde Elephanten zähmt und heisser als alle Flammen sei, dass er einem Pfeile gleiche, welcher sich in den Geist des Menschen einbohre.

Das Altertum hatte sich von solchen Grundsätzen durchaus leiten lassen, die asketische Richtung der religiöswahnsinnigen christlichen Wüstenheiligen und ihrer in der Welt stehenden Bewunderer, erklärte den Geschlechtstrieb als die menschliche Erbsünde. Die spätere Zeit, welche wir als das fröhliche naturalistische Mittelalter bezeichnen, verwarf alle derartigen Lehren, wenigstens in der Praxis. Als die Reformation in den nüchternen Puritanismus überging, suchte man jegliche Äusserung des Geschlechtstriebes an

die vier Pfosten des ehelichen Lagers zu ketten und selbst der Katholizismus gefiel sich darin, das Mittelalter und vollends das Alterthum wie seine Nachahmung, das Rinascimento, in den grellsten Farben für den Gipfelpunkt menschlicher Verworfenheit zu erklären. Dann kam die »Aufklärung«, die Zeit Ludwig XIV. und XV., welche das menschliche Dasein nur mit körperlichen Genüssen auszufüllen bestrebt war. Die also geübte Reaktion war ungeheuer in allen katholischen Ländern, aber auch durchaus nicht gering in den protestantischen und dort keineswegs nur in den begünstigten Kreisen der Bevölkerung vorherrschend. Im XVIII. Jahrhundert drehte sich Alles, Kultur, Kunst, Politik und selbst die Wissenschaft schliesslich einzig um die schrankenlosen, aber sehr verfeinerten Äusserungen des Geschlechtstriebes. Die französische Revolution hat diese Bestrebungen nicht unterbrochen, sondern in ihrem Verlaufe, besonders während der direktorialen Herrschaft gestärkt und in den nicht-fränkischen Reichen sind die Heere des Eroberers, wie die vor ihnen flüchtenden Vertreter des ancien-régime unablässig bemüht gewesen, der modern-epikuräischen Lebensauffassung, wie sie das Roccoco kannte, in allen Kreisen die weiteste Verbreitung zu sichern.

Unsere wesentlich praktische und durch die scheinbar unlösliche soziale Frage geängstigte Zeit, sieht zumeist mit Schrecken auf schrankenlose Aeusserungen des Geschlechtstriebes und zwar vornehmlich desswegen, weil sie die »freie Liebe« und eine Massenproduktion von Proletariern für gleichbedeutende Begriffe erachtet.

Es werden desshalb alle Mittel herangezogen, um die Askese dem Menschengeschlechte aufzuzwingen. Die Religion, oder doch wenigstens ihre eifrigen Diener, versuchen

es, die Gemüter entsprechend zu beeinflussen, die Sittenpolizei »regelt die Prostitution«, die verschiedenen »Gesellschaften zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit« jammern auf jedem ihrer Kongresse über die herrschende Immoralität, die Justiz verfolgt Künstler und Schriftsteller, welche »allzu naturalistische Werke« schaffen, und die Wissenschaft — wie erst jüngst eine Reihe von Medicinern in Skandinavien — erklärt, die völlige geschlechtliche Enthaltsamkeit schade nicht nur nicht der Gesundheit des Individuums, sondern stärke dieselbe vielmehr.

Zum Beweise dieser eigenartigen Behauptung wird gern angeführt, dass katholische Geistliche, Nonnen und Mönche, demnach die Berufscölibatäre, durchschnittlich länger leben wie andere Menschen. Obwohl es noch nicht einmal mit völliger Sicherheit feststeht, dass thatsächlich die Vitalität der Klosterbewohner grösser ist als die gewöhnlicher, mit der Erbsünde behafteter Leute, so ist es doch sicher falsch, die geschlechtliche Enthaltsamkeit als den Grund dafür zu bezeichnen. Denn in diesem Falle müssten sich die Herren Mediziner, welche durchschnittlich in verhältnissmässig jugendlichem Alter das irdische Jammerthal verlassen, selbst als ausschweifende Leute bezeichnen, eben weil sie oft früher sterben wie die Angehörigen anderer Berufe.

Das höhere Lebensalter der katholischen Geistlichen und Ordensmitglieder erklärt sich doch gewiss weit leichter aus der Thatsache, dass es für sie so gut wie gar keinen Kampf um's Dasein giebt.

Unsere Zeit, die gern auf politischem Gebiete zentralisiert, die auf oft sehr einseitige Auslegungen der Statistik schwört, um sehr rasch die derartig gewonnene »Wahrheit« mit einer anderen, ihr diametral gegenüberstehenden zu vertauschen

sofern die sie verkündende Autorität gerade mehr in Mode ist wie ihr Gegner; unsere Zeit, die mehr und mehr darnach strebt, alle Individualität zu unterdrücken, über die Gesamtheit der Staatsbürger den Bleimantel der Gleichheit zu pressen, sowie ein auf das genaueste durchgeführtes Nivellement der Geister zu schaffen; unsere Zeit schematisiert und räumt zugleich den schiefen Ansichten Einzelner — trotz allem Parteigezänke — viel zu grossen Einfluss auf die Ausgestaltung der Kultur ein.

So ist man bereits dazu gekommen, in Bausch und Bogen zu erklären, das einzelne Individuum müsse um der Gesamtheit willen seinem Geschlechtstriebe eiserne Fesseln anlegen. Alle unsere Sittengesetze sind auf diese Grundforderung hin abgestimmt und da nun einmal die grössere Zahl der Menschen ihres Geschlechtstriebes nicht immer Meister bleibt, so sehen wir gerade in jenen Dingen, welche die höchsten natürlichen Freuden und Genüsse bilden, die unleidlichste Heuchelei sich breit machen.[1])

Es soll keineswegs bestritten werden, dass viele unserer Mitbürger und Mitbürgerinnen geschlechtlich völlig enthaltsam leben, dass ferner eine grössere Zahl sich mit einem sehr mässigen, zumeist monogamischen Geschlechtsgenusse begnügt. Aber wir wissen Alle — ob wir uns vor dieser Wahrheit auch gern bergen nach der Art des Vogel Strauss —, dass diese Klassen unter unseren Mitmenschen nicht die Mehrzahl ausmachen. Ein Blick in die grosse Geschichte der Kultur überzeugt uns, dass die übergrosse Zahl der Dichter, Denker, Künstler, Staatsmänner, Krieger usw., welchen ihre Werke einen ewigen Ruhm sichern, keineswegs

[1]) Vergl. das Werk des Verfassers »Weib und Sittlichkeit.« (Carl Duncker's Verlag, Berlin 1898.)

zu der Klasse der Enthaltsamen oder auch nur zu der Schaar der Mässigen gehört haben. Selbst unter den wahrhaft grossen Frauen, deren Namen und Thaten der Geschichte angehören, kommt die ähnliche Erscheinung zum Ausdruck.

Weil wir nun gut wissen, dass unsere Sittengesetze sehr künstliche Schöpfungen sind und weil wir sie selbst übertreten, es aber im vermeintlichen Interesse der Gesellschaft nicht wahr haben wollen, so verkünden wir mit dem Brustton der heiligen Überzeugung, die Moral müsse aufrecht erhalten werden. Wir heucheln sexuelle Unempfindlichkeit und brüsten uns mit der Keuschheit, die vielfach zur Unnatur geworden ist.

So lässt sich die Öffentlichkeit in Deutschland von einem moskowitischen Barbaren »Keuschheit«, oder besser gesagt, unnatürliche Askese predigen und sie bewundert diesen sonderbaren Propheten der Enthaltsamkeit, welcher selbst mit seiner Gattin elf Kinder zeugte. Martin Luther dagegen, welchen wohl kein vernünftiger Mensch für einen Verteidiger von Ausschweifungen halten wird, und der das Leben mit seinen grossen Fragen mindestens so gut kannte wie die gelehrten Herren, die heute die Enthaltsamkeit fordern, meinte: »Es ist bald gesagt: Sei keusch! Ja, warumb bist du denn nicht auch keusch? Es ist gut Ding; friss und sauf du, und heiss mich immer fasten. Doch es ist gnug gesagt denen, die ihn sagen lassen; die aber nicht hören, was soll man ihnen sagen? . . . Denn kein Mensch ist zur Keuschheit geschaffen, sondern allesamt sind wir geschaffen, Kinder zu zeugen«.[1])

[1]) v. Strampff: »Luther, Über die Ehe«. S. 52.

Im allgemeinen wird angenommen, dass der Mann weit weniger geschlechtliche Enthaltsamkeit zeigen könne wie die Frau. Luther hat darüber eine wunderliche Erklärung gegeben; denn er sprach einmal die Worte: »Als wenig man des Essens und Trinkens entbehren und gerathen kann, also möglich ist's auch, sich von Weibern zu enthalten; denn wir durch natürliche Begier allermaassen uns nicht äussern können. Ursach ist die, dass wir in der Weiber Leibe empfangen, darinnen ernähret, davon geboren, gesäuget und erzogen werden, also dass unser Fleisch das meiste Teil Weiberfleisch ist, und ist uns unmöglich, uns von ihnen ganz abzusöndern.«[1])

Betrachten wir diese Weisheit ein wenig genauer, so sehen wir ganz deutlich, dass der orientalisch-christliche Begriff vom Weibe, dem unreinen Gefäss der Erbsünde, auch in dem Kopfe des Reformators spukte. Der Mann entschuldigte von jeher seine sexuelle Empfindlichkeit, sobald diese der offiziell durch das Sittengesetz geforderten Moral und der Keuschheit widersprach, damit, dass sie ein Erbe von mütterlicher Seite und dass das Weib überhaupt gleichbedeutend mit Verführung sei.

Obwohl die Existenz der Menschheit einzig und allein von der Äusserung des Geschlechtstriebes abhängt, darf über diese Dinge doch nur so wenig wie möglich gesprochen werden; denn die leiseste Berührung der bezüglichen Fragen gilt als unsittlich.

»Was hat das arme Zeugungsgeschäft, das so natürlich, so notwendig, so gerecht ist, den Menschen zu Leide

---

[1]) M. Luther's Tischreden; Ausgabe von Förstemann und Bindseil. IV. Abth. S. 49/50.

gethan, dass sie, ohne schamrot zu werden, davon zu sprechen sich nicht erlauben und es aus ernsthaften, ehrbaren Gesprächen verbannen? Wir sagen ohne alles Bedenken: Töten, stehlen, verraten, und Jenes würden wir nicht ohne entsetzliches Maulspitzen nennen. Soll das etwa so viel heissen, dass, je weniger wir uns darüber in Worten auslassen, je mehr sei es uns erlaubt, unsere Gedanken damit auszufüllen? Denn es ist doch gut, dass solche Worte, die am wenigsten ausgesprochen, am seltensten geschrieben und am besten verschwiegen werden, die bestverstandenen und überhaupt am meisten bekannt seien. Sie sind auch keinem Alter, keinen Sitten so wenig unbekannt, als das liebe tägliche Brod. Sie drücken sich einem Jeden ein, ohne dass man sie ausdrückt, und haben weder Klang noch Figur, und das Geschlecht, welches es am meisten angeht, hat die Pflicht, am meisten darüber zu schweigen. Es ist eine Handlung, der wir eine Freistatt im Stillschweigen angewiesen haben, der sie zu entreissen ein Verbrechen heist; nicht, wenn man sie auch nicht entrissen, um sie anzuklagen und zu verurteilen. Aber wir wagen ja nicht einmal, sie zu geisseln, als mit Umschreibungen, noch aufzuhängen, als in Bildnissen. Es kommt einem Verbrecher gar sehr zu statten, wenn er so abscheulich ist, dass es die Gerechtigkeit für ungerecht hält, ihn zu sehen und zu berühren, und er also durch das Uebermaass seiner Ruchlosigkeit frank und frei ausgeht. Geht es damit nicht ebenso, wie mit den Büchern, welche, dass sie verboten sind, nur mehr bekannt und um so theurer verkauft werden? Was mich selbst betrifft, so trifft bei mir wirklich ein, was Aristoteles sagte, nämlich: Schamhaftigkeit gereiche der

Jugend zur Empfehlung, dem Alter aber zum Vorwurf.«[1])

Wir haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ausführlich über alle Fragen zu diskutieren, welche den Geschlechtstrieb betreffen, eben jene unsere Lebensäusserung, die neben dem Hunger allein unsere Welt regiert.

Die moderne Wissenschaft belehrt uns, dass der Geschlechtstrieb zwei verschiedene Dinge umfasst, den Begattungs- und den Fortpflanzungstrieb.

»Ob man freilich von einem Trieb nach Fortpflanzung, welche doch nur eine Folge der Kopulation ist, überhaupt reden kann, erscheint fraglich. Wenigstens tritt beim Kulturmenschen so viel Reflexion dazu, dass von etwas Triebartigem kaum noch die Rede sein kann, sicher nicht beim Mann. Für das Weib mag der Ausdruck noch eher passen, da bei ihm besondere Organe zur Beherbergung des befruchteten Eies vorhanden sind, welche vielleicht eine solche bestimmte Seelenthätigkeit zu erzeugen vermögen.[2])

Im Widerspruche mit dieser gelehrten Meinung steht jedoch die Thatsache, dass, mit verhältnissmässig sehr wenigen Ausnahmen, Liebende, sofern sie die Fortpflanzung nur irgend mit den herrschenden Sittengesetzen in Einklang zu bringen vermögen, und selbst wenn ihre materielle Lage ihnen nach dieser Richtung hin eine Entsagung auferlegen sollte, ein lebendes Unterpfand ihrer Vereinigung zu besitzen, den heissen Wunsch äussern. In

---

[1]) Michel Montaigne: »Essais«. III, 5. Uebersetzt von Bode. V. S. 157/158.

[2]) Prof. Dr. Alfred Hegar: »Der Geschlechtstrieb«; eine socialmedizinische Studie. S. 1.

der höchsten Erregung des Liebesfiebers stammelt auch das Weib, dessen Jungfräulichkeit noch vor kurzem seinen höchsten Schatz ausmachte, Worte, durch die es seine wirkliche Begierde nach einer Empfängnis von dem Angebeteten ausdrückt und der Mann, dem die geliebte Frau, in holder Scham errötend, das Geständnis zuflüstert, sie fühle sich Mutter von ihm, empfindet ein stolzes reines Gefühl, das ihn wahrhaft glücklich macht. Wo es anders ist, besteht geradezu eine Perversität, deren Ursache wir getrost auf eine der Unnatürlichkeiten des sozialen Lebens zurückführen dürfen.

Wir haben bereits gesehen, dass es moderne Naturgelehrte giebt, welche die Askese predigen, wenigstens leugnen sie, dass die geschlechtliche Enthaltsamkeit irgend welche krankhaften Zustände nach sich ziehen könne.

»In wie fern führt unbefriedigter Geschlechtstrieb zur Krankheit? Wenn man nach den medizinischen Schriften urteilt, so bezieht sich diese Frage hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht. Eine grosse Zahl von Frauen heiratet nie, einige freiwillig, viele notgedrungen. Wie weit kann man sagen, dass Jungfrauenschaft der Gesundheit schadet? Der Gebrauch des komplizierten Fortpflanzungssystems, das im anderen Falle ruhen würde, muss augenscheinlich die ganze Frau beeinflussen, und wahrscheinlich im grossen ganzen günstig; weiter giebt das Erwachen des Mutterinstinkts und die zahlreichen Pflichten, welche die Sorge für die Kinder mit sich bringen, der Frau einen Lebenszweck, der ihr sonst oft mangelt. In diesem Sinne leidet die unverheiratete Frau wahrscheinlich; aber leidet ihre Gesundheit durch unbefriedigte geschlechtliche Begierden? In den medizinischen Schriften herrscht die An-

sicht vor, dass die unverheiratete Frau in der That leidet.[1]) So bemerkt Savages: »Salacitas major, major ad hysteriam proclivitas«[2]); ähnlich T. Aegineta, dass es bei »juvenculis salicibus« häufig beobachtet ist, und Laycock behauptet, dass »diese Thatsache so allgemein anerkannt und durch tägliche Beobachtungen so beständig bestätigt wird, dass so etwas wie ein Beweis unnötig ist«. Gowers ist etwas vorsichtiger. »Enthaltsamkeit«, schreibt er, »ist für die Ursache von Hysterie gehalten worden, aber wahrscheinlich ist sie es nur, wenn sie plötzlich auf fortgesetzten Genuss folgt; und ihr Einfluss ist vorzugsweise auf das weibliche Geschlecht beschränkt«. Dann bemerkt Plinius: »Multa morborum genera primo coitu solvuntur«.[3]) — Die Schlüsse, zu denen wir gelangt sind, erwecken in uns den Glauben, dass der Einfluss, den ungestillter Geschlechtstrieb bei den Frauen auf Krankheiten hat, sehr übertrieben worden ist. Einige der bedeutendsten Ärzte unserer Zeit haben die Meinung ausgesprochen, dass keinem Manne ein keusches Junggesellenleben schlecht bekommt, wenigstens soweit es Enthaltsamkeit bedingt, und wenn das von Männern als Wahrheit gilt, so muss es, sollte man meinen, noch mehr von Frauen gelten«.[4])

Einer der Naturphilosophen, die man heutzutage gern als Phantasten bezeichnet, drückt sich im Hinblick auf das

---

[1]) Gemeint ist die ältere bezügliche Litteratur, vornehmlich die englische.

[2]) »Je grösser die Geilheit, desto stärker die Neigung zur Hysterie«.

[3]) »Viele Arten von Krankheiten werden durch die erste Begattung gehoben«.

[4]) H. Campbell: »Differences in the Nervous Organisation of Man and Woman«. p. 214/215.

Weib und die geschlechtliche Enthaltsamkeit dagegen folgendermaassen aus:

»Die Enthaltsamkeit ist zu allen Zeiten für das weibliche Geschlecht als besonders schädlich angesehen worden und es ist auch dieses einleuchtend, da das Weib vornehmlich zur Fortpflanzung geschaffen und die Entziehung der ehelichen Pflicht bei demselben einen bedeutenden Einfluss auf den Organismus ausüben muss. Montesquieu (Esprit des Lois. XXI. 12) sagt zwar, dass alle Völker die Ausschweifungen der Frauen in gleichem Grade verachten, weil die Natur allen Völkern solches eingegeben habe, und Dubois will hieraus entnehmen, dass die Enthaltsamkeit bei dem weiblichen Geschlechte durchaus kein gezwungener Zustand sei, welcher Schluss jedoch durchaus unrichtig ist; denn bei allen Völkern sind auch die alten Jungfrauen im allgemeinen verachtet, und wenn in dem Mittelalter eine strenge Enthaltsamkeit als eine Weihung der Gottheit angesehen wurde, so wurden bei den Römern und Griechen und bei vielen kultivierten Völkern auch Ausschweifungen bei gewissen religiösen Handlungen ausgeübt, sodass dergleichen Schlüsse nicht zulässig erscheinen. Da der weibliche Organismus so ganz für das Zeugungsgeschäft geschaffen ist, so müssen die Ausschweifungen sowohl als auch die Enthaltsamkeit in gleichem Grade nachteilig auf denselben einwirken [1]).«

Was uns persönlich in der Behandlung dieser Frage angeht, so vertreten wir den Standpunkt, dass man dem erwachsenen, im Besitze seiner Vernunft und seiner bürger-

[1]) D. W. H. Busch: »Das Geschlechtsleben des Weibes.« I. S. 686.

lichen Freiheit befindlichen Individuum, gleichviel welchen Geschlechts, den unbeeinflussten Entscheid darüber zugestehen soll, ob es sexuell enthaltsam leben will oder nicht. Solange durch die mehr oder minder häufige Ausübung des Geschlechtstriebes weder die Rechte Dritter beschädigt, noch auch die Gesetzesparagraphen herausgefordert werden, welche von der Erregung öffentlichen Ärgernisses reden, sofern kein Stuprum und keine allgemeine Gefährdung in socialer Hinsicht vorliegt, muss der Liebesgenuss völlig im Belieben der einzelnen, ihn wünschenden, Personen stehen.

Praktisch haben die Menschen ja immer auf diesem Standpunkte beharrt, trotz der himmlischen Strafen, die man ihnen mit dem Aufkommen einer herrschsüchtigen Kirche androhte, und trotz der irdischen Bussen, welche der heuchlerische Puritanismus über die »Unkeuschen« — freilich mit sehr unterschiedlicher Auswahl der betreffenden Sünder — verhängte.

Es wäre jedoch gewiss endlich an der Zeit, dass die öffentliche Meinung einmal anfinge, die letzten Reste der unnatürlichen Auffassung von Moralität verschwinden zu lassen.

* * *

Einem grossen Widerstreit in den Meinungen begegnen wir also darüber, ob die Enthaltsamkeit im geschlechtlichen Genusse von schädlichen Folgen begleitet sei oder nicht,

Die Vox Populi, welche freilich keineswegs immer als die Vox Veritatis gelten darf, bejaht die Frage, dass das Cölibat sich ungünstig für das Individuum äussere, und sie steht noch durchaus bei der oben wiedergegebenen

Lehre des Plinius. Jedenfalls sind sehr viele Leute, welche den verschiedensten Kreisen und Berufen angehören, der Ansicht, dass wenigstens die Bleichsucht der jungen Mädchen mit der sexuellen Abstinenz ursächlich zusammenhängt und durch die Kopulation der Leidenden gehoben werden könne. Andere gehen sogar noch weiter und setzen wirklichen Irrsinn (Liebeswahnwitz, Nymphomanie, Satyriasis), Verbrechen (Lustmord, Notzucht) und mindestens die Hysterie weiblicher Personen auf die Rechnung des unbefriedigten Geschlechtstriebes.

Da an einer anderen Stelle dieses Werkes der Zusammenhang zwischen der Kultur und den sexuell-psychopathischen Erscheinungen, zu denen wir gewiss auch die Lust-Verbrechen rechnen dürfen, ausführlich zu behandeln bleibt, so wollen wir uns hier auf die Gegenüberstellung der Anschauungen der Wissenschaft von den Ursachen der Bleichsucht und der Hysterie beschränken.

Über die Ursache der Chlorose sich entwickelnder Mädchen urteilt die Physiologie, dass sie in einer angeborenen Schwäche in der Entwicklung der blutbildenden und bluttreibenden Apparate im mittleren Keimblatte (Gefässsystem) zu bestehen scheine. »Bei ihnen sind Herz und Gefässe klein, die absolute Zahl der Blutkörperchen kann sogar bis auf die Hälfte herabgesetzt sein. In den Blutkörperchen selbst, deren relative Zahl entweder erhalten sein oder sogar bis auf ein Drittel vermindert sein kann (Laache), ist das Hämoglobin bis gegen ein Drittel vermindert (Duncan, Quincke), nach Verabreichung von Eisen steigt es wieder (Hayem). Der Eisengehalt des Blutes ist herabgesetzt, selbst bis zur Hälfte;

Stahlkuren steigern den Gehalt des Blutes wieder (Scherpf).«[1])

Ein unbekannter aber viel gelesener englischer Arzt erklärt[2]) die Chlorose als eine offenbar mit dem Geschlechtssystem verknüpfte und den Frauen eigentümliche Krankheit, die bei dem Manne garnicht oder nur höchst selten vorkomme. Über die Ursachen giebt er Folgendes an:

»Dieselben bestehen in allen jenen allgemeinen Einflüssen, welche das junge Mädchen schwächen und ganz besonders in denjenigen, welche die Entwickelung des Geschlechtssystems aufhalten oder seinen gesunden Zustand beeinträchtigen. In unseren Pensionen und anderen weiblichen Erziehungsanstalten wird der Entwicklung der körperlichen Kräfte sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Es herrschen steife und falsche Vorstellungen über das, was sich für junge Mädchen schickt; kräftigen und erheiternden Spielen wird eine abwehrende Haltung entgegengesetzt und die körperliche Bewegung auf einen formellen Spaziergang beschränkt. Es herrscht ein weit grösserer Mangel an physischer Religion in der Erziehung junger Frauen als selbst in der der Männer. Körperliche Kraft, physischer Mut und Gewandtheit werden keineswegs für weibliche Tugenden gehalten; man betrachtet sie im Gegenteil als unweiblich, und statt dessen werden Sanftmut, Ruhe und eine liebenswürdige Schüchternheit gepflegt — Eigenschaften, die dem Stolze des Mannes in seiner missverstandenen Rolle als Beschützer des schwächeren Geschlechts schmeicheln. — Aber es giebt keinen solchen natürlichen Unterschied zwischen Mann und Frau. Bei der

---

1) Prof. Dr. L. Landois: »Lehrbuch der Physiologie des Menschen.« 6. Auflage (1889). S. 36.

2) In: »Die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft (Übersetzung nach der IX englischen Aufl. 1871).« S. 193 ff.

Frau sind, gerade wie beim Manne, überlegene Körperkraft, physischer Mut und Nervenstärke notwendig zur Bildung eines schönen Charakters, und diese können nur erlangt werden, indem der Körper gekräftigt und das Nervensystem zu einer gesunden, energischen Thätigkeit entwickelt wird. Es ist nicht wahr, dass die männlichen und weiblichen Tugenden in vieler Hinsicht einen Gegensatz bilden. Die beiden Naturen sind nach demselben ursprünglichen Muster angelegt und gehorchen der Hauptsache nach denselben Gesetzen. Das grosse Gesetz der Thätigkeit aller Körperteile erleidet gleichmässig auf beide Geschlechter Anwendung und bei der Frau wie bei dem Manne ist physische Kraft tugendhafter als physische Schwäche, Mut tugendhafter als Schüchternheit, Nervenstärke tugendhafter als Nervenschwäche und es ist ein Zeichen einer krankhaften und unnatürlichen Lebensansicht, dass diese Wahrheiten nicht von uns allen tief empfunden werden. An allen physischen Tugenden, die gerade so wichtig sind als die moralischen, leidet die Frau den schrecklichsten Mangel. Ihre Erziehung und die irrtümlichen Ansichten über das, was in dem weiblichen Charakter bewundernswert oder schön ist, lassen sie schwach an Körper und Geist heranwachsen. Ihre Kraft wird nicht durch angemessene Spiele und Übungen entwickelt, daher ist sie schwach und zart, ihr Muth wird nicht durch praktische Bethätigung ausgebildet, sondern wegen der verderblichen Vorstellung, dass Schüchternheit bei der Frau liebenswürdig sei, zurückgedrängt — daher wird sie nervös und hysterisch. Auch ihr Geist bleibt schwach, weil die soliden Branchen des Wissens als ungeeignet für ihren engen Lebenskreis von ihren Studien ausgeschlossen werden. Dann wieder fesselt der verkrüppelnde Gedanke der Keuschheit und des weib-

lichen Anstandes sie wie eine unsichtbare Kette, wo sie auch sein mag und hindert sie, frei und kräftig zu denken, zu fühlen und zu handeln. Sie darf dies nicht thun, sie darf jenes nicht studieren, sie darf sich nicht abgeben mit der Erkenntnis ihres eigenen Körpers und der Gesetze derselben; sie darf weder die Bücher lesen, noch das Wissen erwerben, die den Männern offenstehen; sie darf sich nicht laut bewegen und spielen, noch ohne Begleitung ausgehen, noch abends allein durch die Strassen wandern, noch allein reisen, noch von den tausendundein Privilegien Gebrauch machen, welche dem begünstigteren Geschlecht gewährt sind. — Wenn wir den Ursprung und die Bedeutung dieser eigentümlichen Ideen über die Frauen untersuchen, so werden wir finden, dass sie auf keinem natürlichen Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern beruhen, sondern auf irrthümlichen Ansichten des Mannes und ganz besonders auf missverstandenen Vorstellungen über die Tugend weiblicher Keuschheit. Aus dem Verlangen, diese vermeintliche Tugend zu hüten, sind jene der weiblichen Freiheit und der weiblichen Körper- und Geistesentwicklung auferlegten Beschränkungen meist entstanden .... Aber die Bleichsucht kann auch durch ganz besondere geschlechtliche Einflüsse verursacht werden. Sehr häufig soll sie aus Masturbation entstehen, und obgleich dieser Gegenstand wegen der Hindernisse, die ihm durch das geschlechtliche Schamgefühl sowohl der Ärzte als der Kranken in den Weg geworfen werden, keineswegs hinreichend erforscht ist, so kann doch kaum bezweifelt werden, dass diese unglückliche Gewohnheit bei jungen Mädchen gerade so häufig ist als bei jungen Männern. ... Die Bleichsucht geht oft, nach dem Eintreten der Pubertät, unabhängig von der Masturbation,

aus unbefriedigtem geschlechtlichen Verlangen hervor. Dies Verlangen steht gewöhnlich in Verbindung mit einer Liebesaffaire, bei der Enttäuschung oder Verzug stattgefunden hat. Das ganze Wesen des armen jungen Mädchens ist durch diese eine Leidenschaft hingenommen und sie welkt dahin, indem sie jeden Trost ihrer wohlmeinenden aber unwissenden Freunde abweist. Umsonst versuchen diese, sie durch Zärtlichkeit oder durch verschiedene Vergnügungen zu zerstreuen; es ist Liebe, nicht Freundschaft, wonach der Geist in jenem Alter verlangt, und ohne welche er weder Ruhe noch Frieden kennt. Keine andere Klasse menschlicher Leiden hat mir mehr Schmerz bereitet, als diejenigen, welche junge unverheiratete Frauenzimmer bei uns erdulden. . . . Wie oft sehen wir leider junge blühende Mädchen, die voll von Leben und Hoffnung heranreifen und denen Jahr auf Jahr dahingeht ohne jede Befriedigung der stärksten Leidenschaften und Empfindungen ihrer Natur!«

»Um die Chlorose zu verhüten« — sagt er endlich — »müssen alle Mittel ergriffen werden, die physische Kraft der Frau von ihrer Kindheit an zu heben. Die weibliche Erziehung und die beschränkten Ansichten über weiblichen Anstand müssen bedeutende Änderungen erleiden. Der Körper der Mädchen muss, gerade wie der von Knaben und jungen Männern, gekräftigt werden durch körperliche Spiele und Übungen, an welchen alle jungen Leute Vergnügen haben. Man muss ihnen lehren, dass physische Kraft, Mut und blühende Gesundheit bei der Frau ganz so vortrefflich und wünschenswert sind als beim Manne, und sie müssen es lernen, ebenso stolz auf die physischen Tugenden zu sein als auf die geistigen. Nicht für sich

selbst allein heben sie ihre physische Kraft, sondern auch für ihre künftige Nachkommenschaft; blasse und kränkliche Mütter gebären blasse und kränkliche Kinder.«

So dachte man einmal, als man noch nicht von jenem Fanatismus befallen war, der im Cölibat die höchste menschliche Tugend sieht.

Heute erklären Ärzte: »Die Bleichsucht hat mit zurückgehaltenem Geschlechtstrieb keine ursächliche Beziehung.«[1]) Und zur Heilung empfehlen sie unter keinen Umständen die Verheiratung, die freilich, darüber kann gar nicht gestritten werden, bei einer hochgradigen Chlorose nur schaden und keinesfalls nützen kann. Dagegen meinen sie, die krankhaften Zustände hätten mehr psychische Ursachen und müssten weichen, wenn die betreffende Person eine gehörige Beschäftigung fände.

Wird die schönste Thätigkeit, welche ein junges Weib überhaupt erstreben mag, nicht diejenige sein, einen Mann durch seine Liebe zu beglücken und ihre mütterlichen Pflichten zu erfüllen? Es ist ein krankhafter Zustand, ohne alle Frage, wenn ein Weib dauernd auf die Befriedigung des Geschlechtstriebes verzichten muss, wenn es, das nach natürlicher Neigung und in Folge seiner gesamten Erziehung, dazu tendiert, die Heirat zu vollziehen, in den schönsten Jahren von den höchsten Genüssen ausgeschlossen bleibt, welche das Leben nur kennt. Gewiss wird die im allgemeinen beobachtete, aber keineswegs immer bestehende sexuelle Unempfindlichkeit des Weibes, verbunden mit irgend einer erspriesslichen Thätigkeit, jenen Panzer schmieden, hinter welchem sich das natürliche Verlangen

[1]) Prof. Dr. Alfred Hegar: a. a. O. Seite 45.

maskiert; doch bleibt zu bedenken, ob denn wirklich so viel Arbeitsgelegenheit zur Verfügung steht, um das von einem widersinnigen Sittengesetz betroffene Individuum halbwegs mit dem grausamen Schicksal auszusöhnen. Es werden gewiss nur wenige »Glückliche« sein, die in solcher Art einen Ersatz zu finden vermögen. Die grosse Mehrzahl bleibt unglücklich, weil die moderne Moralheuchelei der Frau jeden nicht vom Staate registrierten Liebesverkehr als ein nicht zu sühnendes Verbrechen anrechnet.

Und nun die Hysterie!

»Die Ursachen, welche den Weg zur Hysterie bahnen,« — sagt jener ungenannte englische Arzt — »sind in mancher Hinsicht denen der Bleichsucht ähnlich, nur dass sie vorzugsweise auf den Geist und das Nervensystem wirken, statt hauptsächlich die Ernährung und Blutbildung zu stören. Dahin gehören irrtümliche physische und geistige Erziehung, welche die Nerven und den Geist schwächen und zu Krankheiten geneigt machen. Aber die eigentümlichen Ursachen der Hysterie sind diejenigen, welche die geschlechtliche Begierde erregen, ohne sie zu befriedigen, und so diese Gefühle und die geschlechtlichen Nerven krankhaft und reizbar machen. Dies ist in der grossen Mehrzahl der Fälle die Ursache der Hysterie. Ein junger indischer Offizier erzählte mir einmal, dass die Hysterie bei den Hindufrauen fast unbekannt ist, und wir wissen, dass es bei diesem Volke für eine religiöse Pflicht gilt, einem Mädchen einen Mann zu verschaffen, sobald die Menstruation beginnt. Sie halten es für eine Sünde, ein einziges der Möglichkeit nach vorhandenes Kind verloren gehen zu lassen. Bei uns dagegen sind wenige Krankheiten so weit, so allgemein verbreitet. Die Hysterie ist gewöhnlicher

unter den reicheren Klassen, bei denen die geschlechtlichen Gefühle, sowohl wegen des Mangels an einer notwendigen Thätigkeit, welche den Geist beschäftigt, als aus verschiedenen anderen Ursachen, wie Romanlesen, Poesie, Tanz, Theater und so vielen anderen Aufregungen, welche die geschlechtlichen Begierden auf's Höchste spannen und die Freuden der Liebe in den glänzendsten Farben malen, weit stärker entwickelt sind; aber man findet sie auch bei allen Ständen. Wie wohl bekannt ist, verbringen die Mehrzahl der Frauen einen grossen Teil, und eine ungeheure Anzahl ihr ganzes Leben ohne jede Befriedigung des Geschlechtstriebes oder jener Sehnsucht, lieben und geliebt zu werden, die der göttlichste und stärkste Instinkt in der Brust der Jugend ist. — Der Leser erwäge diese Thatsachen, er bedenke wer die Opfer der Krankheit sind — d e unverheirateten, verwittweten, oder unglücklich verheirateten Frauen; er untersuche die eigentümlichen physischen und geistigen Erscheinungen der Hysterie und ziehe den mächtigen störenden Einfluss in Betracht, welchen die systematische Entsagung und Enttäuschung unserer stärksten natürlichen Begierden auf ein zartes und empfindsames Mädchen ausüben muss, und es ist unmöglich, den Schluss zu vermeiden, dass dies die Hauptursache der Krankheit ist. Den natürlichen Begierden wird Einhalt gethan, sie werden auf sich selbst zurückgeworfen und es ist unvermeidlich, dass sie zerrüttet werden und dass ihre Zerrüttung allmählich das ganze Nervensystem ergreift. Statt dass dem Strom der Gefühle gestattet wird, in seinen natürlichen Kanal, vor dem Auge des Tages, sich zu ergiessen und alles umher zu erheitern und zu befruchten, wird er abgesperrt in den düsteren verborgenen Höhlen des Geistes,

um dort Überschwemmung und Verwüstung zu verursachen. Was der Stolz und die Freude des jungen Mädchens hätte sein sollen, wird ihre Scham und Qual; sie muss ihre lebhaften und schönen Gefühle zu verbergen und zurückzudrängen suchen — die Unglückliche! Und können wir uns wundern, dass Verwirrung, Schüchternheit und Entkräftung die Folge sind? Die Natur kann diesen Zustand der Sklaverei nicht ertragen und immer wieder zeigt sie in den hysterischen Krämpfen, in dem wilden Aufruhr hysterischer Erregungen, oder in dem wahnsinnigen Taumel der Nymphomanie (des Liebeswahnsinns), dass sie nicht unterdrückt werden will. Die Leidenschaften der Jugend sind ein vulkanisches Feuer, das am Ende alle Hindernisse durchbricht . . . . Die Hysterie ist häufig verbunden mit Menstruationsleiden . . . Es scheint jedoch, dass da, wo eine wirkliche ernste organische Krankheit vorhanden ist, die hysterischen Erregungen gleichsam durch dieselbe beruhigt und die Phantasie durch das physische Leiden gebändigt wird. So sagen denn auch viele junge Frauen, sie würden lieber ein wirkliches physisches Leiden haben, als die unendlich unangenehmen Gefühle nervöser Schwäche, Nutzlosigkeit und Unzufriedenheit, die sie elend machen ohne eine nachweisliche Ursache, die aber in Wahrheit aus dem Mangel an bestimmter Beschäftigung und geschlechtlicher Liebe, den beiden grossen Bedürfnissen in dem Leben der Frau, entspringen. Verwandte sagen von einem jungen Mädchen, an dem sie Zeichen der Missstimmung und Melancholie bemerken: »Warum ist sie nicht glücklich? sie hat doch alles, was ihr Befriedigung gewähren kann, alle ihre Wünsche und Bedürfnisse werden erfüllt.« Aber sie erkennen nicht, dass das wesentlichste von allen Bedürf-

nissen in diesem Alter nicht befriedigt wird, ein Bedürfnis, ohne dessen Befriedigung aller Luxus, alle Zärtlichkeit von Freunden und Verwandten völlig ungenügend sind, das feurige junge Mädchen glücklich zu machen, nämlich die Geschlechtsliebe und auch die Fähigkeit, für sich selbst an Etwas zu arbeiten, wovon ihr Geist ihr sagt, dass es ihrer Energie nicht unwürdig ist. Die Behandlung der Hysterie ist, wie nicht anders zu erwarten, oft sehr schwierig . . . In der That ist die Liebe der einzige Arzt, welcher die ihr eigentümlichen Krankheiten heilen kann und es ist vergeblich, von einem Arzt zu erwarten, dass er ihre Stelle ausfüllt. Die unterdrückten und in Verwirrung geratenen Leidenschaften müssen befriedigt und den Geschlechtsorganen muss eine angemessene und gesunde Anregung gegeben werden, welche das Gleichgewicht ihrer Nerven herstellt, ehe man vernünftigerweise eine Kur erwarten kann . . . Ein befriedigender geschlechtlicher Verkehr ist das grosse Heilmittel der Hysterie; ausserdem sind dort verschiedene Nebenmittel notwendig.«[1])

Über die nämliche Frage spricht sich Prof. Dr. Alfred Hegar folgendermaassen aus:[2])

»In früherer Zeit und, wenn auch seltener in unseren Tagen, hat man gehäufte Erkrankungen von Hysterie, hysterischer Psychose, Veitstanz in geschlossenen Anstalten wie Nonnenklöstern, Mädchenpensionaten beobachtet, welche ebenfalls vielfach dem unterdrückten Geschlechtstriebe zugeschrieben worden sind. Die Schädlichkeiten sind in derartigen Instituten sehr zahlreiche: eine oft allen hygienischen

---

[1]) »Die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft«. S. 209—212.

[2]) a. a. O. S. 35 und 36.

Grundsätzen widersprechende Kasernierung zahlreicher Menschen, selbst im Bannkreis grösserer oder eng gebauter Städte, schlecht gelüftete, dicht besetzte Schlafräume, Mangel aller Rücksicht auf die weiblichen Geschlechtsfunktionen, wie auf die Menstruation, wenig oder keine Körperbewegung im Freien, Ordensregeln, welche einen ausschliesslich religiösen Gedankenkreis herzustellen suchen, Belastung des Gehirns mit schlecht gewählten Unterrichtsstoffen. Hierdurch wird schliesslich bei einer grossen Zahl der Insassinnen eine entschiedene Disposition zu nervösen Leiden erzeugt. Erfolgt dann bei einer besonders veranlagten Person der Ausbruch, so wirken alsdann Nachahmung und Suggestion, um bei einer ganzen Reihe annähernd dasselbe Krankheitsbild erscheinen zu lassen. Dieses gewinnt, zumal bei dem Weibe, leicht einen sexuellen Anstrich, was noch dadurch nicht selten gefördert wird, dass sich in Folge der verkehrten Lebensweise, ungenügender Reinlichkeit und unpassender Einrichtungen, Funktionsstörungen und selbst anatomische Veränderungen im Sexualapparat ausgebildet haben. Ein räudiges Schaf ist auch nicht selten vorhanden. Endlich ist nicht zu verkennen, dass sexuelle Regungen sich unbewusst in Gefühle religiöser Inbrunst verkehren, und umgekehrt, worin auch die Exzesse in den Konventikeln mancher frommen Sekten ihre Ursache finden. In wieweit bei der Entstehung solcher mit sexuellem Anstrich verlaufenden Nervenleiden und Gemütsstörungen noch die gewaltsame Zurückdrängung eines der Kraft und dem Lebensalter der Beteiligten adäquaten Geschlechtstriebes mitwirke, ist schwer zu entscheiden.«

Jeder Arzt, dem die nervösen Zustände der Insassinnen von Nonnenklöstern genauer bekannt sind,

wird bestätigen können, dass hysterische Leiden nirgends so viele Opfer finden, wie gerade in den Frauenkonventen. Mögen auch die Ursachen, welche Prof. Hegar anführt, wohl in Rechnung zu ziehen sein, so erklären sie doch lange nicht Alles. Die Mehrzahl der verschiedenen Fälle von Hysterie muss entschieden dem wider die Natur aufrecht erhaltenen Grundsatze der Keuschheit zugeschrieben werden. Man mag dabei auch beachten, dass in jenen Frauenklöstern, welche in früheren Jahrhunderten ihren Bewohnerinnen die grösste Freiheit gestatteten, die Hysterie nicht vorkam. Keine einzige Stelle der betreffenden Überlieferungen, an denen es dem Kulturhistoriker wahrlich nicht mangelt, spricht von derartigen Erscheinungen, während wir von jenen Nonnenkonventen, welche die strengste Clausur aufrecht hielten, zu allen Zeiten Nachrichten haben, die das Bestehen hysterischer Leiden, wenn nicht sogar hysterische Epidemien melden.

Uebrigens erklärt ein hervorragender Psychologe unserer Zeit: »Nicht an letzter Stelle ist hier der nervenerschütternde Einfluss zu nennen, den gerade beim Weibe die unbefriedigte Liebe ausüben kann, und es sei hierauf um so mehr hingewiesen, als — ich weiss nicht warum — viele Schriftsteller, die über die Ursachen der Nervenleiden schreiben, zwar die winzigsten davon anführen, dieses so mächtige Gefühl mit seinem revolutionierenden Einfluss auf das Gemüt aber unerwähnt lassen. Und doch wissen wir nicht nur aus Romanen, sondern auch aus der täglichen Beobachtung, wie sehr sich das Verhalten eines Mädchens unter der Einwirkung der Liebe ändert. Die grössten nervösen Beschwerden können bei einer befriedigten Neigung auf längere Zeit schwinden, und andererseits können die

allerschwersten Zeichen bei einer unglücklichen Liebe hervortreten«.[1])

Das inbrünstige Gebet der Klosterfrau wird nicht ausreichen, um den Geschlechtstrieb, welcher sich gewiss in den meisten Fällen der Leidenden völlig unbewusst äussert, zu vernichten; im Gegenteil, die seelische Ekstase dürfte ihn sehr häufig verstärken.

So erzählt uns Luther, es sei in Deutschland Sitte gewesen, dass die Klosterfrauen geschnitzte Jesusfiguren nächtlicher Weile ins Bett nahmen, um die Bestimmung der Himmelsbraut recht augenfällig darzuthun. »Aber — setzt er hinzu — sie sahen sich dann nach anderen umb, die da lebeten und jenen besser gefielen.«

Das junge Mädchen in der Welt, dessen Bedürfnis nach Liebe keine Befriedigung findet, wird sich vergebens, sei es durch Vergnügungen, sei es durch irgend welche Beschäftigung, zu zerstreuen suchen. Immer wird die Unterdrückung des mächtigsten Triebes, der den Menschen beseelt, schädlichen Einfluss auf ihr Nervensystem ausüben. Glücklich sind noch diejenigen, welche lediglich eine geringe Nervosität befällt. Ihre Zahl verschwindet jedoch völlig vor dem gewaltigen Heere der Hysterischen und der wegen ihrer erzwungenen Askese zu schweren körperlichen Leiden Verurteilten.

Warum die Schriftsteller, welche über die Ursachen der Nervenleiden schreiben, der unbefriedigten Liebe und ihres Einflusses auf die Gemüter der Menschen keine Erwähnung thun? — fragt Albert Moll.

Zunächst, weil sehr viele dieser gelehrten Herren Schriftsteller niemals wirklich geliebt haben und den

[1]) Albert Moll: »Das nervöse Weib«. S. 73 und 74.

ruhigen Strom ihrer glücklichen Ehe oder ihr stumpfes Hagestolzengefühl als die Norm annehmen, nach der die Menschen dahinleben sollen. Oder, dass sie die Liebe, welche nicht in Form einer Ehe auftritt, als etwas so grenzenlos Unsittliches ansehen, dass sie völlig darüber schweigen. Aus diesen Gründen betrachten selbst Psychologen und Psychiater den Geschlechtstrieb als eine quantité négligeable für die Beurteilung nervöser Leiden und deren Folgen. Darum predigen sie so gern und so überzeugungsvoll die Enthaltsamkeit, ohne zu bedenken, dass sie dadurch die Ausbreitung der Krankheiten, welche sie bekämpfen wollen, befördern. Und die Schaar der Finsterlinge, welche Venus victrix am liebsten kreuzigen möchte, die Nachkommen jener kulturfeindlichen Horde der »christlichen« Wüstenheiligen, stützt sich und ihre Heuchelei, ihr widernatürliches Eunuchentum, am ehesten auf jene lückenhaften Schriften der modernen Wissenschaft.

Und dabei wissen wir Alle, dass nicht nur bei den Naturvölkern, sondern selbst in einzelnen zivilisierten Reichen jene Erscheinung vollständig fehlt, welche bei uns so häufig ist, die alte Jungfer nämlich, dieser unglückliche Zielpunkt eines mitleidlosen Hohnes, der um so grausamer wirken muss, als er Individuen trifft, die in der allergrössten Zahl der Fälle an ihrem Zustande unschuldig sind.

»Wenn wir von dem ethnographischen Standpunkte aus uns mit der alten Jungfer beschäftigen wollen, so ist unsere Arbeit bald gethan. Denn bei den Naturvölkern ist, wie es den Anschein hat, diese Institution vollständig unbekannt. Es ist vollkommen unerhört, dass ein geschlechtsreifes Mädchen nicht irgend eines Mannes Gattin würde, sei es für eine bestimmte Reihe von Jahren, sei es für die

ganze Lebenszeit, und wir haben ja früher bereits gesehen, dass es bei manchen Völkern selbst für unverheiratete Weiber als eine Schande gilt, wenn sie nicht mit Männern in geschlechtlichem Verkehr gestanden haben, und dass hierdurch ihre Aussichten auf eine spätere wirkliche Verheiratung erheblich zunehmen. — In China gelten nach Tscheng ki Tong alte Jungfern »als phänomenale Erscheinung«, und die Ehelosigkeit wird allen Ernstes als ein Laster betrachtet, und es bedarf ganz bestimmter Gründe, um sie zu entschuldigen. Entgegengesetzt der eben gemachten Angabe sagt aber ein anderer Berichterstatter über China, dass die Sorge der Kinder für ihre Eltern dort so gross ist, dass gar nicht selten Mädchen unverheiratet bleiben, nur ganz allein aus dem Grunde, um ihre Eltern pflegen zu können. Dann wird ihnen nach ihrem Tode ein Denkmal aus Holz oder Stein errichtet, auf welchem eine Inschrift diese ihre Aufopferung verewigt.[1]) — Noch strenger sind in dieser Beziehung nach du Perron die Anschauungen bei den heutigen Parsen. Denn wenn bei diesen ein mannbares Mädchen absichtlich die Heirat vermeidet, so gilt das für eine Sünde, die nicht gesühnt werden kann; das Mädchen ist unrettbar der Hölle verfallen. Dass wir überall dort, wo für die Braut ein Kaufpreis erlegt werden muss, alte Jungfern nicht vorfinden, erscheint wohl als selbstverständlich. Denn wo die Mädchen ein Handelsartikel sind, da bilden sie den Reichtum der Familie, und der Vater wird natür-

---

[1]) Diese Sitte deutet geradezu darauf hin, dass die Chinesen die geschlechtliche Enthaltsamkeit des weiblichen Geschlechtes als etwas Ausserordentliches ansehen und sie nur in idealen Fällen zu bewundern vermögen.

licherweise sich wohl hüten, eine mannbare Tochter unverkauft im Hause zu behalten«.[1])

Dass sich die sexuelle Enthaltsamkeit beim männlichen Geschlechte nicht so augenfällig äussert wie bei den Frauen, ist leicht zu erklären. Zunächst lebt der Mann bedeutend freier, und die Askese wird von ihm im allgemeinen nicht geübt, selbst wenn er ein sogenannter »eingefleischter Junggeselle« ist. Im weiteren sind es die angestrengte Thätigkeit, die schweren Sorgen, welche der Kampf ums Dasein mit sich bringt, Exzesse im Gebrauche von Reizmitteln, wie besonders der geistigen Getränke und des Tabaks, und in späteren Lebensjahren die Folgen der im jugendlichen Übermute begangenen Ausschweifungen, welche bei Hagestolzen die heftigen Äusserungen des Geschlechtstriebes zurückdrängen. Nervöse Männer sind jedoch ebenso häufig wie nervöse Frauen, und selbst die Hysterie kann nicht selten beim starken Geschlechte und zwar, was noch auffälliger erscheint, sogar bei einzelnen jungen Soldaten beobachtet

---

[1]) Ploss: »Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.« II. S. 536 und 537. Ploss war nicht verheiratet, stand aber trotzdem keineswegs bei jenen, welche die Askese verteidigen. So sagt er bei der physiologischen Betrachtung der »alten Jungfer« (II. 536): »Dass tiefe seelische Missstimmung und allerlei nervöse Beschwerden diese Zustände nicht selten begleiten, das haben wir im vorigen Abschnitte bereits besprochen. Es ist nun im höchsten Grade bemerkenswert, nicht allein für den Arzt, sondern auch für den Anthropologen, dass es ein wirksames und niemals versagendes Mittel giebt, diesen Prozess des Verwelkens nicht nur in seinem Fortschreiten aufzuhalten, sondern sogar auch die bereits geschwundene Blüte, wenn auch nicht ganz in der alten Pracht, doch in nicht unerheblichem Grade wieder zurückkehren zu lassen, nur schade, dass unsere sozialen Verhältnisse nur in den allerseltensten Fällen seine Anwendung zulassen und ermöglichen. Dieses Mittel besteht in einem regelmässigen und geordneten geschlechtlichen Verkehre.«

werden. Wie oft mag der unterdrückte Trieb auch bei diesen krankhaften Erscheinungen die hauptsächlichste Ursache sein?

Wir haben geschichtliche Beispiele dafür, dass der Mangel an Liebesgenüssen bei Männern die schlimmsten Folgen zeitigte. So starb Pascal verhältnissmässig jung, nur neununddreissig Jahre alt (1662) infolge allgemeiner Körperschwäche, die aus dauernden Pollutionen resultierte, welche sich ihrerseits wiederum von der streng beobachteten Askese herschrieben. Der grosse Isaak Newton, dessen Testikeln schliesslich vollständig atrophiert waren, und der niemals ein Weib berührt hatte, zeigte an sich deutlich, wie auch die Erleuchtetsten den Naturgesetzen nicht entgegen treten dürfen. Nach der Mitte seines Lebens nahm der unvergleichliche Geist mehr und mehr an Schärfe und Umfang ab; kurz vor dem Tode des gewaltigen Physikers liessen sich an ihm die Anzeichen des beginnenden Blödsinns feststellen.

Einen überzeugenden Beweis für den Zusammenhang des Geschlechtstriebes mit den geistigen Fähigkeiten besonders des männlichen Individuums können wir führen, wenn wir an die Castraten, Eunuchen und die hin und wieder vorkommenden Entmannungen, welche im späteren Lebensalter geschehen, erinnern. Letztere Operation wird bei dem sie überlebenden Individuum unter allen Umständen Blödsinn hervorrufen.

So können wir wohl mit den Worten eines zeitgenössischen französischen Arztes einig gehen, der da, entgegen den modernen Säulenheiligen, rund heraus erklärt:

»Die Vereinigung der Geschlechter ist eines der grossen Gesetze der lebenden Natur. Wie alle Geschöpfe, so sind auch Mann und Frau ihm unterworfen und können dasselbe

nicht übertreten; und zwar ganz besonders nicht im reiferen Alter, ohne dass ihr Organismus mehr oder weniger darunter leidet [1]).«

* * *

Allseitig wird anerkannt, dass sexuelle Exzesse schädlichen Einfluss auf die körperliche und geistige Gesundheit des Individuums, welches sie betreibt, ausüben, und im allgemeinen findet sich die Ansicht bei Laien wie bei Gelehrten vertreten, dass die Ausschweifung viel verderblichere Folgen zeitigt wie die Enthaltsamkeit.

Jedenfalls äussern sich die Konsequenzen der beiden Extreme in einer ziemlich übereinstimmenden Form: beide rufen Nervosität, Körperschwäche, Störungen im Verdauungsapparat, Nieren- und Sexualleiden hervor. Die Schwächung des moralischen Charakters muss der Ausschweifung besonders zugeschrieben werden, aber sie findet sich nicht nur bei jenen, die sexuelle Exzesse begehen, sondern auch und weit stärker noch bei Trinkern, Opiumrauchern, Morphinisten u. s. w. Bei den Prostituierten beispielsweise werden wir, so lange der Alkohol oder die Narkotica nicht ihr Werk vollendet haben, oft Charaktere finden, welche über das allgemein menschliche Niveau hervorragen.

Jene Frauen der Welt und Halbwelt, die ihre Ehemänner und Geliebten betrügen, die wahnsinnige Verschwendung betreiben und vollständig charakterlos sind, haben mit den Prostituierten nichts gemein, sie gelten dem Publikum nicht einmal als wirkliche Courtisanen. In der That sind sie meistens erblich Belastete oder nervöse oder

[1]) A. Debay: »Hygiène et Physiologie du Mariage (1880).« p. 22.

endlich perverse Geschöpfe und der Alkohol wie die Narkotica spielen in ihrem Leben eine Hauptrolle. Diese Weiber kennen weder Scham noch Liebe, weder mütterliche Gefühle noch auch kindliche Treue. Man würde den unglücklichen »filles libres«, auf welche die heuchlerische Gesellschaft, in deren Kreisen jene Entarteten eine glänzende Rolle spielen, stets Steine wirft, das grösste Unrecht anthun, wenn man sie mit den gekennzeichneten Boudoirlöwinnen auf eine Stufe stellen wollte.

Man findet unter den Lustdirnen garnicht selten wirkliche Engel in Rücksicht auf ihren Mangel an Selbstsucht, ihre Aufopferungsfähigkeit, ihr wahrhaftes Liebesbedürfnis, ihre mütterlichen Eigenschaften und ihren kindlichen Gehorsam.

»Ein Gegenstand aber, der in der Lebensweise der öffentlichen Mädchen besondere Aufmerksamkeit verdient, ist die ausserordentliche Anhänglichkeit, welche sie für ihre Liebhaber besitzen, und was sie alles thun, diese zu erhalten. Sie ziehen in Betreff des Geldes nicht nur keinen Nutzen von ihnen, sondern viele von ihnen ernähren, kleiden und unterhalten sie auch noch mit dem, was ihr Gewerbe abwirft. Eine hübsche Anzahl junger Leute in Paris haben kein anderes Mittel, sich zu erhalten, und unter ihnen giebt es manche, die man mit Bedauern auf so niedriger Stufe sieht [1]).«

Nein, unter diesen Unglücklichen sind die schlechten, gemeinen Charaktere ebenso selten vertreten, wie sie es häufig sind in den Kreisen der »Damen«, welche die ihnen zu Füssen liegenden Männer aussaugen, um sie bei der

---

[1]) Parent-Dûchatelet: »Die Sittenverderbnis des weiblichen Geschlechts in Paris.« Übersetzt von Becker. I. S. 68.

ersten besten Gelegenheit von sich zu weisen. Es mag zugestanden werden, dass die betreffenden männlichen Individuen einen guten Teil Schuld an solchen Verhältnissen tragen, weil sie ohne Überlegung, angestachelt durch eine Leidenschaft, Alles solchen Weibern opfern — aber, zu ihrer Entschuldigung dürfen sie vieles anführen, während es für jene Kirken, welche nur von einer unersättlichen Gier nach Gold beherrscht werden, keine Verzeihung giebt noch geben darf.

Der Mann, den seine sinnliche Neigung zu sexuellen Exzessen verleitet, gefährdet unter allen Umständen seine Gesundheit, während das Weib weit weniger übelen Folgen ausgesetzt erscheint. Es ist bekannt, dass die Prostituierten eine »santé de fer« besitzen und diese allgemeine Stärke ihrer Konstitution sich selbst dann nicht immer vermindert, wenn sie von venerischer Ansteckung befallen werden. Der kräftigste Mann jedoch kann wirkliche Ausschweifungen nur verhältnissmässig kurze Zeit ertragen und zwar niemals ohne Schaden. Aber, die sinnlichen Leidenschaften sind unausrottbar mit dem männlichen Geschlechte verbunden und sie haben von jeher, trotz aller Predigten, aller Philosophie, aller Ermahnungen eine ungeheure Zahl von Opfern gefordert. Es ist völlig unnütz, ein Wort darüber zu verlieren; denn die Thatsache bleibt bestehen, und wir müssen die Erscheinung als eine natürliche hinnehmen. Die sexuellen Exzesse fanden sich zu allen Zeiten, in jenen, da die Gesellschaft die grösste Freiheit im geschlechtlichen Genusse anerkannte, so gut wie in den Perioden, da die Moralgesetze den Ehebruch mit dem Tode bedrohten. Wenn wir aus dem alten Athen, dem Alexandrien der Ptolemäer, dem Rom der Cäsaren und dem Frankreich der Valois und

Bourbons so unendlich viel von allen nur denkbaren Ausschweifungen hören, indess die puritanischen Epochen anscheinend nichts derartiges kennen, so sind wir gewiss versucht, die Freiheit, welche einst in den Beziehungen der Geschlechter zu einander bestand, als die Urheberin der Laster anzuklagen.

Das ist denn auch geschehen: einmal von jenen Autoren, die mit Bewusstsein die Kulturgeschichte fälschen, dann von Leuten, welche ihre Auslassungen auf oberflächlichen Urteilen aufbauen und endlich von den Nachbetern, die anstandslos alles, was sie erfahren, für bare Münze nehmen.

O nein, die Sittenlosigkeit im alten Rom, in dem Paris des ancien-régime war nicht grösser, wie sie es in den modernen grossen Städten ist und wenn man so viel davon hört, so erklärt sich dies, weil man eben viel davon hören will. Das um seine Existenz kämpfende Christentum musste das heidnische Altertum mit den düstersten Farben malen, um daneben im weissesten Unschuldsgewande zu glänzen. Als Unterlage für die Schilderungen vom Pfuhl der Verderbnis dienten die Schriften der schmutzigen Epigrammatiker, der moralischen Annalisten und der frechen Poeten. Alle Übertreibungen dieser Leute, welche wir mit unseren modernen, aus egoistischer Unzufriedenheit schriftstellernden Broschürenschreibern und -Schreiberinnen vergleichen können, waren gerade recht geeignet, um kurzweg die Behauptung aufzustellen, das heidnische Altertum sei ein unergründlicher Sumpf voll Immoralität gewesen.

Aber, zum Glück ist es den guten Leuten, welche aus der Verlästerung des Altertums ein Gewerbe machten, nicht gelungen, dem menschlichen Geiste die ideale Freude

fortzuätzen, welche ihn beseelt, wenn er an diese Tage des wahren Glanzes denkt.

In neuerer Zeit haben sich die Moralisten vorzugsweise gegen Frankreich gewendet, das selbst durch die Offenherzigkeit seiner Litteraten die Quellen zu all' den Abhandlungen über die Sittenlosigkeit in Lutetia lieferte. Denn immer, dies sei nur nebenbei bemerkt, handelt es sich um Paris, und in der That, das wird uns jeder Kenner Frankreichs zugeben müssen, die von der Hauptstadt so sehr verachtete Provinz kann für derlei Schilderungen nicht in Betracht fallen.

Gewiss, das Frankreich der Renaissance, des ancien-régime und des XIX. Jahrhunderts bietet Stoff genug, um Bände mit allerlei Skandalgeschichten zu füllen. Man glaube jedoch nicht, dass die übrigen europäischen Länder weniger davon aufzuweisen hätten. Wir müssen aber sehr eingehende Spezialstudien machen, um aus den längst vergilbten Relationen, den Tagebüchern, den Gerichtsakten und Sittenmandaten das Material dafür zusammen zu bringen. Niemand in den anderen Ländern ist jemals von dem Freimut beseelt gewesen, wie ihn die Franzosen kannten und teilweise noch kennen, selbst nicht die Italiener. So bleibt es eine leichte Aufgabe, der grossen Öffentlichkeit die Sittengeschichte des einen Volkes klar vor Augen zu führen, die des anderen hingegen möglichst zu verschleiern.

Die völlige Missachtung des Weibes, welche, obwohl morgenländischen Ursprungs, doch in die moralischen Anschauungen aller Völker Europas übergegangen ist, und die gemächlich neben der ritterlichen Verehrung der irdischen Heldinnen besteht, lässt die Moralisten erklären, dass die Frau den Mann zu allen Ausschweifungen verleitet.

Es ist die alte aber ewig wieder erneuerte Variation der Historie von dem Apfelbiss.

Wer die Welt kennt und ein wenig hinter die Kulissen des Theaters geschaut hat, welches sich Gesellschaft nennt, der mag zu einer wesentlichen anderen Auffassung der bezüglichen Verhältnisse kommen.

Gewiss giebt es depravierte Weiber, welche sich nicht genug thun können in raffinierten Ausschweifungen, aber sie bilden ein verschwindend kleines Kontingent gegenüber den zu sexuellen Exzessen neigenden Männern. Das Weib, im allgemeinen passiv in seinen Liebestrieben und in That und Wahrheit passiv im Liebesgenusse, neigt nur in den seltensten Fällen zu wirklicher Ausschweifung, und wenn es auch seinesgleichen gegenüber in diesen Dingen ganz wohl als Lehrmeisterin aufzutreten vermag, so trägt die Schuld an der Depravation doch ursprünglich der Mann.

Wer hat nicht in Paris, in Nizza, in Neapel u. s. w. die jungen Ehepaare beobachtet, welche jene Tanzlokale und Kaffees besuchen, in denen die Prostitution ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat? Glaubwürdige Leute berichten auch, dass junge Ehemänner nicht allzu selten soweit gehen, ihre vor kurzem ihnen angetrauten Lebensgefährtinnen direkt in die Tempel der öffentlichen Liebe zu führen. Gewisse Photographien, andere bildliche Darstellungen und hocherotische Schriften sollen öfters den Unterhaltungsstoff in verschwiegenen Stunden liefern.

Wir wollen dies Thema nicht weiter verfolgen, obwohl es keineswegs erschöpft ist, sondern nur darauf hinweisen, dass die junge, die Flitterwochen geniessende Frau wohl schwerlich den ersten Anstoss zu derartigen Forschungen giebt. Es müssten das denn doch sonderbare

Töchter guter Häuser sein. Freilich spukt in unserer modernen Litteratur die »Demi-Vierge« und wir gestehen auch zu, dass sie in Fleisch und Blut existiert, aber selbst diese Verzerrung der Jungfräulichkeit dürfte sich hüten, dem Gatten in der ersten Zeit des ehelichen Zusammenlebens ihre sittlichen Defekte zu verraten.

Der Mann hingegen, vom Sinnenrausche befallen, sucht den körperlichen Genuss durch den Reiz zu steigern, welchen der Gedanke für ihn birgt, die jungfräuliche Keuschheit in eine Art von gelinder Depravation zu verwandeln. Er mag jedoch weder das eine noch das andere missen, sondern will es nach seinem Belieben austauschen, und ohne sich klare Rechenschaft von seiner Handlungsweise zu geben, meint er diesen eigenartigen Wechsel thatsächlich, gleichsam auf Kommando, in dem ihm passend erscheinenden Momenten vollziehen zu können. Das Weib wird ihm meistens nachgeben, weniger zunächst aus Neigung oder aus Gehorsam, sondern wegen des Reizes der Neuheit, welchen derlei Dinge äussern. Das Weib ist sich auch wohl gar nicht, oder nur sehr unklar bewusst, welch' gefährliches Spiel der Mann derart spielt.

Denn, es möge nun angenommen werden, der weitere Verlauf der Ehe befriedigte das Weib aus diesem oder jenem Grunde nicht und eine nervöse Reizung komme hinzu, so dürfte der Schritt zum Treubruch und zu Exzessen aller Art bald geschehen.

Und wenn im anderen Falle die Frau den bezeichneten Einflüssen widerstrebt und zugleich es nicht vermag, den Mann durch ihre Liebe von seinem Leichtsinn zu heilen, ihn aus der Tiefe zu sich emporzuheben und in den Tempel der reinen, der heiligen Leidenschaft einzuführen, sondern

wenn sie, vielleicht beherrscht von einer deutlich hervortretenden sexuellen Unempfindlichkeit, sich kühl den Wünschen des Gatten verschliesst, dann wird, dann muss die Ehe unglücklich verlaufen.

Unsere modernen Frauenrechtlerinnen, von denen die wenigsten sich über den Begriff der Liebe klar geworden sind, die im Geschlechtstriebe gern einen rein tierischen Instinkt und im Manne überhaupt nur den Décadent oder den brutalen Don Juan sehen, erklären mit Pathos, die Emanzipation des Weibes werde die Prostitution sowohl wie die sexuelle Ausschweifung völlig zum Verschwinden bringen.

Nun hat es aber bereits Kulturperioden gegeben, in denen das Weib alle nur denkbaren Freiheiten genoss, und wo doch die Prostitution so gut wie die Ausschweifung erschaut ward. Diese Kulturperioden waren das Rom der Kaiserzeit und das Frankreich der Epoche der Aufklärung. Zur völligen Emanzipation fehlten dem Weibe hier wie dort nur die politischen Rechte — aber die Männer besassen diese auch nicht. Sonst herrschte die Frau unumschränkt und der Mann war lediglich der Spielball ihrer Launen. Man werfe nicht ein, dass dies alles einzig die höchsten Klassen der Bevölkerung betroffen habe, dass das Volk dabei nicht in Betracht falle. Das Volk wurde überhaupt nicht gefragt und als es während der französischen Revolution zur politischen Herrschaft gelangte, veränderte es die allgemeine Moral auch nicht.

Im Gegenteil! Wir sehen, dass während der direktorialen Regierung das Weib wiederum unumschränkt herrschte, und zwar in Paris so gut wie in den Departements — Therese Cabarrus amtirte bereits in Bordeaux als Notre Dame du

Thermidor — dass aber die Ausschweifung darum nicht geringer ward.

Hier einige Beispiele für die gemachten Behauptungen!

Der junge General Napoleon Bonaparte schrieb im Juli 1795: »Dies grosse Volk ergiebt sich dem Vergnügen; die Tänze, die Schauspiele, die Weiber, die hier die schönsten der Welt sind, beherrschen Alles. Wohlstand, Luxus, guter Ton, alles ist wieder aufgelebt. An den Schrecken denkt man nur noch wie an einen Traum zurück.«[1]) Und ferner: »Alles ist hier zu Lande aufgehäuft, um zu zerstreuen und das Leben angenehm zu machen. Man reisst sich gewaltsam vom Nachdenken los, und wie wollte man schwarz sehen können, mit dieser Anspannung des Geistes und diesem beständigen Wirbel? Die Weiber sind überall, in dem Theater, auf den Spaziergängen, in den Bibliotheken. Im Kabinett des Gelehrten sieht man ganz liebreizende Personen. Hier allein auf der Erde verdienen sie das Ruder zu führen.[2]) Darum sind die Männer voll von ihnen bis zur Narrheit. Sie denken nur an sie, leben nur durch sie und für sie. Sechs Monate braucht eine Frau in Paris, um zu erfahren, was ihr zukommt und welche Macht sie hat.«[3])

Zwei gelehrte Franzosen berühren das nämliche Thema mit folgenden Worten: »Da Alles dazu beiträgt, so ver-

---

[1]) »Correspondance.« I. p. 79.

[2]) Der Konsul und der Kaiser Napoleon dachten bekanntlich nicht so. Er erklärte später: »Der Mann soll eine absolute Herrschaft über die Handlungen seiner Frau ausüben. Er hat das Recht ihr zu sagen: Madame, Sie werden nicht ausgehen; Madame, Sie werden das Theater nicht besuchen; Madame, Sie werden diese oder jene Person nicht empfangen; — mit einem Worte, Madame, Sie werden mit Leib und Seele mir angehören.«

[3]) »Correspondance.« I. p. 69.

wildern die Sitten derartig, dass die Frauen völlig blasiert erscheinen, selbst in Rücksicht auf den Skandal. Die öffentliche Meinung gewährt ihnen eine so neue Unabhängigkeit, dass sie bei dieser Geduld, die in den Anschauungen sich kundgiebt und der ihren Ausschreitungen folgenden Nachsicht, fast ermüden . . . . . Warum sollten denn die Frauen nicht von ihrer Freiheit übersättigt sein? Die Erlaubnis besteht, Alles wollen zu dürfen und ebenso die Möglichkeit, Alles zu erlangen: Es giebt weder Zwang noch irgend welche Gegnerschaft: selbst wenn sie es verlangten, man würde ihnen doch nicht das kleinste Hindernis, die geringste Schwierigkeit entgegensetzen.[1])

Und wenn nun gewisse politische Agitatoren sagen, dass die höhere Bürgerschaft in diesem Taumel dahinlebte, dass das Volk, die grosse Masse nichts von derlei Sachen kannte, so lesen wir ein anderes Zitat.

»Die hohe Gesellschaft wie die niederen Schichten der Bevölkerung, alle Klassen sind gleichmässig die Beute der Scheidungssucht. Hier ist's eine Mode, dort eine Gewohnheit. Die Frauen »des ci-devant«, die Gräfinnen lassen sich scheiden, um von ihren einstigen Dienern wieder geehelicht zu werden. In Nancy, in Metz, jeweils wenn sie in die Kantonnemente ihrer Winterquartiere zurückkehren, verheirathen sich die Soldaten, und zwar unter der im Voraus verabredeten Bestimmung, dass die Scheidung beim Abmarsch der Truppe durchzuführen sei. Und warum soll denn das Volk es nicht auch so machen wie die schöne Welt? Warum

---

[1]) Edmond & Jules de Goncourt: »Histoire de la société française pendant le directoire.« p. 173.

soll es denn nicht auch Teil haben an dem »Gesetzbuch der Ausschweifung«?«[1])

»Alle grossen Unsittlichkeiten triumphieren im höchsten Grade innerhalb dieser Gesellschaft: das Beispiel dieser verkäuflichen Gracchen, dieser bestechlichen Gewissen, die aus ihrem Genie oder ihrer Volkstümlichkeit bar Geld machen, dieser glorreichen Courtisanen, dieser hervorragenden Männer, welche so wenig dem Golde des Hofes, oder den Assignaten der Revolution zu widerstehen vermögen; dieser Ratschläge und dieser Schauspiele der Sättigungen, dieser Leichtigkeit, den Leidenschaften zu fröhnen und ein verderbtes Leben zu führen, dessen Geheimnis und schmachvolle Abschnitte schrecklich sind, das Alles hatte das Volk ermutigt, seit Beginn der Revolution jeder Scham sich zu entäussern und sich ganz den Ausschweifungen hinzugeben. Und in dieser Schule der feilen Rechtschaffenheiten, der durch das Glück entschuldigten Korruption, war der Cynismus der Tribunen in die Massen gelangt, während die Zügellosigkeit jeder Unterdrückung spottete. Die Verbrechen mehrten sich . . . . Selbst die Frauen entäusserte die Revolution ihres Geschlechtes. Die Scham war bereits sehr gering bei jenen gewesen, welche 1789 den Châtelet-Saal anfüllten, als ein Fall von Notzucht dort verhandelt ward. Sie war völlig abgestorben in den Unseligen, denen man, wie es später geschah, die Hände binden musste, damit sie während ihrer Ausstellung am Pranger nicht die Kleider hochzuschürzen vermochten; todt auch in den jungen Mädchen, die wegen Mordes zum Tode

---

[1]) Ebendaselbst. p. 182.

verurteilt, auf dem Wege zur Guillotine unflätige Lieder sangen.«[1])

Mehrfach kam es vor, dass das Volk die schwersten Verbrecher noch auf dem Schaffote begnadigte. So beispielsweise in Granville (Normandie) am 16. Oktober 1789. Eine Frau hatte in Gemeinschaft mit ihrem Liebhaber, einem Soldaten, den Gatten ermordet. Sie sollte gehängt, der Mörder gerädert werden. Das souveräne Volk aber brüllte: »Die Nation hat das Recht der Begnadigung«: es zerstörte das Blutgerüst und liess die Übelthäter frei.[2])

Was lehrt uns das Alles? Zunächst sehen wir, dass die demokratisch-ochlokratische Schreckensherrschaft gar nichts an der inneren Struktur der französischen Gesellschaft geändert hat. Man lebte nach wie vor einzig den sinnlichen Genüssen und zumeist auch in wirklichen Ausschweifungen. Es giebt wohl keine Periode der internationalen Literaturgeschichte, in welcher eine ähnlich grosse Produktion von hoch-erotischen und teilweise perversen Schriften[3]) erschien, wie im XVIII. Jahrhundert und besonders wie im direktorialen Frankreich. Alle Welt las damals diese Erzeugnisse und wenn wir heute auf dem Speicher unserer alten Familienhäuser in den »sittenstrengen« germanischen Städten einmal zufällig eine vergessene Bücherkiste aus den Grossvätertagen öffnen, so werden wir uns nicht gar selten wundern,

---

[1]) E. & J. de Goncourt: »Histoire de la société française pendant la révolution française.« p. 248—250.

[2]) H. Taine: »Les origines de la France contemporaine.« (La Révolution.) I. p. 111.

[3]) Die berüchtigten Schriften des Marquis de Sade, welche in ihrer Art unübertroffen bleiben dürften, erschienen 1796 in Paris. Napoleon liess den Verfasser später ins Irrenhaus setzen.

was damals Alles, und zwar vorzugsweise den Frauen, zur geistigen Speise diente.

Das war die Zeit! Die moralische Herrschaft des Weibes brachte auch nicht die geringste Veränderung hervor. Man genoss mit vollen Zügen und man bemühte sich, selbst wirkliche Laster — und dazu gehört die Ausschweifung immer — mit allen Mitteln zu beschönigen.

Unsere modernen Frauenrechtlerinnen und die ihnen verzückt folgenden »Feministen« werden zwar behaupten, das da sei gar nicht die echte rechte Emanzipation des Weibes gewesen. Wir wiederholen. nur das Stimmrecht und die Wahlfähigkeit[1]) fehlten, sonst Nichts. Es konnte jede Frau in der direktorialen Periode den Beruf betreiben, welchen sie wollte, Niemand hätte sie daran gehindert — weder das Gesetz noch gar die öffentliche Meinung. Die

[1]) Ob das allgemeine Stimmrecht wirklich eine politische Notwendigkeit ist? Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist Bürger eines Landes, welches seit fünfzig Jahren bereits das allgemeine Stimmrecht besitzt. Ihn will es jedoch bedünken, dass dieses Volksrecht nicht immer zur Förderung der Kultur und des Staatswohles beiträgt. Im Gegenteil! Die besten, die wohlthätigsten Gesetze werden häufig genug vom »souveränen« Volke verworfen, wenn die politischen Leithämmel es wollen, ebenso wie umgekehrt Bestimmungen höchst sonderbarer Art getroffen werden, wenn die Parteipäpste das Signal dazu geben. — Und nun das Stimmrecht der Frauen! Nutzen wird aus demselben lediglich die Priesterschaft ziehen, welche morgen, wie heute und gestern, die übergrosse Mehrzahl der Frauen beherrscht. Man prunke nicht mit den Erfahrungen in Wyoming und Nebraska. Dort sind denn doch wesentlich andere Zustände als in den Kulturstaaten Europas. Zudem, auch in Nord-Amerika scheint man mit der Frauen-Emanzipation nach dieser Richtung hin bereits eigenartige Erfahrungen gemacht zu haben. Es wird sogar behauptet, dass die Frauen sich nur noch schwach an den Wahlen beteiligen und wenig Interesse mehr für ihre politischen Rechte zeigen.

Frau war frei in allen ihren Entschlüssen, sie konnte in freier, oder in gar keiner Ehe leben, sie konnte sich ohne weiteres scheiden lassen und sie that das auch, wenn es ihr gefiel.[1]) Für mütterliche Sorgen fehlte jeglicher Beruf und Neigung,[2]) das Hauswesen zu leiten blieb der Dienerschaft überlassen. Die Frau konnte sich völlig ihren Liebhabereien widmen; diese bestanden jedoch, weil das Weib eben trotz aller Deklamationen nicht Mann werden kann, in kleinlichen politischen Intriguen und in grossen Liebeshändeln.

Geradezu kulturfeindlich ist die Periode der Frauenemanzipation nicht gewesen, aber auch keineswegs kulturfördernd. Es entwickelte sich in ihr lediglich der Luxus.

Dann kam der Rückschlag! Die Frauen waren so übersättigt von ihrer Freiheit, dass sie es willenlos über sich ergehen liessen, als der grösste aller Schaarenhäuptlinge ein Gesetz schuf, welches dem Weibe die Sklavenketten anlegte.

Diese stumpfe Ergebung in das durchaus nicht unabwendbare Schicksal, dem sogar ein lauter Jubel über den

[1]) Nur im Civilstandskreise Paris wurden während fünfzehn Monaten in den Jahren 1796 und 1797 nicht weniger als 5994 Scheidungen vollzogen. In 3870 Fällen hatte dabei die betreffende Gattin den Antrag gestellt. Von 1145 Scheidungen, die wegen »incomptabilité d'humeur« (Unverträglichkeit) ausgesprochen wurden, fallen 887 auf Rechnung der Frau.

[2]) Im Jahre V (1796—1797) betrug die Zahl der Findlinge im Seine-Departement beinahe 4000 und 44000 im übrigen Frankreich.

Ausführliches über dies Alles findet sich in dem bereits erwähnten Werke der Gebrüder Goncourt (p. 178 bis 183).

Sieg des Emporkömmlings vorausgegangen war,[1]) erklärt sich aus dem natürlichen Bedürfnisse der Frau für eine monogamische Ehe und für ein stilles Wirken am häuslichen Herde. Die in der Öffentlichkeit stehende Frau ist und bleibt eine Unnatürlichkeit und wo sie erscheint, beweist sie eben durch ihr Auftreten, dass die socialen Verhältnisse ungesunde sind.[2])

Die absolute Emanzipation des Weibes muss schliesslich nicht nur zur Aufhebung der jetzt giltigen Ehegesetze führen — was an und für sich kaum zu bedauern wäre — sondern zur Vernichtung der Liebe überhaupt. Die Frau, welche keines der Rechte aufgeben will, die heute so stürmisch von den »Feministen« gefordert werden, muss auf

---

[1]) Man denke an Madame de Staël. Als Bonaparte Erster Consul war, gab sie sich die grösste Mühe, ihn für sich und ihre Pläne zu interessieren. Sie wollte, dass er die Bourbons auf den Thron zurückführe. Erst als sie einsah, dass der »entartete Sohn der Republik« selbst nach der Krone strebe, suchte sie ihm mit all' den Mitteln zu schaden, welche ein verschmähtes Weib anzuwenden versteht.

[2]) Ein Wiener Blatt brachte im Herbst 1898 einen Aufsatz unter dem Titel: »Das wissende Mädchen«, worin die modernen Emanzipationsbestrebungen verherrlicht werden. Dort heisst es u. a.: »Wir haben selbst einmal einer jugendlichen Dame zugehört, die über das Verbot der Paternitätsforschung . . . eine wohldurchdachte Vorlesung hielt. Die Rednerin war nicht viel mehr als 20 Jahre alt . . .« Man stelle sich einmal einen einundzwanzigjährigen Jüngling vor, der vor einem Kongresse dieses schwierige juristische Thema behandeln wollte. Jedenfalls dürfte er die Erfahrung machen, dass man ihn nicht für genügend alt und genügend welterfahren erachten würde, um in derartigen Fragen ein Urteil zu besitzen. Aber ein zwanzigjähriges junges Mädchen weiss genau Bescheid. In solchen tollen Sprüngen kommt nun schon der »Feminismus« dazu, dass er wirkliche Geschmacklosigkeiten erfindet, oder wenn sie wahr sind, für nachahmungswürdig und bewundernswert erklärt.

die höchsten Freuden des Lebens verzichten und steril bleiben. Sie darf lediglich ihrer Selbstsucht Genüge thun, sonst verliert sich ihre Emanzipation wie der Schatten der Nacht vor der strahlend aufsteigenden Morgensonne.

Der Egoismus findet sich jedoch nicht in der Brust des edlen Weibes. Es begehrt vielmehr die Liebe des Mannes, die Sorgen der Mutterschaft; es will nicht einsam durchs Leben wandern. Der natürliche Schutz, den es in der innigen Vereinigung mit dem Geliebten gewinnt, ist ihm ein notwendiges Bedürfnis und alle äusseren Ehren und Erfolge giebt es freudig dahin, wenn ihm die Möglichkeit entgegen tritt, das Glück eines stillen Hauses schmieden zu dürfen.[1])

So soll denn die wahre Emanzipation der Frau darin bestehen, dass sie, unbeeinflusst von unnatürlichen Anschauungen über die Moral, frei wähle und frei gewählt werde im Reiche der Liebe.

* * *

Die geschlechtlichen Exzesse rächen sich an dem Körper und mehr noch an dem Geiste der sie Begehenden. Sehr häufig wird die Ausschweifung jedoch durch eine neuropathische Anlage des Individuums bedingt, welche dieses hindert, eine genügende Willenskraft aufzuwenden, um den mächtigen Drang zu zügeln.

In Folge der geringeren sexuellen Reizbarkeit des Weibes kommt bei ihm die Ausschweifung nicht nur

[1]) »Die Liebe ist eine freiwillige Sklaverei, nach der die Natur des Weibes sich sehnt.« George Sand.

»Verliebte Frau'n ersehnen Gold, Juwelen, Königswürde nicht
So sehr wie einen Liebenden, der ihren Wünschen ganz entspricht.«
Pantschatantra. (Übers. v. Fritze.)

seltener zur Beobachtung, sondern sie ist auch mit geringeren Folgeerscheinungen verbunden wie beim Manne. Ein ausschweifendes Weib bleibt jedoch unersättlich. Erinnern wir uns der Satiren des Juvenal:[1])

»Schaue die Götter der Erde dir an; was Claudius dulden
Musste, vernimm! Wenn die Gattin den Mann sah liegen entschlummert,
Zog eine Matte sie vor des Palatiums prächtigem Lager,
Nahm sich zur nächtlichen Frist die Kapuze, die Kaiserin-Hure,
Eilte davon, eine einzige Magd allein im Geleite,
Und ihr dunkles Haar mit der gelben Perrücke verbergend,
Trat zum Bordell sie hinein, in den Dunst der verschlissenen Fetzen
Und in die Zelle, geräumt für sie. — — —

Es ist ferner bekannt, dass selbst kaum reife Jungfrauen, die das Opfer der schlimmsten sexuellen Misshandlungen werden, diese, ohne dauernden Schaden an der Gesundheit zu nehmen, ertragen können. Nicht selten vermögen Prostituierte in wenigen Stunden zehn, ja noch mehr Umarmungen durchzuführen, ohne dass sie Erschöpfung zeigen.

Neben den seelischen und körperlichen Schäden, welche die sexuellen Exzesse hervorbringen, erzeugen und verbreiten sie auch die Geschlechtskrankheiten, diese schreckliche Geissel des Menschengeschlechts. Aber, man würde sehr irren, wenn man jeden der Unglücklichen, welche an ihnen leiden, der Ausschweifung beschuldigen würde. Jeder

[1]) Juvenal: Satiren VI. 115—132. Übersetzung von H. Düntzer.

Spezialarzt weiss, dass die meisten seiner Patienten das Übel fast zufällig erwarben, indem sie dem drängenden natürlichen Bedürfnisse folgend, einer angesteckten Person in die Arme fielen.

Die Geschlechtskrankheiten sind nicht, wie vielfach behauptet wird, erst im Mittelalter aufgetreten. Sie finden sich vielmehr schon im Alterthum erwähnt.[1]) Die grosse Reinlichkeit jedoch, welche den Menschen jener Zeit zur zweiten Natur geworden, hinderte jede Verbreitung des schrecklichen Leidens. Erst in der beginnenden Neuzeit können wir wirklich von einer Seuche sprechen; sie tritt in Europa kurz nach den ersten Entdeckungsfahrten des Kolumbus auf. Ob sie mit der Entdeckung Amerikas in ursächlichem Zusammenhange steht, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls forderte sie ihre ersten massenhaften Opfer auf dem Kriegszuge, den Karl VIII. von Frankreich über die Alpen unternahm. Im Frühjahr 1495 ward die Epidemie in Neapel beobachtet, das Jahr darauf verheerte sie bereits Frankreich und die Schweiz; am 6. März 1496 erliess das Pariser Parlament ein Edikt, welches alle an der »grosse vérole« Leidenden bei Strafe des Stranges aus der Stadt verwies.

Damit begann die unendliche Reihe jener bis auf unsere Zeit immer wieder neu geschaffenen entsprechenden polizeilichen Vorschriften zur Unterdrückung der »Lustseuche«. Anstatt sich mit der Therapie zu beschäftigen,

[1]) Vergl. 3. B. Mose. 15. 2. Weitere deutliche Hinweise in den Lehren des Hippokrates, Galenus, Celsus, ferner in den Satiren des Juvenal und Martial. In alten englischen Gesetzen desgleichen und ausdrücklich betont in der sittenpolizeilichen Verordnung für Avignon, welche 1347 von der Königin Johanna I. erlassen ward.

geeignete prophylaktisch-hygienische Massnahmen zu schaffen, und überhaupt mit wirksamen Mitteln gegen die Geschlechtskrankheiten anzukämpfen, glaubte man mit Verboten auszureichen. Die Kirche mischte sich natürlich auch in diese rein weltliche Angelegenheit. Obwohl allerchristlichste Könige (Franz I. von Frankreich) und eine gute Zahl Angehöriger des hohen Klerus der Syphilis erlagen, erklärte die Priesterschaft die venerischen Krankheiten [1]) für göttliche Bestrafungen religiöser Sünden. Dem entsprechend wurden die Leidenden mitleidslos behandelt; bis ins Jahr 1700 hinein erlitten alle wegen Syphilis in die Pariser Krankenhäuser von Bicêtre und der Salpêtrière Aufgenommenen vor und nach der Heilung eine grausame Auspeitschung. Noch 1784 stellte ein Bericht des Ministers Bréteuil die scheusslichsten Zustände in diesen Hospitälern fest, welche zudem die einzigen im Lande bestehenden waren, weil die Provinz-Parlamente die Errichtung solcher Heilstätten untersagten.

Unter derartigen Verhältnissen breitete sich die Syphilis immer mehr aus und verschonte auch nicht die höchsten Kreise der europäischen Bevölkerung.

Auch heute noch leben wir stets beeinflusst von den kirchlichen Lehren, welche die Geschlechtskrankheiten als göttliche Strafen kennzeichnen, der Idee, dass der Leidende ein Sünder sei. Da uns die aussereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes als unmoralisch, im weiteren die Enthaltsamkeit als tugendhaft, jede intime Beziehung zwischen Mann und Weib aber als eine Art Sünde gilt, so

---

[1]) Ist es nicht schon eine Blasphemie, dass man den Namen der Göttin mit einer aus körperlichem Schmutze entstandenen Seuche zusammenfügt?

sehen wir in dem an sexuellen Krankheiten Leidenden einen Sünder. Die Folge ist, dass dieser seine Schande verbirgt, ja den Arzt flieht, anstatt ihn aufzusuchen, dass die Seuche immer grössere Fortschritte macht in der Zerstörung des Körpers des Unglücklichen und er selbst eine furchtbare Gefahr für die Gesellschaft wird. Nicht allein, dass er die Ansteckung unter Prostituierten weiter verbreitet, sondern es treibt ihn auch der von der vermeintlichen Schmach befruchtete Aberglauben gar nicht selten zu scheusslichen Heilversuchen.

Wer den Volksaberglauben etwas näher kennt, weiss, dass die Ansicht vielfach vorherrscht, der an Lues Erkrankte vermöge die Seuche abzuschütteln, wenn es ihm gelänge, mit einer unberührten Jungfrau zu kohabitieren. Hier ist natürlich, wenn auch den modernen Volkskreisen unbewusst, der mystisch-religiöse Gedanke mit im Spiel, dass eine Jungfrau das sündenreinste menschliche Wesen sei, und darum wohl als Erlöserin handeln könne. Dass dieser Aberglauben eine praktische Bethätigung findet, lehrt eine am 13. Oktober 1898 zu Berlin stattgefundene Gerichtsverhandlung. Angeklagter war ein Maurermeister I. A. H., der seit längerer Zeit an der Syphilis leidend, zu dem abergläubischen Mittel griff. Eine Kupplerin aus seiner Bekanntschaft, die Wittwe K., war die Zimmervermieterin einer jungen Schneiderin M. S., welche ihrerseits ein sehr zurückgezogenes Leben führte. Als die K. von dem Aberglauben des H. erfuhr, machte sie ihn auf die S. aufmerksam und versuchte zuerst, freilich vergeblich, das junge Mädchen zu bestimmen, dass es mit H. ein Liebesverhältnis anfange. Darauf verstand es die K. einzurichten, dass H. die S. in einer Geburtstagsgesellschaft wie zufällig traf. Nachdem

das Opfer schon etwas angetrunken nach Hause zu gehen verlangte, erbot sich H. zur Begleitung. Unterwegs wusste er die S. zum Besuch einer Weinstube zu überreden und hier führte er sein Vorhaben durch. Die S. wurde natürlich angesteckt, musste lange Zeit in der Charité verbleiben und wird dauernd siech und krank sein. Der Angeklagte H. wurde zu fünf Jahren Zuchthaus und zehnjährigem Ehrverluste verurteilt, die kupplerische Megäre kam leider nur mit einem Jahre Gefängnis davon.

Wenn solche Dinge, die den krassesten Aberglauben zum Hintergrund haben, sich in dem sogenannten gebildeten Mittelstande Berlins noch am Ende des XIX. Jahrhunderts ereignen können, so wird man sich über ähnliche Erscheinungen, die nicht selten auf dem platten Lande vorkommen, gewiss nicht wundern.

Die Sittlichkeitsfanatiker beiderlei Geschlechts, die sich so gern auf den beliebten Moralitätskongressen hören lassen, behaupten, dass in heutiger Zeit etwa 80 Prozent der männlichen Bevölkerung in den Grosstädten an Geschlechtskrankheiten leide. Wie ein Blick in die seitens der deutschen Heeresverwaltung veröffentlichten Krankheitsstatistiken zeigt, bilden die syphilitischen Leiden in der Armee nur einen verhältnismässig geringen Bruchteil unter allen Erkrankungen. Obwohl die Sittlichkeitsfanatiker über keine ähnliche, ja nicht einmal über eine halbwegs genaue Statistik verfügen, noch aus leicht begreiflichen Gründen verfügen können, so werfen sie doch schlankweg ihre Beschuldigungen ins Publikum.

Sie jagen wie Don Quixote den Windmühlenflügeln, dem Phantom nach, dass die Prostitution abgeschafft und die Menschheit überhaupt mit einem nur nach Vorschrift

sich äussernden Geschlechtstriebe, ausgestattet werden könne. Ganz nebenbei möge bemerkt werden, dass die Opfer, welche die Enthaltsamkeit fordert, denn doch eine weit grössere Zahl ausmachen als diejenige es ist, welche Ausschweifung und Geschlechtskrankheiten zusammen erzielen.

Vor allem wünschen diese, sicherlich nach ihrer Art human denkenden, aber völlig einseitigen, guten Leute die Abschaffung der Freudenhäuser und die Aufhebung der körperlichen Untersuchung der Prostituierten. Nun wird jedoch jeder, der nicht befangen ist von derartigen Ideen und der die Verhältnisse genauer kennt, zugeben müssen, dass die Prostitution am einfachsten und sichersten durch die Einrichtung von Freudenhäusern geregelt wird. Es hat sich an allen Orten, wo die öffentlichen Häuser aufgehoben wurden, gezeigt, dass die Zahl der an Geschlechtskrankheiten Leidenden augenblicklich nach Durchführung der Massnahme bedenklich anwuchs, und dass die Lues an jenen Orten, wo Bordells bestehen, weit weniger auftritt als dort, wo die Strassenprostitution ihr Wesen treibt.

Es liegt ja im Interesse der Prostitutionshäuser selber, dass sie ihre Bewohnerinnen und damit auch deren Kundschaft vor Erkrankungen schützen. Man findet deshalb auch, dass in den Häusern, wenigstens unter allen Umständen in denen, welche von den Besuchern eine höhere Taxe erheben, die peinlichste Sauberkeit und Ordnung herrscht. Die Insassinnen baden sich täglich, nehmen jeweilen desinfizierende Waschungen vor, werden von Privatärzten regelmässig untersucht und in den hygieinischen Vorschriften unterwiesen; ihr praktischer Blick ist derart geschärft, dass er mit Sicherheit den erkrankten Besucher erkennt.

Für die freie, die auf den Strassen und in mehr oder minder glänzend eingerichteten Winkelkneipen umher vagierende Prostitution fehlt jede Aufsicht. Die Mädchen sind schmutzig, leben, sofern sie nicht schon zur wirklichen Halbwelt zählen, in kümmerlichen Wohnräumen; sie sind schlecht genährt und fast ausnahmslos dem Trunke ergeben. Niemals ist die Bewohnerin auch des niedrigsten Bordells so verkommen wie eine Strassendirne. Diese ist allen Brutalitäten schutzlos preisgegeben.[1]) Meistens betrunken, immer in Not und gehetzt von der Sittenpolizei, giebt sie sich ohne Bedenken jedem Zahlenden hin. Selbst wenn sie ihren Besucher genauer ansehen wollte, so wird sie das nur selten können; denn oft genug wird die Gelegenheit zum Kohabitieren an Orten wahrgenommen, wo es nicht angeht, Licht zu machen, oder die Zeit mit Praeambeln zu verlieren. Daher die ewige Verbreitung der Krankheiten, gegen welche die wöchentliche, von einem viel beschäftigten Polizeiarzte vorgenommene flüchtige Untersuchung der Prostituierten nichts nützt. Übrigens stellen sich bekanntlich nur die Freudenmädchen zur körperlichen Untersuchung, welche auf den Registern der Sittenpolizei stehen. Die weitaus grössere Zahl der Prostituierten weiss sich dem zu entziehen, da sie nur gelegentlich sich preisgeben. Aber gerade diese Mädchen sind, wie die Erfahrung in allen grossen Städten gelehrt hat, die wahren Träger des schrecklichen Krankheitsstoffes und ihnen gehörig beizukommen, kann unter den heute bestehenden Verhältnissen als vollständig ausgeschlossen gelten.

---

[1]) Man denke auch an das Zuhältertum, das seitens der öffentlichen Häuser wenigstens nicht in der der Gesellschaft gefährlichen Form geduldet wird und geduldet werden kann.

Die Gesellschaft darf jedoch in ihrem Interesse wahrhaftig fordern, dass die Seuche, wenn immer möglich, vollständig unterdrückt werde. Wenn der Staat, der mit allen Mitteln gegen die Maul- und Klauenepidemien des Rindviehs einzuschreiten versteht, nur ein wenig Thatkraft und guten Willen zeigen würde, so dürfte er in verhältnismässig sehr kurzer Zeit auch die Geschlechtskrankheiten beseitigen.[1])

* * *

[1]) Da wir hier kein Werk über die Prostitution zu schreiben haben, so begnügen wir uns einige Andeutungen zu geben, wie wir uns ein entsprechendes Vorgehen denken.

a) Erlass eines besonderen, genau präzisierten Seuchengesetzes von möglichst internationaler Gültigkeit. Darin vor allem die Bestimmung, dass jeder, der geschlechtlich erkrankt oder Kenntnis von einem derartigen Falle erhält, bei strenger Strafe verpflichtet ist, die Anzeige an die Behörde zu erstatten. Die Patienten werden unentgeltlich nach allen Regeln der Wissenschaft behandelt; sei es in Krankenhäusern, sei es, wenn sie die nötige Gewähr dafür bieten, dass sie den ärztlichen Anordnungen Folge leisten, auf privatem Wege.

b) Strengstes Einschreiten gegen jede Art von Strassen- und Winkelprostitution.

c) Konzessionierung von öffentlichen Häusern, deren Eigentümer verpflichtet sind, allen sanitätspolizeilichen und rein polizeilichen Forderungen aufs genaueste zu entsprechen.

d) Überwachung und strengste Bestrafung des Mädchenhandels. Hierzu bedarf es freilich unter allen Umständen der internationalen Abmachungen.

e) Unterdrückung des bisherigen Modus der Sittenpolizei, welche den Prostituierten (gleich schweren Verbrechern) die Rückkehr in ein geachtetes bürgerliches Leben verschliesst. Auch diese Unglücklichen dienen der Gesellschaft, sie darf sie nicht verstossen.

f) Weitgehende Thätigkeit der sogenannten »Rettungsvereine für gefallene Mädchen.« Aber weniger religiöse, mehr rein ethische Unterweisung der Magdalenen.

Gerade nach dieser Richtung hin könnten die Sittlichkeitsfanatiker

Die Ausschweifung in der Form der Steigerung der Libido sexualis ist dem Menschengeschlechte eigentümlich und findet sich in raffinierter Gestalt selbst bei den Naturvölkern. Es ist also nicht die durch die äussere Kultur hervorgebrachte Genusssucht, welche den Menschen zu solchen Ausschreitungen verleitet. Im weiteren wäre es sehr gewagt, irgend ein Volk oder gar ein ganzes Zeitalter der moralischen Verkommenheit zu beschuldigen, weil ihre litterarischen, künstlerischen und kunstgewerblichen Relikten uns die Raffinerieen der geschlechtlichen Wollust verraten. Das sind individuelle Dokumente und nichts anderes.

Eine andere Frage bleibt es, welches Geschlecht mehr dazu neigt, die Steigerung der Libido sexualis zu wünschen. Die Wissenschaft besitzt wenige Akten zur Entscheidung dieses Streitfalls. Nach den von Ploss (»Das Weib«. I. 310/311.) gegebenen Thatsachen liegt die Vermutung nahe, dass es das Weib ist, welches infolge seiner sexuellen Unempfindlichkeit den Mann anreizt, sich selbst sehr schmerzhaften Operationen zu unterwerfen, um bei der Kohabitation die Wollust des Gegenparts zu steigern.

Die Perversität des geschlechtlichen Handels wird gelegentlich sogar bei höheren Tieren beobachtet, welche zu sexueller Enthaltsamkeit verurteilt sind. Nachgewiesen ist sie bei verschiedenen Naturvölkern. Allgemein bebekannt als Päderastie und Tribadie (Amor lesbicus) und gebräuchlich war sie im alten Morgenlande wie im Alter-

---

sich mit dem grössten Erfolge bethätigen. Als Muster seien ihnen die verschiedenen derartigen, meist von hochherzigen Frauen gebildeten Vereine in der Schweiz empfohlen. Mit Kongressen und hohlen Deklamationen wird gar nichts erreicht werden.

tum. Das Mittelalter setzte harte Strafe darauf und sie hat heute noch eine erhebliche forensische Bedeutung. Sonderbarer Weise wird sie aber nur am männlichen Geschlecht geahndet — ausgenommen in Österreich, wo das Strafgesetz auch den »Sapphismus« bedroht — obwohl die homosexuellen Leidenschaften bei Frauen ebenso häufig, wenn nicht häufiger vorkommen als bei Männern.[1]) Während die Perversität des geschlechtlichen Handels, also das Laster, noch in den Rahmen der kulturgeschichtlichen Betrachtung

[1]) So berichtet Blumentritt, dass die Weiber der Ureinwohner auf den Philippinen schon vor der Ankunft der Spanier Godemichés besassen. Im Orient, selbst unter den Araberinnen der Wüste ist die Tribadie gang und gäbe. Die lesbischen Liebesverhältnisse der Sappho und der vornehmen Römerinnen der Kaiserzeit sind aus der althellenischen Lyrik und den Satiren Martials und Juvenals wohlbekannt. In den aus dem XII. Jahrhundert stammenden Kirchenstrafen des Bischofs Burchard von Worms sind Bussen erwähnt, die für den Gebrauch von ledernen Priapen aufgestellt wurden. Die französischen Gummifabriken liefern auch heute derartige Instrumente. Brantôme verrät uns (in den „Vies des Dames galantes"), dass die Tribadie unter der Hofgesellschaft seiner Zeit ebenso häufig war wie jetzt unter den Prostituierten und den weiblichen Gefangenen. Glühende Brunst und heftige Eifersucht finden sich bei den der lesbischen Liebe Ergebenen in auffälligem Maasse. Selbst Ehen sind zwischen Frauen schon geschlossen worden. Nach Coffignon („La Corruption à Paris") findet sich in Paris der „Sapphismus" vorzugsweise in Mädchenpensionaten, in aristokratischen Boudoirs und in Freudenhäusern. Es giebt selbst eine sapphische Prostitution. Bemerkenswert ist auch, dass die französische Litteratur eine ganze Zahl von Romanen aufweisst, in denen das Thema der Tribadie behandelt wird. Es sei nur verwiesen auf: Diderot („La Religieuse"), Balzac („La Fille aux yeux d'or"), Th. Gautier („Mademoiselle Maupin") Feydeau („La Comtesse de Chalis"), Flaubert („Salambô"), Belot („Mademoiselle Giraud ma femme"), sowie auf die Memoiren von Casanova etc. etc. — Das Alles dürfte das häufige Vorkommen dieser Art von Liebe wohl bestätigen

fällt, hat die Perversion des Geschlechtstriebes als Krankheit im allgemeinen nur eine rein pathologische Bedeutung.

Die Sodomie (Unzucht mit Tieren) gehört sicherlich in den meisten Fällen zu den Akten, welche die Perversität begeht. Sie tritt sogar als religiöse Handlung auf — der Bock von Mendes und die Sage von der Pasiphaë fallen hier in Betracht — und hat wegen der dunkelen Erinnerung, die sich an solche Scheusslichkeiten unter den Menschen erhalten hatte, eine nicht unwichtige Rolle bei den Beschuldigungen gespielt, die man gegen die Hexen vorbrachte.

* * *

»In Australien,« sagt Oldfield, »ist ebenfalls das männliche Geschlecht ungleich stärker vertreten als das weibliche, folglich giebt es in jedem Stamme viele frauenlose Männer; zu einem behaglichen Leben bedürfen sie jedoch unbedingt eines Weibes, das ihnen in des Wortes umfassendster Bedeutung als ein Lasttier, ein Nahrung schaffendes Wesen und ein willenloses Opfer gilt, an dem sie ihre Leidenschaften, welche sie im gegenseitigen Verkehr nicht zu äussern wagen, auslassen. Daher sehen sich diejenigen, welche ein Verlangen nach einem solchen Luxusartikel haben, in die Notwendigkeit versetzt, sich ein Weib aus einem anderen Stamme zu rauben; und unternehmen sie einen Streifzug zur Ausführung dieses lobenswerten Vorsatzes, so unterwerfen sie sich freudig denselben Strapazen und Gefahren, die ihnen auf dem Pfade der Blutrache zu drohen pflegen. Fällt ihnen bei einem solchen Ausfluge ein unbeschütztes Frauenzimmer in die Hände, so gehen sie nicht allzu zart mit ihr um. Sie betäuben sie durch einen Schlag ihrer Da-

vaks (vielleicht um ihr die Liebe einzubläuen), schleifen sie an den Haaren in das nächste Gebüsch und warten, bis ihr die Besinnung wiederkehrt. Erwacht sie aus ihrer Ohnmacht, so muss sie ihnen folgen, und da das arme Geschöpf im schlimmsten Falle nur aus der Hand eines brutalen Gebieters in die eines anderen übergeht, so macht es gewöhnlich gute Miene zum bösen Spiel und sucht eben so wenig zu entfliehen, als wenn es aus eigener freier Wahl mitginge. Die in der Umgebung von Sidney wohnenden Eingeborenen pflegen sich, nach Colins, ihre Weiber auf folgende Weise zu verschaffen: Das unglückliche Mädchen wird in Abwesenheit ihrer Beschützer geraubt. *Zuerst versetzt der Entführer ihm auf den Kopf, Nacken und Schulter so heftige Schläge mit der Keule oder einer Holzwaffe, dass das Blut stromweise hervorquillt, und es betäubt zusammenbricht.* Dann wird es mit solcher Ausdauer und Heftigkeit durch das Gestrüpp geschleift, dass man meinen sollte, der Arm müsse ihm aus dem Gelenke gerissen werden. Auf die Steine oder Baumstämme, die etwa im Wege liegen, achtet der Liebhaber oder vielmehr Räuber natürlich nicht; sein einziges Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, seine Beute bei seiner Horde in Sicherheit zu bringen, und ist das geschehen, so erfolgt eine Szene, die so haarsträubend ist, dass ich sie nicht zu schildern vermag. Die Verwandten des Mädchens rächen einen solchen Eingriff in ihre Rechte nicht; sie entschädigen sich nur bei nächster Gelegenheit durch eine ähnliche That. Dies Verfahren ist so alltäglich, dass die Kinder es sogar im Spiel und zur Übung nachahmen.[1])

[1]) *John Lubbock*; »Die Entstehung der Civilisation.« Übers. v. Passow. S. 86/87.

Das ist die Werbung des Urmenschen. Da er keine Liebe, sondern nur sexuelle Instinkte kennt, so findet sich keine Zuneigung zwischen Mann und Weib. Da das Weib schwächer ist und schwächer sein muss wie der Mann, weil sonst die sexuelle Unempfindlichkeit jede Begattung unmöglich machen würde (— Notzucht begangen durch Frauen an Personen männlichen Geschlechtes ist undenkbar —)[1] so zwingt es der Mann zu seinem Willen. Das Weib weiss, dass es seines Herrn Lasttier und willenloses Opfer sein wird und es sucht sich instinktiv vor solchem Opfer zu schützen. So wird der Mann seinerseits wieder gezwungen, die kostbare und unentbehrliche Beute zu rauben; um solche Aufgabe leichter zu lösen, betäubt er das von ihm beschlichene Weib mit Keulenschlägen.

Die Erinnerungen an den Raub des Weibes und die dabei vorkommenden Ereignisse, haben sich in den Hochzeitsgebräuchen aller Völker erhalten. Die markierte Entführung, die Belagerung des Hauses der Braut durch die Freunde des Bräutigams, das Schiessen unserer Bauern während der Hochzeitsfeierlichkeit, verraten dies deutlich genug. In manchen Gegenden Europas ist es ja auch Sitte, dass der Gemahl der sein Haus zum ersten Male betretenden jungen Gattin einen Stock mit entsprechenden Worten weist oder ihr einen leichten Backenschlag versetzt.

Selbst in der Blütezeit des Mittelalters bestand das unbestrittene Recht, dass der Gatte, sei er Kaiser oder

---

[1]) Trotzdem erwähnt Casper (in seinem »Lehrbuch der gerichtlichen Medizin«) eine lustige forensische Anekdote; ein böhmischer Staatsanwalt fragte nämlich ernsthaft bei der Prager medizin. Fakultät an, ob Weiber im Komplot handelnd, einen Mann notzüchtigen könnten. Der Fall ist ausführlich beschrieben.

leibeigener Knecht, die Gattin züchtigen durfte, wenn sie m die eheliche Pflicht verweigern wollte. Und dass Verliebte spröde Korbjungfrauen mit Prügeln bedachten, dass sich die Frauen darüber freuten, wenn »ihr Leib wacker durchgebläut«[1]) wurde, ist ebenfalls vorgekommen.

Das Züchtigungsrecht des Ehegatten gegenüber seiner Hausehre hat sich in manchem Gesetzbuche bis in die neueste Zeit erhalten, und Zarathustra spricht: »Du gehst zu Frauen? Vergiss die Peitsche nicht!«[2])

»Der Kenner der Kulturgeschichte weiss, in welchem Verhältnisse der absoluten Unterwerfung das Weib von jeher bis zu relativ hohen Kulturzuständen gehalten wurde, und ein aufmerksamer Beobachter des Lebens kann heute noch leicht erkennen, wie die Gewöhnung unzähliger Generationen, im Verein mit der passiven Rolle, welche die Natur dem Weibe zugewiesen hat, diesem Geschlechte eine instinktive Neigung zur freiwilligen Unterordnung unter den Mann angebildet hat; er wird bemerken, dass von den Frauen ein stärkeres Betonen der üblichen Galanterie höchst abgeschmackt gefunden, ein Abweichen davon nach der Seite eines herrischen Benehmens zwar mit lautem Tadel, aber mit heimlichem Behagen aufgenommen wird. — Dass es unter solchen Umständen nicht zur »Poesie« symbolischer Unterwerfungsakte kommt, hat seinen Grund teilweise darin, dass der Mann nicht die Eitelkeit des Schwachen besitzt, der die Sachlage zur Ostentation seiner Macht benützen würde (wie die Damen des Mittelalters gegenüber den minnedienernden Rittern),

[1]) Also eine sichtliche Paraesthesia sexualis in der Form des sogenannten weiblichen Masochismus.

[2]) Fr. Nietzsche: »Also sprach Zarathustra.« (3. Aufl.) S. 94.

sondern lieber reelle Vorteile herausschlägt. — Fälle pathologischer Steigerung im Sinne eines Masochismus des Weibes dürften oft genug vorkommen, werden aber in ihren Entäusserungen durch die Sitte reprimiert. Übrigens thun viele junge Frauen nichts lieber, als vor ihren Männern oder Geliebten auf den Knieen zu liegen. Bei allen slavischen Völkern sollen sich die Weiber der niederen Stände unglücklich fühlen, wenn sie von ihren Männern nicht geprügelt werden. — Ein ungarischer Gewährsmann teilt mir mit, dass die Bäuerinnen des Somszy'er Komitats sich nicht eher von ihrem Manne geliebt glauben, bevor sie nicht die erste Ohrfeige als Liebeszeichen erhalten haben. — Von grossem Interesse ist es, dass derlei Masochistisches in dichterischen Werken vorkommt. Wenn auch solche nicht den Wert von Krankengeschichten haben können, so haben sie doch mindestens psychologisches (und kulturgeschichtliches) Interesse, insofern der Autor aus seiner Erfahrung geschöpft oder wenigstens derlei empfunden haben muss. — Das bemerkenswerteste Beispiel von Masochismus des Weibes in der belletristischen Litteratur stellt Kleist's »Käthchen von Heilbronn« dar . . . . Während man in mittelalterlichen Zeiten mit Zauberei derlei Vorkommnisse zu erklären versuchte, muss neuerdings der Hypnotismus herhalten, um solche Faszination zu begründen. — Indessen genügt die Annahme psychosexueller Hyperästhesie, welche die an sich normale Neigung des Weibes zur blinden Unterordnung unter den Mann in's Pathologische steigert, vollkommen, um derartige Geschehnisse, die auch heute nicht selten vorkommen, genügend zu erklären.«[1])

[1]) R. v. Krafft-Ebing: »Psychopathia Sexualis«. (6. Aufl.) S. 96—98.

Starke Männercharaktere werden stets die unbedingte Unterordnung des geliebten Weibes unter ihren Willen fordern und normale Frauen haben von jeher diesen Willen anerkannt und werden ihn auch immer als einen natürlichen anerkennen, sofern er ihnen imponierend entgegentritt. Die modernen »Feministen« freilich wünschen dies Gesetz umzustossen und sie haben auch anscheinend alle Aussicht, mit ihrer Minirarbeit Erfolge zu erzielen; denn starke männliche Charaktere treten immer seltener auf bei den mehr und mehr sich geltend machenden Bestrebungen, alle Individualität unter ein soziales Niveau zu pressen und nur den materiellen Genüssen zu leben.

Die Effeminatio der männlichen Charaktere und die daraus hervorgehende Beeinflussung der Kultur und Politik ist häufig in der Geschichte und zwar regelmässig dort zu beobachten, wo der Verfall des betreffenden Staatswesens oder der Niedergang einer Kulturepoche deutlich sich bemerkbar macht. Regelmässig treten mit dieser Effeminatio zugleich allgemeine Verweichlichung, üppiger Luxus, sexuelle Ausschweifungen auf. Der Masochismus des Mannes wird gewissermaassen zur Epidemie.[1])

Historische Beispiele finden wir im Leben der Völker vor allem in der Zeit des Unterganges der Selbständigkeit

---

[1]) Unter »Masochismus« — so genannt nach dem Schriftsteller Sacher-Masoch, der diese neuro-pathologischen Zustände in seinen Schriften verherrlichte — versteht man den Drang, von einer Person des anderen Geschlechtes gequält, gemisshandelt, gedemütigt zu werden und sich ihrer Gewalt schrankenlos unterzuordnen. Dieser Drang steigert sich von der maasslosen Anbetung der geliebten Person bis zu dem Verlangen von irgend einem geschlechtsverschiedenen Individuum auf grausame Art körperlich gepeinigt zu werden.

des alten Griechenlands, sowie in der Periode des römischen Cäsarentums, ferner in dem Verfall der höfischen Kultur seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts, in dem Italien des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, in Spanien seit der Regierung Philipps II., in dem Frankreich Ludwigs XIV., Ludwigs XV. und Ludwigs XVI.

Auch unserem modernen Kulturleben droht ersichtlich ein ähnliches Schicksal, wenn nicht bald eine Gesundung eintritt, die wir uns jedoch nur in der Form einer politisch-socialen Katastrophe zu denken vermögen, welche nicht ewig schwätzende, geistig impotente Doktrinäre, sondern einen Mann der That an das Ruder bringt, der die Völker gleichsam gegen ihren Willen mit eiserner Kraft auf den Weg des Fortschritts zwingt.

* * *

Das pathologische Gegenstück zum Masochismus, der »Sadismus«,[1]) die höchste Steigerung der wollüstigen Grausam-

---

[1]) So genannt nach dem Romanschriftsteller und grausamen Wüstling Marquis de Sade (1740—1814), welcher Ludwigs XV. »Maître de Plaisir« für den berüchtigten Hirschpark gewesen sein soll, in der Schreckenszeit der französischen Revolution als Schriftführer eines terroristischen Clubs fungierte und 1803 auf Befehl von Napoleon in die Irrenanstalt von Charenton verbracht ward, wo er 1814 starb.

Vorbilder fand Sade in Tiberius, Nero und anderen vornehmen Römern, sowie in dem französischen Marschall Gilles de Laval, der 1440 den Scheiterhaufen besteigen musste, weil er innerhalb acht Jahren beinahe achthundert Kinder auf die scheusslichste Art ermordet hatte, um sich an ihren Todesqualen zu ergötzen.

Dass Sadisten, die gelegentlich auch Anthropophagen sind, nicht selten vorkommen, beweisen die vielen entsprechenden Verbrechen, von denen die forensische Geschichte aller Zeiten zu berichten weiss.

keit ist kulturgeschichtlich von nebensächlicher Bedeutung. Er ist individuell und kann nur in der Sumpfluft einer sich auflösenden gesellschaftlichen Ordnung gedeihen. Aber es ist wohl möglich, dass er dann eine ganze Anzahl Personen ergreift, die ihm wenigstens theoretisch Geschmack abzugewinnen vermögen.

Beispiele hierfür bilden die im engsten Zusammenhange mit sexuellen Ausschweifungen stehenden Grausamkeiten, denen sich die römische vornehme Welt des Cäsarenzeitalters in der Arena und bei ihren Orgien hingab. Auch die martervollen Hinrichtungen, die öffentlichen Auspeitschungen besonders von weiblichen Verbrechern, welche zwischen dem XV. und dem XIX. Jahrhundert an der Tagesordnung waren, beförderten unzweifelhaft die Neigung zu sadistischen Exzessen.[1])

Einzelne Herrscherfamilien und Regenten, die Grausamkeit und Wollust in ihren Charakteren vereinigten, tragen ebenfalls die Schuld an einer weiten Verbreitung derartiger mehr oder minder pathologischer Erscheinungen.[2])

---

[1]) Ein klassisches Beispiel erzählt Casanova. Bei der martervollen stundenlang andauernden Abschlachtung des Damiens, der 1755 ein Attentat auf Ludwig XV. versucht hatte, gab sich eine der blutigen Szene unverwandt zuschauende vornehme Frau ihrem Liebhaber hin. Bei derlei Passionen der höchsten Kreise dürfen die vierzig Jahre später vorfallenden Ereignisse der Schreckensherrschaft und das Benehmen des Pöbels angesichts der Hinrichtungen Niemanden Wunder nehmen.

[2]) Erinnern wir uns an die Claudier, die Merowinger, die Borgia, die Medici, die Tudor, an Isabella, die Gemahlin Eduards II. von England, an Philipp IV. von Frankreich, an Iwan den Schrecklichen, Peter I., Elisabeth und Paul I. von Russland, an Peter den Grausamen von Castilien und Philipp II. von Spanien, sowie an verschiedene italienische Tyrannen im

Ob zu solchen Ausschreitungen, die entschieden die düsterste Nachtseite des menschlichen Charakters darstellen, das männliche oder das weibliche Geschlecht mehr Neigung zeigt, lassen wir dahingestellt.

Wollust und Grausamkeit sind vor allem eng verbunden mit den verschiedenen Formen der religiösen Kulte und zwar derart, dass sie jede allein für sich, oder beide zusammen ein wesentliches Attribut bei den Ceremonien bilden.

Betrachten wir zunächst den Zusammenhang zwischen Wollust und Religion. Die früheste Erscheinung der Prostitution kennzeichnet sich als die aus der Gastfreundschaft hervorgegangene, bei welcher dem übernachtenden Freunde die Ehefrau oder die Tochter beigelegt wurde.[1])

Zeitalter des Rinascimento und mehrere deutsche kleine Despoten des XVIII. Jahrhunderts.

[1]) Der Kirchenvater Eusebius erzählt, dass noch bis zu Konstantins des Grossen Zeiten in Phönikien der Brauch es erfordert habe, dem Gastfreunde die Töchter als Bettgenossinnen beizulegen. Adelige Frauen und Töchter bedienten die auf den Burgen einkehrenden Ritter im Bade und halfen ihnen beim Entkleiden. Nicht selten mögen sie auch noch weiter in der Bezeugung ihrer Liebenswürdigkeit gegangen sein. Dass man dem Herrn die schönste Leibeigene als Bettgenossin beiordnete, findet sich in der Litteratur des höfischen Lebens mannigfach erwähnt. Ähnliche Bräuche sollen heute noch in Halbasien nicht allzu selten vorkommen. Murner, der im Beginne des XVI. Jahrhunderts lebte, schreibt ausdrücklich in der »Geuchmatt«: »Es ist in dem Niederland auch der Brauch, so der Wirt einen lieben Gast hat, dass er ihm seine Frau zulegt auf guten Glauben.« Hier erhielt sich demnach das deutlich sprechende Symbol einer Sitte, ebenso wie in Island, wo jetzt noch die Tochter des Hauses dem Gaste bei der Nachttoilette hilft und sich mit einem Kuss von ihm verabschiedet.

Aus ihr erwuchs die religiöse Prostitution; denn dem mystischen Gefühle der Naturvölker entsprach ungezwungen die Vorstellung, dass Götter in Menschengestalt die Gastfreundschaft der Sterblichen suchten, um mit ihren Weibern den Liebesgenuss zu pflegen und sie zu bevorzugten Müttern zu machen.[1])

»Die religiöse Prostitution entstand beinahe zu gleicher Zeit wie die gastliche, welche gleichsam eines der zu dem Kultus der Gastfreundschaft gehörenden Mysterien darstellte. Weil die Religionen aus der Furcht entstanden, welche dem menschlichen Herzen der Anblick der grossen Naturereignisse einflösste, und weil vulkanische Ausbrüche, Stürme, Blitze, Erdbeben, Meereswogen dazu zwangen, Götter zu erfinden, bot sich in der Prostitution auch ein Mittel dar, um die schrecklichen Wesen zu besänftigen. In der Folge masste sich der Priester eigenmächtig eine Opfergabe an, für welche die Götter, die er vertrat, keine Verwendung hatten. In ihrer Unwissenheit und Leichtgläubigkeit schmückten die Menschen die Altäre mit ihrem kostbarsten Besitz, mit der Milch ihrer Kühe, dem Blute und dem Fleische ihres Viehs, den Früchten und der Ernte ihrer Felder, der Beute der Jagd und der Fischerei, den Werken ihres Gewerbfleisses. Auch die Frauen zögerten nicht, sich selbst als Opfer darzubringen, also dem Götzen oder seinem Priester

---

[1]) Darauf deutet auch die Bibel ausser im Buche Enoch im 1. B. Mose 6, 4, wo es heisst: »Es waren zu den Zeiten Herrscher auf Erden; denn da die Engel die Töchter der Menschen beschliefen, und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und mächtige, angesehene Männer.«

Und weisen nicht die ersten Kapitel der Mariengeschichte ebenfalls auf diesen uralten Glauben hin?

die reife Jungfräulichkeit[1]) oder die Keuschheit der Ehegattin zu opfern. — Die Religionen bildeten ihre Grundsätze und Lehren, indem sie diese nach und nach den Sitten der Gesellschaft und den Einrichtungen der staatlichen Gemeinwesen anpassten. Die Philosophen und die Priester waren einig, um dieses Werk einer genialen Täuschung schlau vorzubereiten und durchzuführen. Sie hüteten sich wohl, die uralten Gebräuche der religiösen Prostitution anzutasten; sie beschränkten sich vielmehr darauf, ihnen gewisse Regeln zu geben und ihre Ausübung zu leiten, sie mit sonderbaren und geheimnisvollen Ceremonien zu umgeben. So ward die Prostitution das Wesen gewisser Kulte von Göttern und Göttinnen, welche sie angeblich anordneten, duldeten und ermutigten.« [2])

Herodot, der Vater der Geschichte, hat uns mehrere solche in Vorderasien eingeführte Gebräuche geschildert. So erzählt er über die entwickelte Form der gastfreundlichen Prostitution.[3])

»Nun aber kommt der hässlichste Brauch bei den Babyloniern. Jedes Weib des Landes muss einmal in seinem Leben bei dem Tempel der Aphrodite sich niedersetzen und von einem Fremden sich beschlafen lassen. Viele, die sich mit den andern nicht wollen gemein machen, weil

---

[1]) In späterer Zeit wird die Jungfräulichkeit nicht mehr geopfert, wohl aber dem göttlichen Wesen eine zeitliche oder lebenslängliche Enthaltsamkeit von den geschlechtlichen Genüssen gelobt. So die Priesterinnen der sidonischen Astarte, die römischen Vestalinnen und die christlichen Nonnen.

[2]) P. Dufour; »Historie de la Prostitution chez tous les peuples du monde.« I. 17—19.

[3]) »Die Geschichten des Herodots.« (Klio) I. 199.

sie sich auf ihr Geld etwas einbilden, fahren nach dem Heiligtum in bedeckten Wagen und haben hinter sich eine zahlreiche Dienerschaft. Die meisten aber thun also: Sie sitzen in dem heiligen Hain der Aphrodite und haben einen Kranz von Stricken um den Kopf, eine Menge Weiber; denn die einen kommen und die anderen gehen. Und mitten zwischen den Weibern hindurch verlaufen schnurgerade Gassen nach allen Richtungen. Da wandeln denn die Fremden und suchen sich eine aus. Und wenn ein Weib hier einmal sitzt, so darf es nicht wieder nach Hause, als bis ein Fremder ihr Geld in den Schoss geworfen und sie beschlafen hat ausserhalb des Heiligtums. Wenn er das Geld hinwirft, so muss er sprechen: Im Namen der Göttin Mylitta! so heisst nämlich unsere Aphrodite bei den Assyriern. Das Geld mag nun so viel sein, wie es will: Sie darf es nicht verschmähen; das ist verboten, denn das ist geweihtes Geld. Und mit dem Ersten, Besten, der ihr Geld hinwirft, mit dem muss sie gehen und darf keinen abweisen. Wenn sie sich nun hat beschlafen lassen und sich dadurch der Göttin geweiht, so geht sie wieder nach Hause und fortan kann man ihr noch so viel bieten, sie thut es nicht wieder. Die nun hübsch aussehen und wohl gewachsen sind, die kommen bald wieder nach Hause; die hässlichen aber müssen lange Zeit da bleiben und können das Gesetz nicht erfüllen, ja manche bleiben wohl drei bis vier Jahr. An einigen Orten auf Kypros herrscht ein ähnlicher Brauch«.

Diese sacrale Prostitution war bei allen vorderasiatischen Völkern durchweg im Gebrauch und wurde von den Phönikiern auch in ihre Kolonien verpflanzt. Bei den Hebräern mag sie in älterer Zeit ebenfalls geübt worden sein,

wenigstens findet sich im mosaischen Gesetze eine Anspielung. In Hellas nahm der Kult die Form an, welcher dem Volke und seinen Anschauungen entsprach. Die Mädchen waren nicht durch ein religiöses Dogma gezwungen, das beschriebene Opfer zu bringen, sondern es blieb ihnen überlassen, sich der Göttin zu weihen, also eine Hierodule des Aphrodite-Heiligtums zu werden.[1] Übrigens vermochten auch die frei geborenen Hetären gewisse religiöse Handlungen zu vollziehen.

Der Grundzug der eigenartigen vorderasiatischen Opfersitte in der von Herodot beschriebenen vervollkommneten Form ist nicht etwa geradezu die Gastlichkeit, welche man dem Fremden gewährt, indem die Jungfrauen diesen ihr Palladium virginitatis überliefern, sondern hängt eng mit dem Naturkultus zusammen. Adonai, der befruchtende, sich stetig verbergende und wiederkehrende Gott, erscheint verkörpert in den aus fernen Ländern herbeikommenden Männern und ihm schenkt man, aber zu Ehren der Mylitta, das höchste weibliche Gut.

Die Priesterschaft zog aus diesem Brauche lediglich pekuniäre Vorteile. Es darf nicht verwundern, dass sie die Mystik zu Hilfe nahm, um sich auch den körperlichen Genuss im Namen des Gottes zu verschaffen. Auch hierfür liefert der Reisebericht des Herodot einen drastischen Beleg.[2]

Durch das gesamte Altertum zieht sich der Glauben hin, dass ein Weib sich glücklich schätzen dürfe, im Tempel

---

[1]) Der französische Schriftsteller Pierre Louys hat in seinem Roman »Aphrodite« einen solchen Vorgang in höchster poetischer Vollendung geschildert.

[2]) Vergl. Klio. I. 181 u. 182.

ihres Schutzgottes zu übernachten, um mit ihm, wenigstens im Traume, in nahe Beziehungen zu treten. Der Anekdotenschatz der Kulturgeschichte aber enthält ein reiches aus allen Zeiten stammendes Material von drastischen Belegen für die rein menschliche Ausnützung dieser frommen Idee[1]).

Soweit orgiastische Kulte in Betracht fallen, haben wir es bei ihnen, wenigstens im Altertum, meistens mit einer Verbindung von Mystizismus (Mysterien!) mit Wollust und Grausamkeit zu thun. In Asien peinigen sich die Teilnehmer an dieser Art von Götterfesten selbst[2]) oder sie opfern ihr Liebstes, ihre Kinder[3]). Im alten Hellas werden bei den

[1]) So wird aus des Tiberius Tagen eine Skandalgeschichte erwähnt, welche von einem römischen Ritter handelt, der mit Hilfe eines Isispriesters eine leichtgläubige vornehme Dame unter dem Deckmantel des Gottes vergewaltigte. Wie es der christliche Clerus im Mittelalter etwa trieb, erzählt die Novelle des Boccacio über den Erzengel Gabriel und die dumme Venetianerin. Ganz ähnliche Vorkommnisse werden übrigens auch aus neuer und neuester Zeit berichtet.

[2]) Der indische Civa-Kultus. Civa verführt in menschlicher Gestalt als schöner Fakir-Jüngling die Büsserinnen. Wishnu thut das nämliche nach seiner Verwandlung in ein schönes Mädchen mit den Büssern. Als diese inne wurden, dass der listige Gott sie um die Kraft ihrer Kasteiungen und deren Erfolg gebracht hatte, beteten und büssten sie so lange, bis Civas Geschlechtsteile abfielen. Der geplagte Gott gedachte zur Rache die Welt in Flammen zu setzen, aber Wishnu und Brahma wussten ihn milder zu stimmen. Sie nahmen den Lingam (Phallus) und befahlen den Menschen, ihm göttliche Ehren zu erweisen. Der Kult ist dementsprechend ein Gemisch von Wollust und Selbstpeinigungen. Letztere können wir gleichsam als den Ausdruck der seelischen Vorwürfe über die begangenen sexuellen Ausschweifungen ansehen.

[3]) Der bekannte Moloch-Kultus. Opferungen der Kinder werden ja auch mehrfach im alten Testament ausdrücklich erwähnt. Der Kultus der sidonischen Astarte. Die Priesterinnen verharrten in lebensläng-

Dionysien die Nichteingeweihten, welche unvorsichtig genug sind, den rasenden Mänaden entgegen zu treten, von diesen zerrissen[1]). Im alten Italien opfern die jungen Frauen wenigstens ihre Jungfräulichkeit auf dem Standbilde des Phallus[2]). Entgegengesetzt kommt die aus religiösen Gründen erfolgte Entmannung nur bei den asiatischen Völkern vor. Wie nahe das Christentum auch mit solchen orientalischen religiösen Ideen zusammenhängt, ergiebt sich aus der Thatsache, dass schon der Jünger des Origines, Valerius der Araber, im III. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine Sekte gründete, deren Mitglieder, männliche wie weibliche, sich kastrierten. Ihre direkten Nachfolger sind die Skopzen im heutigen Russland[3]).

---

licher sexueller Enthaltsamkeit, die Priester vollzogen an sich die Entmannung und kasteiten sich öffentlich auf die grausamste Weise, während die Menge eine scheussliche Orgie feierte.

[1]) Die Orpheus-Sage. Das Umherschweifen der Mänaden in den Wäldern und den den Dionysien geheiligten Hainen, ihr besonderer Umgang mit den Satyrn und Faunen findet sich wieder in der christlichen Ansicht von den Orgien, welche die Hexen mit dem Satanas auf dem Blocksberg feiern. Der christliche Teufel ist ja auch körperlich eine getreue Nachbildung der mythologischen Satyrn.

[2]) »Der Neuvermählten wird bei der Hochzeitsfeier befohlen, sich auf das Glied des Priapus zu setzen«, und zwar derart, dass das Hymen zerstört wird. Augustinus: »De Civit. Dei« VII. 24. Dies, weil man meinte, dass durch diese Operation die Fruchtbarkeit der Gattin befördert werde. Übrigens vollzogen auch Priester die nämliche Zeremonie, welche beim Volke bis in spätere Zeiten hinein in Ehren stand, vermittelst metallner Priapen.

[3]) Sie berufen sich hauptsächlich auf das Ev. Matthäi 19, 11 u. 12, wo es heisst: »Er sprach aber zu ihnen: Das Wort fasset nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind etliche verschnitten, die von Menschen

Orgiastische Kulte, bei denen jedoch der Ausdruck der Grausamkeit keineswegs fehlte, waren die von Herodot ausführlich beschriebenen[1]) Mysterien von Bubastis, Busiris Heliopolis, Buto und Papremis. Der einfachen Ausschweifung dienten wohl auch die eleusinischen Mysterien, von denen wir freilich nur sehr wenige Angaben überliefert erhielten. In Rom finden wir die den Dionysien entsprechenden Bacchanalien mit all' ihren schlimmen Exzessen[2]), und vor

---

verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelsreiches willen. Wer es fassen mag, der fasse es.«

Dass auch in anderen europäischen Ländern, freilich nur bei Einzelnen, unter der Beeinflussung von religiösem Wahnsinn, Selbstentmannungen vorgenommen wurden, ist bekannt. Die bezüglichen Fälle sind gar nicht selten.

Dauernd lebt der unsaubere orientalisch-asketische Geist wieder auf and verwirrt die Köpfe der Menschen.

[1]) Die ausführliche Schilderung in des Herodotos' Geschichten (II. 59—64) zeigt, dass sich die Weiber schamlos entblössten und alle Teilnehmer an sich selbst oder gegenseitig Peinigungen vollzogen.

[2]) Nach Livius (XXXIX. 1. 15.) nahmen zuerst nur die Weiber an diesen Mysterien Teil, dann aber auch Männer. Die den Mänaden Widerstrebenden wurden ermordet. Das (566 a. u. c. erlassene) Marcianische Gesetz hob zwar die Bacchanalien auf, aber die durch sie eingeführten Ausschweifungen blieben der römischen Welt erhalten.

Um 186 v. u. Z. (a. 566 a. u. c.) tauchte in Italien ein Grieche auf, der eine geheimnisvolle Sekte begründete, die allem Anscheine nach eine Art von Isis-Kult betrieb und vornehmlich Anhänger in den niedersten Volksschichten fand. Als Häupter der Sekte werden genannt: M. C. Attinius, ein römischer Bauer, L. Opiternius, ein Falerner und Menius Cercinius aus Campanien. Der Senat verbot das Treiben und liess selbst einige Todesurteile vollziehen, aber das Andenken an die Ausschweifungen wurde vom Volke treulich bewahrt.

Zwei Jahre später handelte es sich um die Bacchanalien! Ein junger römischer Ritter, Namens Ebutius, erschien bei dem Konsul Posthumius, um ihm zu klagen, dass man seine Geliebte, das Freudenmädchen Hispala

allem die schamlosen Florealien [1]). Und wie die römischen Saturnalien ihre Wiederauferstehung in den Narren- und Eselsfesten des Mittelalters finden, so treten uns deutliche Erinnerungen an die Florealien in den sogenannten »nackten Prozessionen« [2]) entgegen, deren Teilnehmer und Teilnehmerinnen thatsächlich vollständig entkleidet einher-

---

Fecenia, welche auf dem Aventin wohnte und dort wohl bekannt war, gegen ihren Willen zur Teilnahme an den Bacchanalien gezwungen habe. Posthumius verhörte in Gegenwart seiner Schwiegermutter Sulpicia die Fecenia und erfuhr die schlimmsten Dinge über die geheimen nächtlichen Orgien. Tags darauf teilte er dem Senate alles mit und erklärte, dass die Bacchanalien bereits sieben tausend Eingeweihte in Rom zählten. (Die Stadt mag damals vielleicht 20000 Bürger mit ihren Familien an Einwohnern besessen haben.) Die Behörde schritt nun mit den schwersten Strafen gegen die Häupter der Sekte ein. Ein Senatsbeschluss nahm die Infamie von der Hispala Fecenia und erhob sie zum Range einer Matrone, worauf sie von Ebutius geehelicht ward. Die ganze Angelegenheit wird von den antiken Geschichtsschreibern nur mit dunkeln Andeutungen erwähnt. Wahrscheinlich handelt es sich um eine auch in den höheren Kreisen der Bürgerschaft auftretende Veränderung aller sozialen Grundlagen.

In der Kaiserzeit wurden die Bacchanalien ganz öffentlich gefeiert; sie konnten aber nur noch als gemeine Ausschweifung gelten und zeigten keinen religiösen Hintergrund mehr.

[1]) Uralt waren die Lupercalien aus welcher sich die Florealien entwickelten. Flora ist eine sagenhafte Prostituierte, die ihr Vermögen in Form einer Stiftung hinterlassen haben soll, aus deren Zinsen die Kosten der Feier bestritten wurden. Zuerst fanden die Florealien angeblich i. J. 216 vor uns. Zeitrechn. statt; ihre Termine waren 28. April bis 1. Mai. Es waren die Ehrentage der Freudenmädchen, welche dann nackt auf der Bühne im Angesichte der Vertreter des ganzen Volkes tanzten und dort auch öffentlich die Kohabitation mit ausgewählten Männern vollzogen.

[2]) Sie werden in Neapel erwähnt am Ausgange des XV. Jahrhunderts und in Paris während der Religionskriege. Es steht zu vermuten, dass sie auch anderenorts in romanischen Ländern vorkamen.

schritten, sowie ferner in den Fastnachtsaufzügen der deutschen Freudenmädchen [1]).

Dass Naturvölker ihren Kultus durch die im Angesichte der Menge vollzogene Kohabitation ausgewählter, schöner jugendlicher Paare feiern, beobachtete Cook auf Otaheiti [2]). Hierin darf jedenfalls keine Unsittlichkeit gefunden werden, so wenig wie in der ursprünglichen gastfreundlichen Prostitution. Ein anderes ist es aber um die Ausschweifung, welche einzelne religiöse Sekten sich unter dem Deckmantel des Kultus haben zu Schulden kommen lassen. [3])

Der berüchtigste Fall dieser Art betrifft das Treiben der pietistischen Winter-Buttlerschen Sekte in der Grafschaft Sayn-Wittgenstein im Anfange des XVIII. Jahrhunderts [4]). Ausnahmslos waren die Mitglieder dieser religiösen

---

[1]) Vergl. Floegel-Ebeling: »Geschichte des Grotesk-Komischen.« (2. Aufl. 1888.) S. 274/75.

[2]) Im Juli 1791 liess sich im Palais Royal zu Paris ein angeblich wildes Paar — wahrscheinlich sind es jedoch Kreolen gewesen — gegen hohes Eintrittsgeld sehen, das völlig nackend die »Sitten von Otaheiti« vorführte. Auch diese Anekdote zeigt, wohin eine aus den Fugen gehende Gesellschaft, die vom Blutdurst beseelt ist, gelangt.

[3]) Schon in der ältesten christlichen Kirche tauchten derartige Sekten auf, so die Nicolaïten, die Phibioniten, Stratiotiker, Levitiker, Borboriker, Karpokratiker, Valesianer, Kainiten, Adamiten, Valentianer u. s. w. Die Agapen (Liebesmähler) dienten nach Verlöschung der Lichter vielfach den schlimmsten Ausschweifungen und die Exzesse einzelner angeblicher Christen boten dann den Staatsbehörden den Vorwand zum Einschreiten.

[4]) Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts that sich eine ähnliche pietistische Gemeinschaft (Mucker) zu Königsberg i. P. auf. Später wiederholten sich solche Vorgänge auch zu Schaffhausen in der Schweiz.

Genossenschaft gebildete Leute und besonders die weiblichen entstammten hochgeachteten adeligen Familien: so Eva von Buttler (verehelichte de Vesias), mehrere Fräulein von Calenberg, die Theologen Winter und Pinter, der Rechtsgelehrte Dr. Vergenius und andere mehr[1]). Das Treiben dieser Gesellschaft ist zu widerlich, um zu interessieren.[2])

---

[1]) »In beiden Vereinen, dem Buttler'schen und Ebel'schen (Königsberger Muckerei), sehen wir Leute von Stand und Bildung, Männer aus allen Fächern der Wissenschaft, schwärmerische Frauen und hysterische Mädchen sich verbinden, um auf Grund der von ihnen angenommenen Lehre ein System raffinierter Lüste zu gründen. Auch die Lehre beider hat ähnliche Momente. Beide haben den (platonischen) Glaubenssatz angenommen, dass vor Adam und Eva ein, beide Geschlechter in sich vereinigendes Wesen, ein Androgyn oder Mannweib bestanden habe. Noch ähnlicher sind sie sich aber in der Ausübung ihrer heillosen Theorie. Beiden ist die Geschlechtsvereinigung der höchste Gottesdienst. Verschieden sind sie nur dadurch von einander, dass bei der Buttler'schen Rotte die Absicht der Zeugung gar nicht zulässig ist, indem bei der bevorstehenden Aufrichtung des Reiches Christi die Fortpflanzung unseres Geschlechts ohnehin überflüssig erscheine; es konnte daher nach ihrer Lehre, bei Befriedigung des Geschlechtstriebes die Vereinigung der beiden Geschlechter nur um desswillen die Hauptsache sein, weil dadurch angeblich die wahre Verbindung zwischen Gott, Christo und den Auserwählten vermittelt wurde. Dagegen erscheint nach der Ebel'schen Lehre die beabsichtigte Zeugung zulässig, wenn sich der Mann des Verhältnisses der beiden Urwesen klar bewusst bleibt und sich als Stellvertreter des stärkeren Eloah thätig erkennt.« Dekan Keller i. d. »Ztschrft. f. histor. Theologie«. III. Jahrg.

[2]) »Das Wesen Gottes ist (nach den Anschauungen der Buttler'schen Sekte) eine ewige Natur, aus der alles Sichtbare, so auch das Menschengeschlecht hervorgegangen ist. Anfangs trat der Mensch nur als Androgyn, Mann und Weib in einer Person, hervor; später wurde erst das Geschlechtliche geteilt und Mann und Weib gebildet. (Ist das übrigens nicht eine

Man lese nur das »Glaubensbekenntnis« der jungen Sidonie von Calenberg [1]), und man wird wohl überzeugt sein, dass hier thatsächlich religiöser Wahnsinn im Spiele war, wenn auch keineswegs bei den Stiftern dieses pietistisch-orgiastischen

---

merkwürdige Vorausahnung der embryologischen Thatsache? D. V.) Da die ersten Menschen das Gebot, welches ihnen gegeben worden, übertreten hatten, wurden sie aus dem Garten Eden vertrieben und die Welt dem Fluche unterworfen, der bis jetzt fortdauert. Nun aber solle stufenweise die Erlösung erfolgen. Was durch den alten Adam verloren gegangen, musste durch den neuen Adam hergestellt werden; er müsse Kinder der Verheissung zeugen, denn die Zeit sei da, dass die Menschen zu dem verscherzten paradiesischen Zustande zurückkehren; da denn Gott Paar und Paar, nicht nach ihrem Willen, sondern nach seinem Willen mit einander vereinigen wolle. Der neue Adam bedürfe aber zu dieses Werkes Vollendung einer neuen Eva, und diese sei Mutter Eva (von Buttler), während Winter als der neue Adam betrachtet werden müsse. Beide hätten Kinder der Verheissung zu erzeugen und zu heiligen, welches geschehe, wenn sie wieder in die Mutter gingen oder durch den Vater wieder geboren würden. (?) Eva sei daher zu betrachten als die Pforte, als der Teich Bethesda, durch die man von allen sinnlichen Regungen gereinigt werde. Mit ihr müssen alle, zu dieser Gesellschaft zugelassenen Männer sich fleischlich vermischen, und so würden sie in ihr mit Gott vereinigt, welche Vereinigung ihre Heiligung bewirke; und sie thun dies ohne Sünde, d. h. obwohl sie sündigen, wird es ihnen nicht als Sünde angerechnet. Die Weiber müssen sich mit einem Manne der Gesellschaft vermischen, sei es mit dem, Gottes Stelle vertretenden, Vater (Winter), sei es mit dem Sohne (Appenfelder) oder sonst einem Vereinsgliede. Fleischliche Vereinigungen der Gesellschaftsmitglieder untereinander, in unbestimmter Ausdehnung, sind nicht Sünde, sondern ein grosses Heiligtum.« Dekan Keller. a. a. O.

[1]) »Darum mein Gott, Du Gott der Gemeinschaft! So übergebe ich mich denn in Deine Heilige Gemeinde mit Leib, Seel und Geist und Alles was ich bin und vermag, auch was ich am Irdischen noch zu gewarten habe, dass ich ohne Dich, den Dreieinigen Gott, wie ich ihn in Vater (Winter), Mutter (Eva) und Bruder (Appenfelder) erkenne und angenommen

Kultus. Eva von Buttler mindestens ist sich der Tragweite ihrer Handlungen, welche ihre sexuelle Unersättlichkeit hervorbrachte, genau bewusst gewesen.

Dass die Suggestion bei derlei Dingen eine Hauptrolle spielt, beweist ein Fall, den Lehmann[1]) nach Stoll mitteilt.

Eine Massensuggestion, welche schliesslich orgiastisch-grausame Kultusformen schuf, war auch die Wiedertäuferei des »Königs von Zion« (Johann Bockelson aus Leyden), die 1534 und 1535 zu Münster in Westfalen in Erscheinung trat.[2])

Über alles Maass hinaus ging auch die neuro-pathologische Epidemie, welche im XIV. Jahrhundert Mitteleuropa berührte; die Geissler oder Flagellanten. Immerhin kommt hierbei neben dem asketischen, ein rein perverses Motiv zur Geltung. Das hat auch der Abbé Boileau erkannt,

---

habe; ich sage ohne Dich und die Glieder der Gemeinde, Nichts im Himmel und auf Erden besitzen oder haben will, noch kann, sondern mit dieser Heiligen Gemeinde verlange ich herrlich zu werden oder verloren zu gehen; wo sie hinkommt, da bleibe ich auch. Ihre Ordnung und Gesetze müssen und sollen die Richtschnur und Regel meines Lebens sein. Darum bitte ich Dich nun um fernern Beistand und Gnade, mein Gott, nimm Dich meiner an.«

Aus der Grafschaft Sayn-Wittgenstein musste die Sekte fliehen. Sie wendete sich ins Paderbornsche und trieb hier ihr Wesen bis in den Februar 1706. Dann schritten die Gerichte ein, doch lautete die höchste Strafe für die Hauptbeteiligten nur auf Landesverweisung. Man mochte wohl nicht Exempel statuieren in Ansehung der Personen. Die einzelnen Mitglieder der Vereinigung verschwinden von da ab den Augen des Forschers.

[1]) Dr. Alfred Lehmann: »Aberglaube und Zauberei«. Deutsche Ausgabe von Dr. Petersen. S. 469.

[2]) Im Weiteren gehört hierher die im März 1823 zu Wildensbuch im Kanton Zürich vorgekommene Kreuzigung zweier Mädchen.

wenn er in einer seiner Streitschriften (»Die Geschichte des Flagellantismus«) gegen die sogenannte »untere Disziplin« (disciplina deorsum), das Peitschen der Lenden und des Gesässes mit folgenden Worten verwirft:

»Wenn man ein Übel flieht, so sollte man beachten, dass man leicht unklugerweise in das entgegengesetzte sich verliert. Wenigstens ist das Geisseln der unteren Körperteile um so gefährlicher, als die Geisteskrankheiten schlimmer sind, als alle anderen. Wenn nämlich die Lendenmuskeln von Ruten- oder Peitschenhieben getroffen werden, so stossen die Lebensgeister mit Heftigkeit gegen das Schambein und erregen unkeusche Bewegungen. Diese Eindrücke gehen auf das Gehirn über, malen hier lebhafte Bilder verbotener Freuden, bezaubern durch ihre trügerischen Reize den Verstand und die Keuschheit entflieht.« [1])

---

[1]) Dass eine perverse Libido sexualis auch durch den Anblick von Peitschungsszenen hervorgebracht wird, dürfte bekannt sein. Eine der hauptsächlichsten und durch viele Belege unterstützte Anklage, welche gegen die Klöster gerichtet wurde, ging dahin, dass die Mönche gern junge weibliche Personen dadurch büssen liessen, dass sie sie entkleideten und geisselten. Ein solcher Fall (von einem römisch-katholischen Priester) wurde noch im Herbst 1898 aus Russisch-Polen berichtet. So soll früher die englische Jeunesse dorée sich gern an den öffentlichen Auspeitschungen von Prostituierten als Zuschauer beteiligt haben. Ähnliches wird aus Ungarn und auch aus Deutschland berichtet.

Von Valeria Messalina und von Katharina von Medici weiss man, dass es ihr Hauptvergnügen war, junge Mädchen mit Ruthen streichen zu lassen, um sich an der Marter der Opfer zu ergötzen.

Wie eng die aus religiösem Wahnsinn vorgenommenen Kasteiungen und Selbstgeisselungen mit der Libido sexualis zusammenhängen, erhellt zur Genüge aus dem Leben der Büsser in Indien, der christlichen Asketen und der weiblichen Geisslerinnen. Die heilige Maria Magdalena von Pazzi, eine florentinische Carmeliterin, welche in der zweiten Hälfte des XVI. Jahr-

Auch ohne den Einfluss der »unteren Disziplin« entstehen wirkliche Delirien von Paranoia religiosa, die nur erotisch sind.[1]) Der junge Geistliche, welcher in Gebetsverzückung liegt, die einem heiligen Weibe gilt, wird zugleich vom Teufel versucht.[2]) Die Nonne, welche sich dem himmlischen Bräutigam vermählt, wähnt in ihrer Ekstase die höchsten irdischen Freuden zu geniessen.[3]) Dass derartige hysterische Leidenserscheinungen, welche der religiöse

hunderts lebte, hatte während ihrer rasenden Selbstpeinigungen die heftigsten sexuellen Gefühle. Unter ähnlichen Nervenreizungen rief Elisabeth de Genton: »Oh Gott! Oh Liebe! Oh unendliche Liebe! Oh Liebe! Oh ihr Geschöpfe ruft doch alle mit mir: Liebe, Liebe!« Die heilige Katharina von Genua wälzte sich in ihrer Ekstase zur Abkühlung auf dem Boden umher und schrie dabei: »Liebe, Liebe; ich kann nicht mehr!« U. s. f.

[1]) Zahlreiche Beispiele giebt Friedreich: »Gerichtliche Psychologie.« p. 389 und a. a. O.

[2]) Man erinnere sich an die Lebensgeschichte des heiligen Antonius von Padua.

[3]) Die heilige Veronica Juliani hielt sich als Bettgenossen ein Lämmlein, das sie innig liebte und ihm sogar die Brust reichte, und zwar angeblich mit etwelchem Erfolge.

Ueber die hölzernen Christusbilder, welche die Nonnen zu Luthers Zeit sich ins Bett legten, sprechen wir weiterhin.

Die kirchliche Kunst kam den sexuell-ekstasischen Anfällen vielfach zu Hilfe, indem sie die herrlichen Madonnenbilder, die büssenden Magdalenen, die nackten Stephane und andere schöne Märtyrergestalten schuf. Man kann über die »Sittlichkeit« derartiger Gemälde im Hinblick auf mannigfach beobachtete Vorkommnisse eigener Ansicht sein.

In dies Gebiet fallen auch die verschiedenen Mariengedichte, welche durchaus lyrisch sind, sowie die hunderterlei sonderbaren Bezeichnungen, welche religiöse Schwärmerei für die Mutter Gottes erfand, z. B. „Blume der Jungfrauschaft, Blume der Blumen, jungfräulich Erdreich, Essenz aller Liebe, glühender Ofen, Paradies der Wollust, Rose ohne Dornen elfenbeinener Schoss, Sonnenweib, fruchtbarer Zweig der Jungfrauschaft" u. s. w.

Mystizismus befruchtet, aus der unnatürlichen Enthaltsamkeit von sexuellen Genüssen hervorgehen, liegt für jeden Einsichtigen auf der Hand.

Das Cölibat soll freilich den Priester und die Nonne von jeder Sinnlichkeit emanzipieren, aber es rettet nicht vor dem mächtig auf den Geist einwirkenden Geschlechtstrieb. Das Cölibat raubt nicht nur dem davon Betroffenen jene veredelnde Wirkung, welche die Liebe und für viele die Ehe auf den Charakter ausüben, sondern es zerstört im Gegenteil nur allzu oft die gesamte sittliche Grundlage.

Jene Naturen, die sexuell leicht erregbar sind, werden, wenn sie unter tausend Kämpfen es durchzusetzen vermögen, ihr Gelübde unverletzt zu erhalten, mindestens der Melancholie, nicht selten jedoch dem Wahnsinn in die Arme getrieben. Die anderen aber stürzen sich, wenn sie nicht offen das Gelübde brechen wollen, in Ausschweifungen, welche Seele und Körper zerstören, jede ethische Neigung vernichten und den Einzelnen, wie die Gesamtheit mit Schande bedecken.

Die Geschichte der christlichen Kirche liefert dafür genügende Beweise.

* * *

Das einzige Verbrechen, welches etwa von der Liebe abzuleiten bleibt, ist der Mord. Häufig werden wir jedoch nicht wissen, ob thatsächlich die Liebe den Mörder oder die Mörderin anspornte; in sehr vielen derartigen Fällen ist die Liebe nur mittelbar, die Eifersucht dagegen geradezu der Grund für die blutige Handlung.

Die Eifersucht macht nicht selten den Eindruck der Monomanie. Sicherlich sind alle ihr unterworfenen Personen mehr oder minder geistig gestört. Dass die Eifersucht

häufiger beim weiblichen als beim männlichen Geschlechte auftritt und die Frauen auch weit leidenschaftlicher bewegt, ist bekannt. Erklären müssen wir dies durch die sexuell-psychische Richtung, welche im allgemeinen dem Weibe eigentümlich erscheint. Es vermag niemals eine Nebenbuhlerin in der Liebe zu ertragen und nur sehr selten für den rein körperlichen Genuss. Giebt es doch selbst unter den Prostituierten Eifersüchtige, sobald sich der ihnen sonst gänzlich Fremde einer anderen Bewohnerin des Freudenhauses zuwendet. Wütende Eifersuchtsszenen werden sehr häufig auch unter den Sapphisten, sowie den pervers liebenden Männern beobachtet, die sich sexuell in der Rolle des Weibes befinden.

»Die grösste Duldsamkeit zeigt das Weib in der Liebe zu dem Manne und diesem allein vermag es mit Freuden jegliches Opfer zu bringen; sein Mitleid hört auf, sobald das Geschlechtliche in ihm rege wird und ein Zweikampf unter Männern, die um seinen Besitz kämpfen, erhöhet seinen Stolz. Die Eifersucht ist die grausamste Leidenschaft des Weibes, die es zu den furchtbarsten Handlungen verleitet, und durch welche es sich nur zu oft selbst zerstört. Liebe und Eifersucht vermögen leicht das schwache Geschlecht zum Wahnsinn oder zum körperlichen Siechtum zu führen. . . . Damit dieser Einfluss des Geschlechtes auf die psychische Richtung des Weibes in gewissen Schranken gehalten werde, muss das Schamgefühl stets rege sein und wird daher für das Weib eine besondere Tugend[1].«

Aus dem unterdrückten Geschlechtstriebe resultieren vor allem jene Verbrechen, die sich wider die Schamhaftigkeit und die Sittlichkeit richten, also im weiteren die Not-

[1]) D. W. H. Busch: »Das Geschlechtsleben des Weibes«. I. S. 70/71.

zuchtsfälle. Die wirklichen Lustmorde hingegen sind psychopathischen Störungen einzelner Individuen zur Last zu legen [1]). Vielfach wird Notzucht durch geistig Verkrüppelte begangen; völlig Degenerierte sind jene, die ein derartiges Verbrechen gegen alte Frauen oder ganz junge, unreife Kinder richten. Auch die Vermischung von Wollust und Grausamkeit ist hierbei wohl zu beachten. So haben vornehme Wüstlinge aller Zeiten und Länder den höchsten Reiz darin gefunden, unschuldige Jungfrauen zu notzüchtigen; die moralischen und physischen Qualen des Opfers, sein Schreien und Wimmern steigerten ihren Genuss. Dass die rohe Soldateska in früheren Kriegen mit der Plünderung eroberter Städte regelmässig die Schändung der weiblichen Bewohner verband, dürfte allgemein bekannt sein; in Deutschland ereigneten sich [derartige Schreckensszenen noch im November 1806 bei der Erstürmung von Lübeck durch die Franzosen. [2])

---

[1]) »Dem Akt der Notzucht kann die Tötung des Opfers folgen. Es kann sich um unbeabsichtigte Tötung, um Mord als Mittel, den einzigen Zeugen der Unthat ewig stumm zu machen, handeln, oder um Mord aus Wollust. Nur für solche Fälle sollte der Ausdruck »Lustmord« gebraucht werden.« Dr. R. v. Krafft-Ebing: »Psychopathia Sexualis.« (6. Aufl.) S. 300.

[2]) Die Franzosen haben sich stets und bis auf die neueste Zeit durch derartige Exzesse unrühmlich ausgezeichnet. In den vielen Edikten, die unter der Regierung Ludwigs XV. für alle möglichen Vorkommnisse in der Strafrechtspflege der französischen Truppen erlassen wurden, findet sich das Verbrechen der Notzucht beziehungsweise seine Ahndung mit keinem Worte erwähnt.

Gneisenau berichtete 1813 an Blücher, dass Marschall Ney, als ihm (1807) seine Bagagen abhanden gekommen waren, bei denen sich seine Maitressen befanden, er gleich nach dem Einmarsche in Gumbinnen die Häuser besetzen und die vier schönsten Mädchen aus den angesehensten Familien aufheben liess, worauf er sie vergewaltigte.

Dass die Notzuchtsverbrechen der Unbefriedigung des Geschlechtstriebes zuzuschreiben seien, erkennt selbst Professor Hegar an, wenn er sagt[1]):

»Bei einer Klasse der Verbrechen, der Notzucht, der Attentate gegen Erwachsene oder Kinder, wird man von vorn herein geneigt sein, den günstigen Einfluss der Ehe auf die Rechnung des befriedigten Geschlechtsbedürfnisses zu setzen. Einer zu ausschliesslichen Anschauung dieser Art steht entgegen, dass jene Vergehen vielfach solchen zur Last fallen, welche wegen ausschweifenden Lebenswandels, widernatürlicher Neigungen, Erkrankung an Syphilis, Tripper, Alkoholismus, keine Frau gefunden haben oder nicht heiraten wollten. Relativ nicht selten führt ferner beginnender oder ausgesprochener Greisenblödsinn zu Attentaten gegen jugendliche Personen. Auch ist die trotz der viel grösseren Leichtigkeit, mit welcher eine Ehe heut zu Tage geschlossen werden kann, ausserordentlich gesteigerte Zunahme solcher Verbrechen gegen früher auffallend[2]). Allein

---

Im Juli 1870 drohte der Geschäftsträger Frankreichs in Karlsruhe, man werde bei einer Invasion Badens dort die Kriegführung Melac's erneuern, und setzte ausdrücklich hinzu: »Die Frauen sollen keine Schonung erwarten!« Man vergleiche damit die altgermanischen Ansichten von der Unverletzlichkeit der weiblichen Ehre und das ausgezeichnete Benehmen der deutschen Truppen während des letzten Feldzuges in Frankreich, worüber sich die Franzosen bekanntlich ganz ausserordentlich verwundert haben.

[1]) Prof. Dr. Alfred Hegar: »Der Geschlechtstrieb.« S. 37/38.

[2]) »Die Gesetzbücher aller Kulturnationen verfolgen Denjenigen, welcher unzüchtige Handlungen begeht. Insofern die Erhaltung von Zucht und Sitte eine der wichtigsten Existenzbedingungen für das staatliche Gemeinwesen ist, kann der Staat kaum genug thun als Hüter der Sittlichkeit in dem Kampf gegen die Sinnlichkeit. Dieser Kampf ist ein ungleicher, insofern nur eine gewisse Zahl von sexuellen Ausschweifungen gerichtlich

eine von Druruy festgestellte Thatsache spricht doch sehr entschieden für einen direkten nachteiligen Einfluss des unterdrückten Geschlechtstriebes auf die Erzeugung dieser Kategorie von Verbrechen. Druruy hat die während 30 Monaten in von Laien oder von Geistlichen geleiteten Schulen vorgenommenen Ausschreitungen gegen die Sittlichkeit einander gegenübergestellt. 34873 Laienschulen wiesen 19 Verbrechen und 8 Vergehen, 3531 Congregationistenschulen 23 Verbrechen und 32 Vergehen auf. Die von religiösen Cölibatären gehaltenen Institute zählen daher vier Mal mehr Vergehen und zwölf Mal mehr Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Die Zahl der von Pädagogen im allgemeinen, verheirateten und unverheirateten, begangenen Sittlichkeitsverbrechen ist gegenüber anderen Gesellschaftsklassen recht hoch, was wohl in der steten Berührung mit jugendlichen Individuen und in der daraus entstehenden Versuchung liegt.«

Ist es nicht eigentümlich und reizt es nicht stark zum

verfolgt werden kann, den Ausschreitungen eines so mächtigen Naturtriebes gegenüber die Strafandrohung nur sehr wenig auszurichten vermag und es in der Natur der sexuellen Delikte liegt, dass nur ein Teil derselben zur Kenntnis der Behörde gelangt. Dem Walten dieser kommt die öffentliche Meinung zu Hilfe, indem sie derlei Delikte als entehrend ansieht. — Aus der Kriminalstatistik ergiebt sich die traurige Thatsache, dass die sexuellen Delikte in unserem modernen Kulturleben eine fortschreitende Zunahme aufweisen. Darunter ganz speziell die Unzuchtsvergehen an Individuen unter 14 Jahren. Der Moralist sieht in diesen traurigen Thatsachen weiter nichts als einen Verfall der allgemeinen Sittlichkeit und kommt nach Umständen zur Anschauung, dass die im Vergleich zu vergangenen Jahrhunderten übergrosse Milde des Gesetzgebers in der Bestrafung sexueller Delikte daran teilweise schuld sei. — Dem ärztlichen Forscher drängt sich der Gedanke auf, dass diese Erscheinung im modernen sozialen Kulturleben mit der überhandnehmenden Nervosität der letzten Generationen in Zusammenhang stehe, insofern sie neuropathisch belastete Individuen züchtet, die sexuelle Sphäre

Nachdenken an, dass Notzuchtsverbrechen in der Art, wie sie heute im Zeitalter der gewaltsam geforderten Askese fast täglich beobachtet werden, in dem den Geschlechtsgenuss durchaus frei gebenden Altertum gar keine Erwähnung finden?

Auf dem dunkeln Gebiete des Wahnsinns bildet der aus der Liebe hervorgegangene Irrsinn die dunkelste Ecke. Ob geistige Störungen umfassender Art auf die Unterdrückung des Geschlechtstriebes zurückzuführen sind, wird von der Wissenschaft eben so oft verneint wie bejaht.[1]) Dass Aus-

erregt, zu sexuellem Missbrauch antreibt und bei fortbestehender Lüsternheit, aber herabgeminderter Potenz zu perversen sexuellen Akten führt. — Der Psychiatrie kann die Anerkennung nicht versagt werden, dass sie die psychisch krankhafte Bedeutung zahlreicher monströser, paradoxer, sexueller Akte erkannt und nachgewiesen hat. — Von diesen Thatsachen psychopathologischer Forschung hat die Jurisprudenz als Gesetzgebung und Rechtsprechung bisher sehr wenig Notiz genommen. Sie setzt sich damit in Widerspruch mit der Medizin und steht beständig in Gefahr, Urteile und Strafen über Solche zu verhängen, die wissenschaftlich als für ihre Handlungen unzurechnungsfähig dastehen. — Durch diese oberflächliche Behandlung von tief in das Interesse und Wohl der Gesellschaft eingreifenden Delikten geschieht es gar leicht der Justiz, dass sie einen Verbrecher, der gemeingefährlicher als ein Mörder oder ein wildes Tier ist, nach festem Strafmaass abstraft und ihn nach ausgestandener Strafe der Gesellschaft wieder ausliefert, während die wissenschaftliche Forschung nachweisen kann, dass ein originär psychisch und sexuell entarteter und damit unzurechnungsfähiger Mensch der Thäter war, der zeitlebens unschädlich gemacht werden müsste, aber nicht bestraft werden sollte. — Eine Justiz, die nur die That und nicht den Thäter würdigt, wird immer in Gefahr stehen, wichtige Interessen der Gesellschaft (allgemeine Sittlichkeit und Sicherheit) wie auch des Individuums (Ehre) zu verletzen. Dr. R. von Krafft-Ebing: »Psychopathia Sexualis.« (6. Aufl.) S. 288/289.

[1]) So schreibt Prof. Dr. R. v. Krafft-Ebing: »Psychopathia Sexualis«, S. 283: »Satyriasis ist selten, Nymphomanie wird häufiger be-

schweifungen, vor allem Exzesse in Bacho et in Venere geistige Erkrankungen befördern und wiederum zu Ausschreitungen von häufig durchaus perverser Natur führen, kann nicht bestritten werden.

Selbstmorde aus unglücklicher Liebe werden nicht selten gemeldet, aber vielfach finden diese Fälle bei genügender Untersuchung der zur That bewegenden Gründe,

---

obachtet, nicht so selten im Klimakterium. Sogar im Senium kann sie vorkommen. Abstinenz bei beständiger Anregung der sexuellen Sphäre durch psychische oder periphere Reize (Pruritus pudendi, Oxyuris u. s. w.) kann diese Zustände hervorbringen, wahrscheinlich aber nur bei Belasteten.... Satyriasis und Nymphomanie sind akute psycho-sexuale Erkrankungszustände.«

Dagegen Prof. Dr. Alfred Hegar: »Der Geschlechtstrieb«, S. 33/34:

Nymphomanie und Satyriasis entstehen zuweilen bei sehr erheblichen anatomischen Veränderungen in dem Sexualapparat oder auch im Zentralnervensystem. Sonst begleiten sie verschiedenartige Psychosen, so dass sie eigentlich kein Leiden für sich darstellen. Der verkehrte Geisteszustand äussert sich vorzugsweise in Worten und Thaten, welche eine sexuelle Beziehung haben, und es ist oft ganz zufällig durch Nebenumstände bedingt, dass die Explosion gerade in dieser Richtung stattfindet. Man ist durchaus nicht berechtigt, hier als causales Moment die Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes anzunehmen, da die Ursachen im Wesentlichen dieselben sind, welche auch die in anderen Erscheinungen sich äussernden Geistesstörungen erzeugen. — Ich habe nie eine Nymphomanie aus gewaltsam unterdrücktem Geschlechtstriebe entstehen sehen, wohl aber diese und ähnliche Zustände aus unnatürlichen exzessiven oder lange fortgesetzten sexuellen Irritationen, besonders bei belasteten Personen. Diese Reizungen gehen nicht selten von dem Liebhaber oder selbst von dem Ehemanne aus, sei es, weil dieser selbst an solchen verkehrten Dingen Geschmack findet, oder weil er die Befruchtung umgehen will, oder weil er zu einer normalen Kopulation unfähig ist. Dann liefert die Nichtbefriedigung freilich einen Beitrag zur Entstehung des Leidens. Allein das Erste und die Hauptsache ist doch die künstliche und gewaltsam hervorgerufene Erregung.«

eine wesentlich andere Erklärung. Jedenfalls kommen solche Erscheinungen beim weiblichen Geschlechte öfter vor, als beim männlichen; denn die Liebe beherrscht die Frau weit ausschliesslicher und eine entsprechende Täuschung des übermächtigen Gefühls lässt gerade beim Weibe den verzweiflungsvollen Gedanken vollständiger Verlassenheit aufkommen. Übrigens spielt hierbei das Lebensalter keine ganz unwichtige Rolle.

»Man darf« — sagt Ludwig Fuld — »mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, dass das Motiv der Liebe nur zweimal verhängnisvoll und zahlreiche Opfer fordend in das weibliche Leben eingreift, zuerst in dem Alter, welches, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, das klassische genannt werden darf, in den Jahren 18—22, sodann in der Zeit vom Beginne des vierten Decenniums bis über die Hälfte, ja bis gegen Ende desselben.«

Auch einzelne litterarische und bildliche Kunstwerke, welche allgemeine Beachtung finden und die in die passende Kulturepoche fallen, vermögen wirkliche Selbstmord-Epidemien unglücklicher Liebender oder solcher, welche glauben, unglücklich zu lieben, hervorzurufen. Das bekannteste und drastischste Beispiel bietet die Schilderung von »Werther's Leiden« durch den jungen Goethe; das Buch erschien zu einer Zeit, da die gesamte westeuropäische gebildete Menschheit sich dem Einflusse einer hypersentimentalen Schwärmerei nicht zu entziehen vermochte. Der Massenwahnsinn äusserte sich in hervortretender Form in den gehäuften Selbstmorden aus angeblich unglücklicher Liebe.

Doppelselbstmorde aus unglücklicher Liebe kommen gewöhnlich nur bei ganz jungen Leuten vor, die nach ihrer

Ansicht unübersteigliche Hindernisse finden, um ehelich verbunden zu werden. Blöde Philisterseelen werden in derartigen Fällen leicht mit der billigen Meinung bei der Hand sein, dass der Verlust, den die Menschheit an dem betreffenden Paare erleidet, leicht zu ertragen sei. Sie vermögen nicht zu begreifen, welche Tragik in diesen verzweiflungsvollen Thaten ruht und dass der moderne Staat noch immer nicht der Nachfolger des grossen Königs geworden ist, welcher nach seinem Ausspruche — soviel es an ihm persönlich lag —[1]) handelte: In meinem Lande kann jeder nach seiner Façon selig werden.

Doppelselbstmorde aus Eifersucht werden unzweifelhaft, so gut wie alle eifersüchtigen Handlungen vom Irrsinn diktiert und hängen direkt mit der grausamen Zerstörungssucht zusammen, die das Wesen der Menschheit charakterisiert.

Denn, in allen seinen Handlungen, also auch in denen, die zu der Liebe in irgend welchem causalen Nexus stehen, ist der Mensch eben nur — Mensch!

* * *

»Es ist wahr, das Weib ist ganz zur Fortpflanzung, welche nur durch den Beischlaf möglich ist, geschaffen; es sehnt sich, Mutter zu werden[2]) und freut sich über den

---

[1]) Auch in Rücksicht auf die Beziehungen, welche die Prinzessin Amalie mit dem Baron von der Trenck unterhielt, hat Friedrich der Einzige sich nur von den Forderungen der königlichen Pflicht, keineswegs aber von niedrigen Leidenschaften zu seinen harten Maassnahmen bestimmen lassen.

[2]) Wilhelm Jordan sagt (in seinem Roman »Die Sebalds«): »Die Liebe des Weibes ist niemals ätherisch, wenigstens nicht die echte; die man freilich nicht suchen darf bei romangefütterten Zimperdöckchen und klaviersiechen Kandidatinnen der Bleichsucht und Rückenmarksschwäche. Ihr Uranstoss ist ein dunkles Empfinden, dem rechten Gedeihwecker für

Besitz seiner Kinder mehr als der Mann; in Folge seiner grösseren Reizbarkeit und Zartheit seiner Nerven und der feinen Haut, mit welcher die Geschlechtsteile bedeckt sind, mag es eine grössere Wollust als der Mann empfinden, und da es nicht beim Beischlafe so viele Säfte entleert wie der Mann, so wird es auch durch denselben weniger geschwächt. Die Folgen der Enthaltsamkeit treten stärker bei dem Weibe hervor und es wird bei ihm oftmals ein krankhaft erhöhter Geschlechtstrieb beobachtet . . . Aber, die Begattung selbst darf dem Weibe nicht Endzweck sein, es muss dieselbe von einer höheren Seite nur als Mittel zur Erfüllung seines Daseins betrachten. Nicht um der Wollust zu fröhnen, sondern nur um Mutter zu werden, soll es sich den männlichen Umarmungen hingeben, ein Gefühl, das eben so erhaben wie beängstigend für das schwächere Geschlecht sein muss. Wenn der Mann durch einen zu häufigen Beischlaf mehr an Körperstärke verliert, so büsst das Weib in höherem Grade seine Zeugungsfähigkeit ein und sinkt moralisch tiefer als der Mann.

Ist dem Weibe einmal die höhere Idee, die sich bei ihm mit der Begattung verbindet, entschwunden, dann beherrscht die Begierde alle seine Handlungen und mit niedriger Frechheit fordert es den Mann auf, von dem es nach den

---

die vorangelegten Schoosknöspchen begegnet zu sein. In das Tageslicht des Bewusstseins tritt dieser Grund des erotischen Wohlgefallens einer Braut niemals, einer Frau sehr selten; nämlich nur, wenn sie das dem Weibe Nächstmögliche eines Genies und doch zugleich in hohem Maasse glücklich ist als Gattin und Mutter schöner und kräftiger Kinder. Aber auch dann wird sie's nur ungewollt zuweilen verraten, niemals bekennen, sogar heftigst bestreiten, wenn es behauptet wird. Darum ist einem Wittwer sein schönes Kind mehr behülflich als hinderlich, Verliebnis zu wecken.«

Gesetzen der Natur in geschlechtlicher Beziehung besiegt werden soll. Die Schamhaftigkeit ist somit ein höheres Gefühl, welches dem Weibe, um es vor fleischlichen Ausschweifungen zu bewahren, eingeflösst ist. Der Geschlechtstrieb des Weibes soll kein activer Trieb sein, er soll mehr passiv im Innern selbst wirken. Wenn die weiblichen Geschlechtsteile mehr zurückgezogen erscheinen und ihre Funktionen verborgen im Schoosse des Weibes vollziehen, so ist doch andererseits ihr Einfluss auf den Geist und Körper grösser als beim Manne. — — Es muss in dem Menschen die Idee der Zeugung mit dem Geschlechtstriebe zusammen eine innige Vermischung der geschlechtlich getrennten Individuen bezwecken, welche eine Übereinstimmung der Seelen voraussetzt. Die geschlechtliche Vereinigung soll daher aus der Liebe hervorgehen, welche den Geschlechtstrieb eben so wohl reizt als regelt. Die Liebe ist bei dem Manne der Trieb nach dem Besitz des Weibes, er will den geliebten Gegenstand sich erringen und setzt einen Wert auf dessen Besitz. Er muss sich daher bemühen, sich der Geliebten würdig zu zeigen, das schwache Weib für seine Hingebung zu beschützen und sich demselben fester anzuschliessen. Indem er sich durch Schönheit, Anmut oder Tugend zu dem Weibe hingezogen fühlt, ist ihm der gestattete eheliche Umgang das höchste Ziel seiner Wünsche und der Beweis, dass seine Gefühle geehrt und geachtet werden. Der Geschlechtstrieb wird somit nicht durch blosse körperliche Erregungen angereizt, er beruht auf höheren Gefühlen und wird selbst erhabener und dem Menschen geziemender“ [1]).

Staat und Gesellschaft bestreben sich, den ausserehelichen

---

[1]) D. W. H. Busch: »Das Geschlechtsleben des Weibes.« I. S. 69/70 bezw. I. S. 196.

Geschlechtsverkehr möglichst zu unterdrücken und die Ehen zu unantastbaren Verbindungen zu gestalten. Im Allgemeinen herrscht die Ansicht vor, dass dies allmälig durchzuführen sei. Thatsächlich, das muss zugestanden werden, hat sich die offiziell bekannte Zahl der Freudenmädchen auch in jenen Ländern, welche der Prostitution gegenüber ein polizeiliches »Laisser faire — Laisser aller« gelten lassen, gegen frühere Zeiten erheblich vermindert [1]). Auch die ausserehelichen Geburtsziffern erreichen keineswegs eine

[1]) Zur Zeit der grossen Kirchenversammlung von Konstanz (1414—1418) weilten in der Stadt und in ihrer nächsten Umgebung, nach glaubwürdigen Berichten, etwa fünfzehnhundert Freudenmädchen. In Rom, welches um 1490 jedenfalls nicht mehr als dreissigtausend Einwohner zählte, lebten damals beinahe siebentausend Courtisanen. In Paris, dessen Bevölkerungszahl am Ausgange des XV. Jahrhunderts wohl kaum hunderttausend Köpfe betrug, befanden sich um 1496 an fünfzehntausend »femmes libres«. Für 1784 berechnete Elie Harel, dass in Paris bei sechshunderttausend Bewohnern, sechzigtausend gewöhnliche und zehntausend andere Prostituierte kämen, welche ihr Gewerbe im Geheimen betrieben. Das gesamte Einkommen aller solcher Mädchen schlug er auf 143,8 Millionen Livres (etwa 200 Millionen Francs) an. Dagegen führt der Pariser Polizeibericht von 1867 3853 auf der Präfektur einregistrierte Mädchen an. Die Stadt zählte damals zwei Millionen Einwohner und sah eine Weltausstellung in ihren Mauern. Nach dem Maasstabe von 1496 berechnet, hätte es dreimalhunderttausend, nach dem von 1784 hingegen mindestens zweimalhunderttausend Freudenmädchen geben müssen. Es wird jedoch wohl Niemand ernsthaft behaupten wollen, dass thatsächlich so viele Courtisanen anno 1867 in Paris gelebt hätten.

In kleineren Städten beschränkt sich heut zu Tage die Prostitution auf eine äusserst geringe Zahl von Dirnen, und Bordells sind in ihnen fast niemals anzutreffen. Das gilt wenigstens für Deutschland. Früher stand es damit denn doch ganz anders.

In Strassburg zählten die Behörden anno 1490 siebenundfünfzig

aussergewöhnliche Höhe, wie die hier folgenden statistischen Zahlen darthun werden.

Berechnungsjahr 1892.

Land	Einwohnerzahl in Tausenden	Jährliche Geburten ohne Totgeborene	Geburten Eheliche (in Tausenden)	Geburten Uneheliche (in Tausenden)	Auf je 1000 Einwohn. kommen Geburten Eheliche	Auf je 1000 Einwohn. kommen Geburten Uneheliche	Auf je 1000 Männer kommen Frauen	Es kommen auf je 1000 Einwohner Trauungen im Jahr
Deutschland . .	50000	1.750000	1578	172	316	34	1040	79
Oesterreich-Ung.	43600	1.744000	1542	202	331	46	1034	82
Frankreich. . . .	38340	854982	744	80	220	21	1007	76
Grossbritannien .	38500	1.131900	1080	51	281	13	1060	72
Italien	30550	1.108965	1024	84	335	28	995 i. J. 1881	75
Schweiz.	3000	84300	80	4,3	281	14	1041	74
Belgien	6200	177940	161	16	260	26	1005	76
Niederlande . .	4670	149440	144	5(?)	308	11(?)	1022	72
Schweden . . .	4800	129600	115	14	240	29	1065	59
Norwegen . . .	1990	61491	57	4	287	20	1071	66

Einer tiefsinnigen statistischen Dissertation, die doch jedenfalls sogleich widerlegt werden könnte, bedarf es nicht; die Gründe z. B., warum in Oesterreich-Ungarn trotz der höchsten Zahl von Trauungen und eines keineswegs allzu grossen Überschusses von Personen weiblichen Geschlechtes die meisten unehelichen Geburten vorkommen, sind schwer-

öffentliche Häuser, welche die schuldige Steuer zahlten; die Untergasse allein besass neunzehn Bordelle.

Luzern, das um 1529 von etwa viertausend Menschen bewohnt wurde, hatte beinahe dreihundert »schöne Fräulein« in seinen Mauern.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen. Sie könnten mit Leichtigkeit eine ansehnliche Vermehrung erfahren, doch denken wir, dass mit dem Gesagten bereits ausreichend gezeigt wurde, dass die Prostitution in der »guten alten Zeit« weit häufiger auftrat, als heute in unserem viel gelästerten »materialistischen Jahrhundert«.

lich mit apodiktischer Sicherheit zu geben. Wer etwa das religiöse Glaubensbekenntnis mit der Häufigkeit des ausserehelichen Geschlechtsverkehrs in Verbindung bringen möchte, der lese beispielsweise die für Schweden gegebenen Zahlen. Wem es beifallen sollte, von der »allgemeinen Lüderlichkeit« zu phantasieren, der betrachte das von den Moralisten arg verlästerte Frankreich oder besser noch — weil in Frankreich überhaupt abnorme Geburtsverhältnisse herrschen, die wir sogleich berühren werden, das gewöhnlich nicht minder als leichtlebig und sexuell aktiv bezeichnete Italien, welches bei hoher Trauziffer und einem (wahrscheinlich) gleichwertigen Zahlenverhältnisse der beiden Geschlechter, die meisten ehelichen und verhältnismässig sehr wenige uneheliche Geburten zu verzeichnen hat.

Das Verhältnis der ehelichen zu den unehelichen Geburten in den angeführten zehn europäischen Staaten beträgt: **143** (eheliche) zu **1,21** (uneheliche).

Angesichts dieses Ergebnisses dürften nach unserer Ansicht die Stimmen schweigen, welche über die »allgemeine Sittenverderbnis« zeternd, zum Beweise ihrer vagen Behauptungen auf die »ungeheure und stetig wachsende Zahl der unehelichen Geburten« hindeuten.

Das Bedenkliche liegt überhaupt nicht in den unehelichen Geburten selbst, sondern in der Grausamkeit der Gesellschaft, welche auf die nicht von Staatswegen einem Manne angetrauten Mütter und die ihrem Liebesverkehr entsprossenen Kinder den Fluch wirft, sie zu Parias macht und aller bürgerlichen Ehren beraubt. Die Gefahr für die öffentliche Sittlichkeit liegt nicht in dem ausserehelichen Geschlechtsverkehr an sich selbst, sondern in der Heimlich-

keit, mit welcher er als ein durchaus verbotener Genuss betrieben wird, und in der gemeinen Heuchelei, mit der man eben diesen Genuss zu verschleiern sucht.

Wenn die Sittlichkeitsfanatiker und besonders die weiblichen unter ihnen behaupten, die Männer, welche uneheliche Kinder zeugten, würden um so höher geachtet, je mehr Mädchen sie zu unglücklichen Müttern machten, so heisst das dreist, wenn vielleicht auch unbewusst, eine derbe Lüge aussprechen. Die Gesellschaft straft, wie wir jeden Tag sehen können, solche Väter mit ihrer vollen Verachtung; denn die Gesellschaft erkennt allein den ehelichen Geschlechtsverkehr an und hat für jede von ihr nicht legitimierte Liebe einzig das kurze scharfe Verdammungsurteil. Würde die öffentliche Meinung die Verführer unschuldiger Mädchen thatsächlich bewundern, so kämen gewiss nicht alle jene, den Juristen wohlbekannten böswilligen Kniffe zur Anwendung, um die Vaterschaft von dem unehelichen Kinde abzuleugnen. Jeder Praktiker weiss, dass es sich bei der überwiegenden Zahl der Alimentationsklagen weit weniger um die Geldfrage als darum handelt, dass der vor die Schranken Gezogene nicht öffentlich zu seiner That stehen will. Die öffentliche Meinung geht in ihrer unnachsichtlichen Strenge ja so weit, dass sie selbst jene Paare, welche die Liebe bereits vor der Unterzeichnung der Ehepakten genossen, mit hämischem Spotte begrüsst und das etwa »zu früh« geborene Kind als einen halben Bankert bezeichnet.

Diese Verachtung, welche alle Welt dem ausserehelichen Geschlechtsverkehr entgegenbringt, erzeugt die grossen Übel, die aus ihm entstehen. Daher die Verbrechen gegen das keimende Leben, die Kindsmorde, die Engelmachereien.

Daher der Übertritt so vieler Verlassener in die grosse Prostitutionsarmee, die auffällig hohe Zahl der Verbrecher von unehelicher und folglich auch unehrlicher Geburt. Daher endlich die Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit und die unleugbare Steigerung der gezüchteten perversen Prostitution und des »Sapphismus«.

Eine oft wiederholte Anklage spricht sich dahin aus, dass es ganz besonders die Angehörigen der gebildeten und finanziell gut gestellten Kreise seien, welche vertrauende Mädchen zu Fall und ins Unglück brächten. Der »vornehme herzlose Verführer« spukt mit Vorliebe in einer bestimmten Art von Romandichtungen umher, an denen nichts wahr ist, als ihre eigene innere Unwahrheit, und für Volksredner bietet die nämliche interessante Person ein dankbares Objekt zur Verkündigung patent-ethischer Grundsätze.

Professor Hegar erteilt auf alle derartigen unberechtigten Ausfälle die passende Antwort, wenn er sagt: [1])

»Die Gegner unserer bestehenden Familienzustände behaupten, dass die Männer der wohlhabenden Klassen sich für ihre Enthaltsamkeit bei der eigenen Frau durch Maitressen, in Freudenhäusern oder sonstigen öffentlichen oder geheimen Instituten entschädigen. Manche, wie Bebel, sprechen sogar von einem ius primae noctis der wohlhabenden Klasse gegenüber den Töchtern der Armen und des Arbeiters. Auf der einen Seite entschuldigen sie den Missbrauch, welchem die Frau bei dem Proletarier

---

[1]) Prof. Dr. Alfred Hegar: »Der Geschlechtstrieb«. S. 61/62.

ausgesetzt ist, durch die Beschränkung auf das eine weibliche Wesen und die festgehaltene Treue. — Beides ist nicht richtig. Dass die sogenannten höheren Klassen frei von sexuellen Exzessen seien, wird gewiss Niemand behaupten; dass aber ein ausschweifendes Leben die Regel oder nur häufig sei, ist falsch. Auch selbst wenn die moralischen Bedenken nicht abhielten, würde der Geldpunkt ein Hindernis bilden. Wie viel Männer können sich Maitressen halten, und wo sind in kleineren und mittleren Städten Luststätten, Freudenhäuser, Konzert- und Ballsäle für unsittliche Zwecke? In diesen Städten und auf dem Lande wird die Führung eines jeden Menschen sehr genau verfolgt, und wie verhältnismässig wenige Namen sind auf der schwarzen Liste. Es wäre schlimm, wenn die Verhältnisse der ganzen grossen Bevölkerung eines Staates mit denen in der Grossstadt gleichgestellt werden müssten. Die Behauptung, dass die Söhne unserer gebildeten und besitzenden Klassen es als ein ihnen zustehendes Recht ansehen, die Töchter des Volkes zu verführen, ist schon vielfach durch die Statistik widerlegt worden, indem man Zusammenstellungen über das Herkommen der in den Entbindungshäusern geborenen Kinder anfertigte. Es zeigte sich, dass fast ohne Ausnahme Soldaten, Arbeiter, Gesellen, Diener die Schuldigen sind. Selten figuriert auch einmal ein Angehöriger der höheren Stände, welcher dann seinen Fehler, an dem er vielleicht nicht einmal Schuld ist, sehr schwer büssen muss. — Auch ist es falsch, dass bei den Verheirateten der arbeitenden Klassen besonders wenig Exzesse ausser der Ehe vorkommen. Schon die grosse Verbreitung der Syphilis und des Trippers in diesen Ständen spricht dagegen, und die sittliche wie die körperliche

Korruption in den eigentlichen Fabrikstädten liegt klar vor Augen.«[1])

* * *

Der Staat hat sicherlich das grösste Interesse daran, dass seine Bürgerschaft gesund und kräftig sei! Er muss darauf bestehen, dass die Nachkommenschaft, seine grösste Hoffnung, eine genügende physische und moralische Stärke besitzt, um den harten Kampf ums Dasein erfolgreich auszukämpfen. Damit dieses Ziel erreicht werde, schuf der Staat das reglementierte und von Argusaugen bewachte sittliche Institut der Ehe. Er will die zur gehörigen Fortpflanzung der Menschheit notwendigen Faktoren zusammenfassen zur gedeihlichen Wirkung. In diesem Bestreben haben er, wie die Gesellschaft überhaupt, es vergessen, beziehungsweise es niemals bemerken wollen, dass die Natur jedem Zwange widerstrebt, dass sie alle Unfreiheit hasst und die ihr angethanene Gewalt bitter an den Menschen rächt.

Nach unserer Ansicht giebt es nur ein radikales Mittel, um eine gesunde Nachkommenschaft zu erzielen, aber wir wissen wohl, dass unsere Anregungen, dieses Remedium zu ergreifen, einen heftigen Widerspruch finden würden. Vor allem, das müssen wir zugestehen, bleibt es unmöglich, von heute auf morgen eine Einrichtung von so umfassender, kultureller und politischer Bedeutung wie die streng vom Staate beschützte monogamische Ehe gegen das

---

[1]) Und wir möchten noch hinzusetzen, dass es wohl unbestritten bleiben muss, dass die schlimmsten Verbrechen wider die Sittlichkeit (Notzucht verbunden mit Mord) fast ausnahmslos von verkommenen Individuen aus der Hefe des Volkes verübt werden.

auszutauschen, was wir das natürliche System der geschlechtlichen Beziehungen nennen möchten. Jenen aber, die etwa behaupten wollten, dass dies vollends zur Degeneration der Menschheit führen müsse, legen wir folgendes Zitat vor:

»Die freie Vergattung, wie sie namentlich in Indien unter der Nayer-Rasse herrscht, scheint nach den Erfolgen der seit Jahrhunderten wirkenden Zuchtwahl auf die Rasse nicht ungünstig zu wirken. Die Männer sind, wie Jagor hervorhebt, gross, schön, von kriegerischem Ansehen, leichtlebig und mutig. In ihrem Wetteifer um die Gunst der Frauen verwenden sie grosse Sorgfalt auf ihr Äusseres. Die Frauen werden als ungemein zierlich, zart, reinlich, elegant, anmutig und verführerisch geschildert und sollen trotz des heissen Klimas von auffallend weisser Hautfarbe sein. Jagor weisst darauf hin, dass auch in Sparta die dort bestehende Zuchtwahl, welche die schönsten Paare zusammenführte, einen Menschenschlag erzielte, der an männlicher Kraft und Tapferkeit, wie an weiblicher Schönheit alle anderen Griechenstämme übertraf.« [1])

In unseren modernen und hoch civilisierten Staatswesen jedoch, die einerseits, je weiter sie in ihrem politischen Ausbau fortschreiten, desto mehr alle individuelle Freiheit vernichten, andererseits aber auf Grund falscher moralischer Anschauungen die schlimmsten Attentate gegen die physische und geistige Gesundheit der Massen geradezu prämiieren, gilt es bereits als eine grobe Unsittlichkeit überhaupt, an der Vortrefflichkeit der bestehenden Einrichtungen nur zu zweifeln.

---

[1]) Ploss: »Das Weib«. (2. Aufl.) I. 101.

Dafür wird es den Schwindsüchtigen, den hochgradig Skrophulösen, den Krüppeln aller Art, den Taubstummen, den Alkoholikern und Morphinisten, den Degenerierten und erblich Belasteten, den an der Syphilis oder der Gonorrhoe und an deren Folgen Siechenden, den Epileptikern und all den anderen Vertretern der Krankenhaus- und Asylbevölkerungen von Staatswegen erlaubt, Ehen abzuschliessen und Nachkommen zu zeugen. Ja, viele fromme Leute vermeinen geradezu, sie könnten sich ein recht schönes Plätzchen im Himmelreich sichern, wenn sie derlei pathologische Prachtexemplare aneinander verkuppelten.

So machen sich nach den Angaben von Strahan die »ladies patronesses« der englischen Krüppelasyle eine Art von Verpflichtung zurecht, ihre Schützlinge in den heiligen Stand der Ehe zu zwängen. Und Graham Bell berichtet, dass die Zahl der Taubstummen in den Staaten der nordamerikanischen Union während des zwischen 1870 und 1880 liegenden Jahrzehnts von rund 10000 auf 34000 gestiegen sei. Auf Grund dieser auffälligen, fast unerklärlichen Zunahme giebt er an, dass die »Philanthropen«, welche den Taubstummen ihre Menschenliebe zuwenden, diese so weit steigern, dass sie die Unglücklichen zum Heiraten ermuntern und auch für die notwendige Ausstattung derartiger Ehen Sorge tragen.

Bekanntlich verwenden die landwirtschaftlichen Ministerien in allen civilisierten Staaten jedes Jahr nicht geringe Summen für die Prämiirung von schönem Vieh und zur Unterstützung der rationellen Züchtungen unserer wichtigsten Haustiere. Dagegen beklagen die Kriegsminister die Thatsache, dass die Prozentziffer der zum Militärdienste tauglichen Jünglinge stetig und zwar in steigender Progression abnimmt. — —

Wie oft hören wir nicht vom »Kindersegen« reden und zwar mit flammender Begeisterung; mit welchem Stolze verkünden nicht viele Väter, die weder moralisch noch physisch im Stande sind, einen einzigen tüchtigen Bürger dem Staate zu erziehen, dass sie so und so viele Buben und Mädchen gezeugt haben. Und wir unterstützen in unserer kurzsichtigen Handlungsweise derartige an der Gesellschaft begangene Verbrechen, indem wir dem liederlichen Menschen einen Almosen reichen, damit er sich Alkohol kaufe und von diesem augefeuert, zu neuen »ehelichen Heldenthaten« schreite.

Wer gedenkt der unglücklichen Frauen, denen die zu häufig wiederkehrenden Schwangerschaften ekelhafte Geschwülste und mechanische Störungen im Gebärapparate hervorrufen, die Knochen erweichen und sie zu wandelnden Leichen werden lassen? Wer gedenkt der nicht minder unglücklichen Kinder, die im Elend geboren, mit dauerndem Siechtum belastet, ohne moralischen Halt aufwachsen?

Aber man hat ja den Trost, dass das alles auf gesetzlichem Wege geschehen sei, und dass »die Natur ihren Lauf haben muss.«[1]) Wir aber sagen, das ist Anarchie

---

[1]) Wir entnehmen einer Broschüre von Dr. med. Mensinga (Pseudonym C. Hasse) betitelt »Facultative Sterilität« (6. Aufl. 1892. I. S. 27) folgende Stelle:

»In der rationellen Tierzucht würde man ein solches Verfahren (nämlich die weiblichen Tiere bis zur Erschöpfung gebären zu lassen) für Wahnsinn, Tierquälerei erklären. Von einem bekannten und bewährten Landwirt unserer Provinz, Herrn J. P. erhielt ich in betreff der Tierzucht folgende Auskunft: 1. Wenn Tiere (Kühe z. B.) im Verhältnis zu ihrem Alter zu frühe trächtig werden — bevor noch die geschlechtliche Reife also vollständig erreicht ist — so hält man eine weitere Befruchtung zurück, damit das Tier sich erst erholen und besser entwickeln könne,

und Unnatur! — Wir sehen sonst nirgends in der athmenden Natur, dass ein lebendes Wesen systematisch durch die Potenzierung des Gebäraktes ruinirt wird und darum auch nicht, dass die Nachkommen unter den Folgen dieser Art von Raubbau leiden. Solches zu erzielen ist nur dem Kulturmenschen vorbehalten.

Da wir kein medizinisches, sondern ein kulturgeschichtliches Thema zu bearbeiten haben, so können wir hier nicht auf die rein praktischen Mittel eingehen, welche Arzt und Apotheker ersannen, um den übermässigen Befruchtungen vorzubeugen. Aber, wir finden, dass es im Interesse des Staates liegt, derlei Bestrebungen seine rege Aufmerksamkeit zuzuwenden, vor allem aber dafür zu sorgen, dass die vernünftige Einsicht in diese Dinge sich unter der gesamten Bevölkerung verbreite.[1])

---

andernfalls bleibt das Tier unentwickelt und verkümmert; (diese Erfahrung habe ich beim Menschen auch gemacht). 2. Bei völlig ausgewachsenen Tieren können Schwächezustände stattfinden, so dass man Befruchtung verhütet, solange, bis das Individuum sich vollständig erholt hat. 3. Wenn ein Tier eine bestimmte Zahl Nachkommen erzeugt hat, wird es zur weiteren Nachzucht nicht mehr tauglich, weil das Leben desselben dadurch gefährdet wird, auch die Nachkommen den gestellten Anforderungen nicht mehr entsprechen, ein verkümmertes Dasein erwarten lassen. 4. Kranke oder leidende Tiere lässt man überhaupt nicht zur Befruchtung zu. — — — Sollten wir Regeln und Erfahrungsgrundsätze, welche wir zum Wohl, zur gedeihlichen Erhaltung und Entwickelung unserer gewöhnlichsten, aber wertvollsten Haustiere als maassgebend angenommen und festgesetzt haben, nicht anwenden dürfen auf uns selbst zu unserem eigenen Wohle?«

[1]) Der Anzeigenteil vieler Tagesblätter wimmelt von Anzeigen, die den Kauf von Mitteln gegen die Konzeption oder von populären Abhandlungen über die fakultative Sterilität empfehlen. Diese Thatsache zeigt, dass die Öffentlichkeit sich mit entsprechenden Gedanken bereits vertraut gemacht hat. Unstreitig sollten die Gesundheitsbehörden die empfohlenen

Freilich, auch damit ist dem Staate nicht gedient, dass die Konzeption seiner Bürgerinnen möglichst verhindert werde. Frankreich kann in dieser Beziehung gleichsam als warnendes Beispiel gelten, was eine übertriebene Deduktion der ursprünglich so richtigen Lehren von Malthus zu Stande bringt. [1])

Mittel gehörig prüfen und nur die wirklich guten unter ihnen zum Vertriebe zulassen.

[1]) Schon im Jahre XI der Republik (1803) beklagte man sich in Frankreich über die zunehmende Entvölkerung. Damals herrschte die denkbar grösste Freiheit in der Ehegesetzgebung und es kann nicht geleugnet werden, dass sehr viele leichtfertige Verbindungen geschlossen wurden, um ebenso rasch wieder aufzuhören. (Vergl. Seite 54—58 des vorliegenden Werkes.) Und trotzdem Sterilität! Die Gründe sind bekannt, sie hängen eng zusammen mit den wirtschaftlichen Ansichten des französischen Volkes. Ob die Kriege ebenfalls Schuld tragen an dem Rückgange der Bevölkerung, möchten wir bezweifeln. Deutschland hat im dreissigjährigen Kriege einen umfangreicheren Aderlass erlitten wie Frankreich zwischen 1792 und 1871. Damals sank die Bevölkerung im Reich von fast 15 Millionen Köpfen (1618) auf kaum 4 Millionen (1650), um sich innerhalb eines halben Jahrhunderts trotz aller weiteren kriegerischen Zeitläufe wieder zu verdreifachen. Frankreich aber hat gewiss nicht 50 Prozent seiner Bevölkerung in den Kriegen der letzten hundert Jahre eingebüsst.

Bekanntlich geht die Einwohnerzahl Frankreichs zwar sehr langsam aber stetig zurück. Es wurde für Frankreich (1896) folgende Statistik der Ehen und ihrer Kinderzahl festgestellt:

Zahl der Familien:	Zahl der Kinder in der einzelnen Familie:
2 640 894	1
2 364 202	2
1 585 960	3
975 616	4
572 585	5
322 651	6
251 658	7

Der Staat und im engeren Sinne gesprochen, die Gesellschaft haben ein weit wirksameres Mittel an der Hand als den pharmaceutischen Malthusianismus, um eine gesunde und schöne Nachkommenschaft zu erzielen. Man folge nur den Beispielen, welche das hellenische Altertum gegeben und schaffe nach ihnen in Verbindung mit den Erfahrungen, die unser naturwissenschaftliches Zeitalter in feste Formen gegossen, eine wahre Kallipädie, die Kunst, in schöne Körper schöne Geister zu pflanzen.

Vor allem sollten zu frühe Heiraten vermieden werden. Nicht nur befördern die ehelichen Verbindungen unreifer Menschen die allgemeine Degeneration[1]), die Armut und die Kriminalität[2]), sondern sie beeinträchtigen auch die Kräfte der einzelnen Individuen, vorzüglich aber der Frau und der Nachkommenschaft. Die medizinische Statistik zeigt, dass gesunde Kinder von Männern zwischen dem 26. und 42., von Frauen zwischen dem 21. und 36. Lebensjahre (bei normaler Gesundheit der Eltern) zu erwarten sind. Im alten Sparta heirateten die Männer,

[1]) Das beste Beispiel bietet dafür die proletarische Industriebevölkerung dar, unter der frühe Heiraten wie vorzeitiger und noch dazu oft ausschweifender Geschlechtsgenuss häufig zu beobachten sind.

[2]) Die russische Kriminalistin Frau Tarnowska stellt fest, dass die Frühheiraten die weibliche Kriminalität befördern. Da in Russland die Bauernmädchen meist mit 14 oder 15 Jahren verheiratet werden, so vermögen sie ihren Neugeborenen nicht die notwendige Lebenskraft zu verleihen. (Es sterben von Kindern im Alter bis zu einem Lebensjahre in Europa 18 %, in Russland 27 %.) Die von den unreifen Gattinnen erduldeten Schwangerschaften zerrütten das Knochen- und Nervensystem und die den Ehemann als Urheber ihrer Leiden tötlich hassende Frau reicht ihrem Tyrannen den Giftbecher, um durch einen verzweiflungsvollen Gewaltakt die Freiheit zu gewinnen.

wenn sie etwa dreissig, die Frauen, wenn sie etwa vierundzwanzig Jahre alt waren. Von den Germanen berichtet uns Tacitus (in seiner »Germania« XX): »Spät erst gelangt der Jüngling zum Liebesgenuss, daher die unerschöpfte Manneskraft. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht, ihr Jugendleben ist das gleiche, ihr Wuchs von derselben Höhe. So in der Gesundheit Fülle paaren sich Jüngling und Jungfrau und von der Eltern Vollkraft geben die Kinder Zeugnis.«

Ob man den Krüppeln und Kranken aller Art in unserer »humanen« Zeit die Ehe verbieten dürfte? Mindestens diejenigen unter ihnen, welche die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch nehmen, könnten am Heiraten verhindert werden.

Im weiteren schreite man gegen die so häufig beobachtete Inzucht ein; denn auch die Verwandtschaftsehen befördern die Degeneration in ganz erheblicher Weise [1]). Dafür sollten Mischehen — freilich nicht auf Kosten der Nationalität — so viel wie immer möglich vollzogen

[1]) Da kein Mensch ohne Fehler psychischer und physischer Natur ist, unter nahen Verwandten jedoch diese Unvollkommenheiten wahrscheinlich in jedem der beiden Individuen, die sich verehelichen, vorkommen, so wird die Nachkommenschaft als doppelt belastet erscheinen. Je häufiger nahe Verwandte einander heiraten, desto mehr muss eine Cumulation der Fehler wie der Vorzüge bei den einzelnen Generationen hervortreten. Die Vorzüge aber werden sicherlich vor den Fehlern zurücktreten.

Beispiele finden sich überall. Wir wollen nur anführen, dass der in den Alpenländern so häufig beobachtete Kretinismus (und neuerdings auch die Phthisis) geradezu auf der von der Lebensart der Bevölkerung (abgeschlossene Thalschaften, Sorge um den Familienbesitz) bedingten und beförderten Inzucht beruht.

werden; sie veredeln die Rasse,[1]) ohne ihr den eigentümlichen Urtypus zu rauben[2]). Den Begriff der Mesalliance, wie ihn das Privatfürstenrecht kennt, mag man ja nebenher für die wenigen daran Interessierten erhalten[3]).

Die öffentliche Fürsorge muss sich in umfassender Weise auf die Frauen der ärmeren Klasse erstrecken, welche der Niederkunft entgegensehen. Hier hätten die frommen Damen, die für die Heidenmission so freigebig sind, die beste Gelegenheit, sich ein Stück Himmelreich zu erwerben. Es bedarf der Anstalten, um den armen Wöchnerinnen, wenigstens sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der schweren Stunde, ein ruhiges Asyl, Licht, Luft, genügende Nahrung und Pflege zu sichern und ihnen eine gehörige Anleitung zur Erfüllung der Mutterpflichten zu gewähren.

Wenn der Staat seinen Bürgern die Erlaubnis giebt, Ehen nach Belieben zu schliessen und in ihnen Schaaren

[1]) Ein klassischer Beweis, doch in negativer Form, ergiebt sich aus der Thatsache, dass unter den Juden erheblich mehr körperlich abnorme Individuen vorkommen, als unter den übrigen Europäern. Jahrhunderte hindurch sind die Juden am Abschliessen von Mischehen verhindert worden. Dagegen ist es allbekannt, dass gerade die jüdischen Mischehen mit seltenen Ausnahmen gesunde schöne Nachkommen erzeugen.

[2]) Der Atavismus sorgt dafür, dass der Urtypus erhalten bleibt. Man lese den Roman »Kosmopolis« von Paul Bourget.

[3]) Noch das allgemeine preussische Landrecht erklärte Ehen zwischen Adeligen, bürgerlichen und kleinbäuerlichen Personen für ungiltig! Dagegen gestattet das englische Staatsrecht ohne Zweifel, dass eine Königin von England einen Bürgerlichen heiraten darf, wenn sie es will. Die Ehe wäre giltig und der älteste ihr entsprossene männliche Nachkomme erhielte den Titel Prince of Wales und damit die Anwartschaft auf den Thron.

von Kindern zu zeugen, so fällt ihm auch die Aufgabe zu, das Familienleben in entsprechender Weise zu überwachen. Dem Seelenarzt allein ist es nicht möglich, irgend welchen umfassenden Einfluss auf die ihm Anvertrauten auszuüben. Er bedarf der Begleitung des Mediziners und des starken Rückgrats staatlicher Verordnungen. Eltern, welche durch ihre Aufführung zeigen, dass sie nicht im Stande sind, ihre Kinder zu tüchtigen Bürgern zu erziehen, müssen daran gehindert werden, weiteres Unheil durch ihre Lüste anzurichten. Sie gehören in Zwangsarbeitsanstalten und ihre Nachkommen sind der Pflege wie der Erziehung auf Kosten der Gesellschaft bedürftig. Unter allen Umständen sollten die kräftigsten Mittel ergriffen werden, um das jugendliche Verbrechertum zu vermindern. Verbindungen, in denen Zucht- und Sittenlosigkeit herrschen, sind keine Familien im Sinne der Auffassung, wie sie Staat und Gesellschaft hegen. So gut wie der Staat heute gegen das Zusammenleben unverheirateter Personen verschiedenen Geschlechtes einschreitet, so gut kann er Verbindungen von Verbrechern und Verbrecherinnen auflösen. Die »Heiligkeit« der Ehe wird man in derartigen Verbindungen vergebens suchen.

Was nun die Erziehung und die Pflege des heranwachsenden Geschlechtes selbst betrifft, so bedarf es grosser Reformen der jetzt auf diesem Gebiète bestehenden Zustände. Jedes Kind hat Anspruch auf gehörige Nahrung, gesunde und angemessene Wohnung und Kleidung, Unterricht und körperliche Ausbildung, sowie vor allem auch auf Schutz vor der Ausbeutung seiner schwachen Kräfte in irgend welcher Form. So wie die Dinge jetzt liegen, haben nur sehr wenige Kinder alles das, was wir soeben aufzählten.

Die armen und ärmsten unter ihnen hungern und verkommen im moralischen und körperlichen Schmutze; schon im zarten Alter müssen sie die Glieder rühren, um selbst ihren Unterhalt zu verdienen. Die Sprösslinge der wohlhabenden Klassen, welche oft genug ein falscher elterlicher Ehrgeiz auf die Bänke der höheren Schulen zwängt, vernichten ihre Gesundheit nicht nur durch die Studien, sondern auch durch frühzeitig begonnene Ausschweifungen. Wie auffällig schlecht ist nicht im allgemeinen die Korperhaltung unserer gebildeten männlichen Jugend? Wie schwillt nicht die Zahl der Kurzsichtigen, Nervösen, zum Soldatendienste Untauglichen an. Was lernt man nicht für Dinge kennen bei der Musterung der zur Rekrutierung erscheinenden Jünglinge? Aber, die Decadence, der geistige und körperliche Bankerott wird heute ja geradezu bewundert, verhätschelt, mit aller Raffinerie künstlich gezüchtet.

Und die weibliche Jugend? Thörichte Mütter misshandeln die Körper ihrer Töchter, indem sie ihnen Korsetts, amerikanische Gürtel und Schnabelschuhe aufzwängen. Sie hüten sie ängstlich vor gymnastischen Übungen; höchstens, dass sie ihnen den Radfahrsport, über dessen idealen und praktischen Wert man geteilter Meinung sein darf, gestatten — und zwar in der geheimen Hoffnung, dass das Töchterlein sich eine passende Partie erradle. Sie schleppen sie auf Bälle und an andere nervenzerrüttende Stätten des Genusses. Sie lassen den Mädchen jene hohle encyclopädistische Viertelbildung zu Teil werden, die unsere oberflächliche Zeitrichtung so scharf charakterisiert. Und sie malen ihnen eine Zukunft, welche niemals zur Wirklichkeit werden kann, aber die Phantasie des Mädchens erregt, das sich

dann in späterer Zeit zur »unbefriedigten Frau« entwickelt, jener modernen Verzerrung der edlen Weiblichkeit, der wir leider so häufig begegnen.

Solches sind die Ursachen, dass wir Schaaren von bleichsüchtigen, nervösen, auf ihre angebliche Bildung pochenden, vorlauten jungen Mädchen sehen, denen jeder ernste Mann aus dem Wege geht, weil er weiss, diese Frauen vermögen keine himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten. Denn die Ehe mit der hypermodernen nervösen, kränklichen Frau, welche nach dem ersten Kindbett oder gar schon nach der ersten Empfängnis die gute Beute der medizinischen Spezialisten wird, kann einen feurigen, Liebe und Liebesgenuss heischenden Mann nicht befriedigen. — — — —

Möchte doch die Natur der Liebe von der Menschheit klar erschaut werden, auf dass sie sich verjünge im himmlischen Bade.

Mystik der Liebe.

»Wie Felsenabgrund mir zu Füssen
»Auf tiefem Abgrund lastend ruht,
»Wie tausend Bäche strahlend fliessen
»Zum grausen Sturz des Schaums der Fluth,
»Wie stark, mit eignem kräftigen Triebe,
»Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
»So ist es die allmächtige Liebe,
»Die alles bildet, alles hegt.

»Ist um mich her ein wildes Brausen,
»Als wogte Wald und Felsengrund!
»Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
»Die Wasserfülle sich zum Schlund,
»Berufen, gleich das Thal zu wässern.
»Der Blitz, der flammend niederschlug,
»Die Atmosphäre zu verbessern,
»Die Gift und Dunst im Busen trug:
»Sind Liebesboten, sie verkünden,
»Was ewig schaffend uns umwallt.
»Mein Innres mög' es auch entzünden,
»Wo sich der Geist, verworren, kalt,
»Verquält in stumpfer Sinne Schranken,
»Scharfangeschlossnem Kettenschmerz.
»O Gott! beschwichtige die Gedanken,
»Erleuchte mein bedürftig Herz! —«

Pater profundus.

Eine Frage, die seit uralten Zeiten die Menschheit bewegte, und die dennoch niemals genügend beantwortet ward, lautet: Was ist die Liebe?

Hier eine Religion, dort als der Fluch der Menschen, als die List des Teufels, als die Erbsünde bezeichnet. Einmal Astarte-Aphrodite, dann die Schlange, die Teufelinne Frau Venus, welche den Tannhäuser verdirbt. Menschlich und göttlich, voll Hoheit und doch den Schwächen sterblicher Weiber unterworfen im Altertum, ein romantisch-phantastisches, übergöttliches und darum unmögliches Scheinwesen im Mittelalter, die Herrin im Zeitalter des Rokkoko, »la bête humaine« im heuchlerischen neunzehnten Jahrhundert.

Und immer sehen wir, dass die Menschen die Liebe suchen und zugleich sie verfolgen, dass sie ihr Leben einsetzen für die Liebe, sie aber auch zu zerstören suchen, dass sie nicht ohne Liebe sein können, und sie doch ängstlich verbergen gleich einem schlimmen Verbrechen. Die Liebe verübt Grausamkeiten, aber wie gering erscheinen diese gegen die Brutalitäten, denen die Göttin dauernd ausgesetzt bleibt durch die blöde undankbare Menschheit. Aber die Liebe ist unsterblich und in

Wahrheit unverwundbar. Sie bildet unser höchstes Gut, sie ist barmherziger als die Barmherzigkeit selbst, sie ist die unendliche Tröstung für das erste Menschenpaar gewesen und sie wird aushalten bis zur Sterbestunde des letzten.

Welche Mühe haben sich die gelehrten Herren nicht gegeben, um das Wesen der Liebe zu bestimmen. Wie künstlich fielen nicht ihre Erklärungen aus. Höre man nur, was Hegel darüber sagt:

»Die Liebe ist ein Unterscheiden Zweier, die doch für einander schlechthin nicht unterschieden sind. Das Bewusstsein, Gefühl dieser Identität ist die Liebe, dieses, ausser mir zu sein: Ich habe mein Selbstbewusstsein nicht in mir, sondern im Andern, aber dieses Andere, indem es eben ausser sich ist, hat sein Selbstbewusstsein nur in mir, und beide sind nur dieses Bewusstsein ihres Aussersichseins und ihrer Identität, dies Anschauen, dies Fühlen, dies Wissen der Einheit — dies ist die Liebe.«

Liebende — es sei denn, sie gehörten zu dem jetzt wohl völlig ausgestorbenen Geschlechte der Hegelianer — werden die durch den grossen Philosophen gegebene Bestimmung schwerlich im ganzen Umfange zu würdigen wissen, weil sie an einem kleinen, freilich sehr wesentlichen Mangel leidet, nämlich nur halb zu sein.

Denn da ist immer nur die Rede von zweien, als sei die Liebe nicht oft genug einseitig, also unerwidert von dem geliebten Teile. Will man jedoch behaupten, dass die Liebe darum weniger feurig, weniger umfassend, weniger ausserordentlich sei in dem Unglücklichen, der Abweisung oder Unverständnis findet für seine heissen Gefühle? Es ist

demnach keineswegs immer die »Identität, das Fühlen, das Wissen der Einheit«, welches die Liebe macht.

Im Gegenteil, so lange wir in der Liebe nicht den vollen Sieg errungen haben, so lange der geliebte Teil uns noch einen vielleicht unerfüllbaren Wunsch verkörpert und unser unendliches Sehnen kein Ziel zu haben scheint, so lange lieben wir wirklich. Mit dem errungenen Besitze beginnt unsere Befriedigung, in dem dauernden Genusse erschlaffen unsere Gefühle, unsere Kraft zu lieben. Es mag sich ereignen, dass endlich, vielleicht nicht einmal nach langer Dauer, unsere einstige Liebe sich in kalte Gleichgültigkeit, wenn nicht gar in Hass und Ekel verwandelt. Den Einzelnen ob solchen Wankelmutes anklagen zu wollen, heisst die schuldlose Natur zu beschuldigen, die Natur, welche wohl eine unendliche, alles Lebende umfassende Liebe kennt, sie aber in unzähligen Formen auftreten lässt und auch in ihr nichts anderes als Bestehendes zulässt, als den dauernden Wechsel.

Sehen wir, um auf kulturgeschichtlichem Boden zu bleiben, nicht täglich unglückliche Ehen vor uns, die einmal vor dem Altare Aphroditens geschlossen wurden, und welche trotz günstiger äusserer Bedingungen zur seelischen Folter der Beteiligten werden? Besässen wir über diese Thatsachen eine Statistik — die für das Wohl der Allgemeinheit wahrlich notwendiger und von weit grösserem Segen wäre, wie die beliebte peinliche Aufzählung der Opfer der Viehpest oder der Tollwutfälle — so dürften wir erstaunen, wie wenige dauernd glückliche Ehen es giebt, von denen ein sehr unwahres Wort behauptet, dass sie im Himmel geschlossen worden sind.

Das trotz aller Romantik weit mehr als unsere praktische Zeit in der Wirklichkeit lebende Mittelalter hat durch die provençalischen Minne-Gerichtshöfe den Satz aufgestellt, dass die Ehe das Grab der Liebe sei, und dieses sorgfältig erwogene Urteil nicht nur anerkannt, sondern auch seine gesamte höfische Kultur, ohne die wir vermutlich heute noch Faustrechts-Barbaren wären, darauf aufgebaut.

Ein späteres Zeitalter, das jedoch mit der glänzendsten Periode des Mittelalters vielfache Berührungspunkte aufweist, liess Chamfort um 1750 ausrufen: »Bei den Grossen ist die Ehe nur eine vereinbarte Unschicklichkeit,« und Cambacerès, der berühmteste der neuzeitlichen französischen Rechtsgelehrten, erklärte im Beginne unseres Jahrhunderts in seinem Entwurfe zum bürgerlichen Gesetzbuche: »Die Ehe ist weder ein ziviler, noch ein kirchlicher, sondern ein natürlicher Akt.« Und weil natürliche Handlungen keiner menschlichen Vorschrift unterworfen werden können, gleichviel welcher Art sie seien, so musste man es folgerichtig in das freie Belieben der Gatten stellen, sich ohne weiteres zu trennen, wenn ihnen ihre Ehe als eine unnatürliche Verbindung erschien.

Und Mantegazza lässt sich vernehmen: »Der Ehebruch ist eine so gewöhnliche Würze geworden, dass er in unsere Litteratur, in unsere Sitten eindringt und auf den Bühnen unserer Theater dargestellt wird. Während wir uns Monogamen nennen, sind wir Polygamen und Polyander zu gleicher Zeit, und in vielen anscheinend glücklichen und moralischen Familien hat die Frau mehrere Geliebten und der Mann ist der Geliebte anderer Frauen oder Weiber, welche die Liebe verkaufen. Der Ehebruch ist daher die notwendige und erste Konsequenz, weil

Männer und Frauen der aufrichtigen, freien, glühenden Liebe bedürfen, und wenn daher die Ehe dieselbe ausschliesst, so suchen Männer und Frauen sie anderswo.«

Ist es nun sittlicher, dass die Gatten einander betrügen, nachdem ihnen die Ehe eine lästige Fessel geworden, oder ist es moralischer, dass sie sich in einem solchen Falle trennen, um ohne Heuchelei aufrichtig, frei und glühend zu lieben?

Jedenfalls wird doch die sogenannte Emanzipation der Frau, sofern man sie nicht, wie das die meisten Frauenrechtlerinnen leider thun, einseitig auffasst, sondern wenn man in ihr überhaupt die Befreiung der Gesellschaft von allen unnatürlichen Zwangsmaassregeln, von jeder angeblich moralischen Sklaverei erschaut, die heutige Ehegesetzgebung, als unvereinbar mit den Forderungen der Liebe, grundsätzlich austilgen. Die körperliche Gesundheit und die seelische Kraft der Menschheit können dadurch nur gewinnen.

Eine gewisse Richtung, die in unserer von den Naturwissenschaften beeinflussten Zeit nicht wenige Anhänger findet, möchte nicht nur die Verbrecher zu Wahnsinnigen, sondern auch die Liebenden zu deren Krankheitsgenossen machen. Dass die Liebe an sich als ein Wahnsinn bezeichnet wird, entspricht ganz und gar der materiellen Auffassung vom Leben, welche jedes höheren idealen Schwunges entbehrt und der Verbindung mit dem anderen Geschlechte nur dann bedingungslos zustimmt, wenn das Bett Hymens durch prall gefüllte Geldsäcke gestützt wird.

Diese Richtung verkörpert vor allem der Pariser Psycholog und Nervenarzt Dr. Fleury, welcher 1898 ein Werk

unter dem Titel: »Einleitung in die Medizin des Geistes« herausgegeben hat. Freilich ist es fast nicht möglich zu glauben, dass ein Franzose, also ein Angehöriger desjenigen Volkes, welches seit drei Jahrhunderten die feingeistige Erotik in allen ihren Abstufungen vertritt, das Kapitel schreiben konnte, welches die Überschrift trägt: »Medizin der Liebe«.

Dr. Fleury hat nämlich die Entdeckung gemacht, dass die Liebe eine physiologische Erscheinung sei und hierin wollen wir ihm, unter gewissen Einschränkungen, von denen weiterhin die Rede sein wird, Recht geben, sofern er nämlich nur das im Auge hat, was die Franzosen den Sexualinstinkt heissen. Aber hören wir weiter! Nach des gelehrten Herrn Ansicht ist die sentimentale Liebe eine geistige Erkrankung, die jeden Schimmer von Vernunft zerstört.

Gewiss, wir geben zu, dass es Narren und Närrinnen giebt, denen dem äusseren Anscheine nach die Liebe ihren letzten Rest von Gehirn zerstörte oder bei denen eine seelische Erregung, welche der wirklichen Liebe ungefähr so gleicht, wie eine Mondscheinnacht dem sonnenhellen Tage, den lange schon schlummernden Wahnsinn zum Ausbruch kommen liess. Aber darf man aus solchen Thatsachen den Schluss ableiten, dass die Liebe ein pathologischer Zustand ist? Also wäre Alles, was unter der Beeinflussung durch die unsterbliche Göttin von den Menschen hervorgebracht ward, und das wäre ziemlich unsere gesamte wirkliche Kultur, unsere rein menschliche Zivilisation, ein Werk des Wahnsinns? Wir haben freilich sehr, sehr pessimistisch urteilende Kulturhistoriker, aber zu derartigen Schlüssen, wie sie sich folgerichtig aus den Behauptungen des Dr. Fleury ergeben, ist bisher keiner von ihnen gelangt.

Dr. Fleury erklärt, dass die Alkoholiker und die Morphiumsüchtigen in ihrem krankhaften Benehmen den »potenziert« Verliebten völlig gleichen; nur der Ausgangspunkt dieser verschiedenen pathologischen Zustände sei ein verschiedener, die Folgen aber die nämlichen.

Oh ja, der ideale Trank der Liebe wirkt berauschend; aber wie der gesunde Mensch auf dem Boden eines mit edlem Weine gefüllten Bechers den frohen Mut des Lebens findet, so giebt die Liebe den starken Gemütern neue ungeahnte Kräfte.

Würde Dr. Fleury das Evangelium nach seiner Weise bearbeiten, so müsste er zu dem Worte, dass denen, die da viel geliebt haben, auch viel vergeben werden wird, den Nachsatz geben — weil sie wahnsinnig und folglich nicht zur Rechenschaft wegen ihrer Thaten zu ziehen seien.

Er nennt die Liebe ein »moralisches Gift« und gleich wie die Morphium- und Alkoholsüchtigen ein heftiges und unwiderstehliches Verlangen nach den verderblichen Reizmitteln hätten, so könne auch der Verliebte nicht sein ohne das Objekt seiner Verliebtheit, und er verzehre sich innerlich, wenn man das geliebte Wesen von ihm entferne oder es ihm für einige Zeit entzöge. So ist dem gelehrten Herrn die Liebe nichts anderes als eine fixe Idee, welche zerstörend auf alle jene Teile des menschlichen Nervensystems einwirkt, die der Ausgangspunkt dessen sind, was man gemeinhin als Wille und Vernunft bezeichnet.

Die Erklärung, welche Dr. Fleury über die Liebe gegeben hat, ist jedoch keineswegs originell, sie ist vielmehr sehr alt und war unseren Ahnen bereits bekannt und vertraut, wie aus folgendem Aufsatz klar sich erweist, der hier als Beweisstück folgen soll.

»Der Liebes-Tranck.«

»Hierüber raisonnirten etliche hochgelährte Frantzosen vor wenig Jahren in einem sehr curieusen Collegio, und brachte ein jeder, es waren aber ihre viere, nachfolgender Gestalt seine Meynung herbey: Der erste sprach, weil die Liebe an ihr selber klar gnug, dörffte man nicht Mühe, ihre grosse Unbesonnenheit und Thorheit zu beweisen, allermassen sie nichts Tugenthafftes wil noch begehret, indem sie mehrentheils die allertraurigsten Fällen, davon jemals gehöret worden, Uhrheberin ist. Ihre Ubermaass wird genant eine Liebes-Unsinnigkeit, welches ist eine Gattung des Schwartz-gallichten Wahnwitzes, so da verursachet wird durch die stetige Vorstellung des geliebten Dinges, welches dergestalt den Sinn dieser armen bethörten einnimbt, dass sie nichts anders vornehmen können und offters trincken, essen, schlaffen und alle Nothwendigkeiten zur Erhaltung des Lebens unterlassen und vergessen. Dann die Liebes-Sorge und Bekümmernuss ist eine Kranckheit des Gemühts, welche daher kompt, dass die Vernunft, in welchen mühesamen Sachen geschafftig ist; in dem die starcke Einbildung dessen, was man liebet denen Verliebten, massen auch den andern Melancholischen alles was ihnen beliebet, glauben machet. Und dieses unterschiedlich nach denen verscheidenen Hirns-Beschaffenheiten, Leibs-Naturen, minderer oder mehrerer schwartz-gallichten Feuchtigkeiten, und dem Thun und Vornehmen dessen, so damit behafftet ist. Dannenhero entstehet, dass die Melancholischen, als die mehr Blähungen und Geister, und die Blutreichen, die mehr Blut und Geister haben, mehr diesem Ubel unterworffen seyn als die Schleimichten oder Gallichten. Man erkennet sie wohl an ihren eingefallenen tieffliegenden Augen, die nicht zum

Weinen zu bringen, sondern eine besondere Munterigkeit erweisen durch die stetige Bewegung der Augenglieder. Aber vornemblich an dem Unterscheid ihrer Gesichter und ihrer Puls, insonderheit wan sie von dem, was sie lieben, reden hören, oder dass es ihnen unversehens zu Gesichte kompt. Welches das Mittel gewesen, von welchem der Galenus sagt, dass er sichs bedienet habe umb die Liebskranckheit einer Frauen zu erkennen: und wo durch der Arzt Erasistratus wie Valerius Maximus berichtet, die Liebe, so der Antiochus des Königs Seleucus Sohn zu seiner Stieff-Mutter der schönen Stratonicen getragen, entdecket hat. Diese Kranckheit ist umb so viel gefährlicher, umb so viel sie denen, so damit geplaget werden, angenehm und lieblich erscheinet: Und ist schwer zu curiren, dieweil sie nichts so beförchten als ihre Genesung, und vielmehr wie die Liebhabende pflegen, die Bande, so sie gefesselt halten, lieben. Wie nun diese Kranckheit vornemblichen von dem Gemüth herrühret, so ist der Krancken beste Artzeney sie von den Gedanken dessen, was sie lieben abzubringen, und ihnen auss dem Sinn schlagen zu machen, durch Bemässigungen der Arbeit des Gemüths und Leibs: vor allen Dingen aber durch Benehmung des Müssiggangs so unter andern Ubeln auch eine Mutter der Geilheit ist. Den Leib muss man gebührend und genugsam von den übermässigen und beherschenden Feuchtigkeiten reinigen; nach welcher Verscheidenheit die arme Tropffen auch unterschiedlich seyn, welches man dadurch erkennen kan, dass die Blutreichen lusig seyn, allzeit lachen, und offters, wann sie allein, die Lieder und Täntze lieben: Die Gallichte seynd zornig und dero gestalt zu weiln unsinnig, dass auch derer gewesen, so sich selbst umbgebracht, dieweil sie der Gewaltthätigkeit

ihrer Brunst nicht wiederstehen können, von welchen der Amadis und andere von Rittern beschriebene Bücher voll. Kurtz zu sagen, die schwartz-gallichte seynd voller Gedancken, einsem und trawrig, entweder aus Ursache der Schwärtze oder der Kälte dieser klebrichten und dicken Feuchtigkeit, so der Seelen Bewegung auff- und zurück hält. Wann aber diese Kranckheit und Ubel von dem vielen Samen Stoff entstehet, so muss man solche Artzney gebrauchen, die dessen viele Erzeugungen verhindern, inmassen da seyn Rauthen, Portulacken, Salat, Seeblumen, Weidenblätter, Coriander und Agnus Castus Samen, Kampffer und Müntzen.

»Der andere sagte

»Gleich wie die Liebe der Uhrsprung ist aller der Gemühts-Regungen, also begreift sie auch alle in sich. Auch sehet ihr diese arme Liebhaber zu einer Zeit und Stunde lieben und hassen, fliehen und begehren, sich erfreuen und betrüben, sich befürchten und wagen, ohne Ursache sich erzürnen, und noch ohne weniger Ursach sich wieder besänfftigen: In Summa, das Gemüht niemahls auff einerley gerichtet zu haben, gleich wie auch der Leib nicht in einerley Gestalt verbleibet, noch das Gesicht einmahl wie das andere ist. Welches auch viele glauben gemacht, dass dieses Ubel und Kranckheit verursachet wäre und herkäme von zauberischen Träncken, so man ihrer Würckung halben Philtra oder Liebes-Träncke nennet, weil sie die Liebe machen und erwecken sollen. Aber sie können wohl eine Krafft haben, eine Liebes-Brunst zu erwecken, gleich wie auch derer seyn, so sie auslöschen: Und solchem nach einen verliebt machen, aber sie können nicht solche Lieb auff eine gewisse Persohn richten, und durch dieses Mittel die Liebe gegenseitig und wieder geliebt machen: Sinte-

mahlen diese Träncke in unserm Willen so unleiblich ist nicht würcken, noch seine Freyheit gegen ein gewiss und besonder Objectum anhefften und gefangen halten können; viel weniger können sie das machen, dass man eine unbekandte Persohn liebe, dieweil die Liebe eine solche Begierde ist, so nur zu bekandten Dingen sich wendet, und erreget unsere Begierde das unbewuste so wenig als das was gar nicht ist. Es geschiehet dann durch des Teuffels Würckung, dass die Gestalt dessen so geliebt seyn wil, so starck in der Einbildung derjenigen Persohn, so man verliebt machen wil, eingedruckt ist, und so schön und vollkommen durch Hülffe der Bewegungs-Geister, die durch den Teuffel erleutert, klare und liechte gemacht worden, vorgestellet wird, dass sie solche Persohn Begehren und Verlangen machet, wie es derjenigen Tochter also begegnet ist, so dieseswegen vom H. Hilarius beschworen worden, von welcher der H. Hieronymus in dem Leben dieses H. Einsidlers schreibet.

Solchergestalt judiciren diese zween Männer und hat ein jeder, zumahl, wann man ihre Judicia mit dem Exempeln conferiret, seine gute Fundamenta, die sich wohl mögen hören lassen, aber es bleibet bey diesen zween noch nicht, die nachfolgenden mit ihren Raisonnements sind auch nicht zu verwerffen, allermassen der curieuse Leser aus dem Erfolg dieser Materie weiter wird zu vernehmen haben; Und die warheit zu bekennen, so trifft ein jeder von diesen gelährten Männern das Ziel auff seine Weise, das ist, nur zum Theil und weichet im übrigen umb ein ziemliches von von der Warheit ab.

»Der Dritte sagte

»Dass das aller beschreyeste Phyltrum wäre das so

von den Pferden herkommet, wann es gepülvert, und mit dem Blut des Liebenden eingenommen wird, welches ein wenig schwartzes und rundes Fleisch ist in der Grösse einer truckenen Feigen, so das Füllen bei seiner Geburth an der Stirn hat; aber man muss fleissig Achtung geben, umb es zu sehen, dann die Mutter es sonst bey der Geburth es alsbald abreist und frist; und wann sie dieses Stück nicht mehr findet, so hasset sie dero Gestalt ihr Füllen, dass sie ihme die Dutten nicht reichen wil, wannenhero es von dem Virgilio Matri praereptus amor genennet wird. Man eignet auch eben diese Würckung dem Gesäme der Stutten zu, wann sie in ihrer grössten Begierde und Brunst seyn, und einem Gewächs, welchen beyden man dieser Ursachen halben ebenfals den Namen Hippomanes gibt. Der Plinius sagt, dass die Haare am Ende des Wolff-Schwantzes ausgerissen, der Fisch Remora, das Katzen-Gehirn, und die Eidex eine dergleichen Krafft haben sollen, die geliebt zu machen, welchen sie gegeben werden. Der Wierus sagt von einem andern, nemlich dass man ein Schwalben-Nest mit den Jungen in einem Topffe in die Erde setze und sie verhungern lasse, diese so darunter todt mit offenem Schnabel gefunden werde, diene zur Liebe, und die mit zugethanen Schnäbeln zum Hass: Er eignet gleiches zu denen von den Omeisen abgenagten Beinen eines grünen Frosches, von welchen er saget, dass die Beine der rechten Seiten die Liebe machen, und die der Lincken den Hass. Aber umb die Nichtigkeit und Unwahrheit dieser Erfindungen zu erweisen, so wird das meiste Theil der anderen Liebes-Träncken und Mittel genommen von den Thieren, so aus der Verfaulung wachsen, oder von deme aus dem Leibe kommenden Unflath und anderen

garstigen, hesslichen und bescheuichen Sachen, sie erwecken in gemein alle viel eher die Unsinnigkeit als die Liebe, wie die Erfahrung an vielen bezeuget, welchen man dieses halben Spanische Fliegen eingegeven hat: Ja in dem diese verbottene Liebes-Mittel die Leuthe von der Vernunfft und Verstand bringen, so machen sie sie folgends auch zur Liebe ungeschickt und unfähig. Wie es dem Römischen General Lucullus, und dem Caligula durch einen Tranck von seiner Frau Cesonia, Friederich von Oesterreich, und dem Poeten Lucretius durch einen Liebes-Tranck, den ihm seine Frau, die Lucilia gegeben, so begegnet und widerfahren. Auch die Liebe, weil sie gantz frey ist, so wil sie nicht gezwungen seyn, sie wird nicht durch den Mund, sonder durch die Augen empfangen: Das allerkräfftigste Mittel umb sich geliebt zu machen, seynd wohl anständige Sitten und Schönheit: Wie die Olympias Königs Philippi aus Macedonien Gemahlin solches wohl erkennet, welches deswegen eifersüchtig seyende, dass ihr Gemahl eine junge Dirne liebte, von welcher man sagte, dass sie ihm Liebes-Träncke gegeben, hat sie selbige vor sich kommen lassen, und nachdem sie ihre grosse Schönheit gesehen, gesagt, dass die Liebes-Zauberey in ihr selbsten wäre. Wann nun diese Leibes-Gaben mit denen des Gemühts vergesellschafftet seyn, und die damit gezierte Persohn ihre Liebe dem, so sie liebet, bezeuget, so ist es wie unmöglich, dass sie von demselben nicht wieder solte geliebet werden, dieweiln die Liebe Liebe machet, dannenhero die Poeten zwey Lieben erdacht und tabulirt, Eros und Anteros. Und der Ovidius, so von diesen Sachen guten Verstand und Erfahrung gehabt, weiss von keinem bessern und gewissen Liebes-Mittel als diesem: Ut ameris amabilis

esto. Das ist: Wiltu geliebet seyn, so mustu es mit deiner freundlichen Bezeugung dahin bringen, dass man dich lieben könne.

»Des Vierdten Meynung war der

»Endschluss: Weil die Lieb ein in dem Geist und Seel bestehendes Wesen wäre, so müste sie durch eben solche Mittel gemacht und hervor gebracht werden, welche, wann sie einer andern Natur wäre, keine Gewalt und Würckung in unser Seel hätten, die doch das ist, was da lieben soll, dieweil sie keine Vergleichung mit derselben funden. Derowegen auch eine Jungfer so man geliebet hat, wann sie gleich nichts mit von ihrer Wohlanständigkeit und Schönheit verliehret, doch gehasset werden kan durch eine aus etlichen Reden und Bericht gefaste Meynung ihres Liebsten: Welcher Bericht nicht allein ein uncörperlich Ding, sondern auch zum öfftern nur eine Einbildung und erdichtet ist. Und wann von zweyen Persohnen gleicher Schönheit die eine geliebet, und die ander nicht geliebet wird, so siehet man wohl daraus, dass die Liebe auff was anders, als auff die Schön- und Vollkommenheit des Leibs gegründet wird. Diejenige haben derowegen am besten gethan, die in Untersuchung der Mittel sich beliebt zu machen, darzu die Anreitzung und Beredung gebraucht, welche auch die allergemeinste und ordentlichste seyn, derer man in Heyrath-machen sich bedienet. Wie dan auch die Liebs-Unsinnigkeit eine Krankheit des Gemühts ist.«[1])

Die heisse, alle Schranken durchbrechende Liebe,

---

[1]) E. G. Happelii, Vierter Theil Grösseste Denkwürdigkeiten der Welt oder so genandte Relationes Curiosae (Hamburg 1689) Nr. 41, Pag. 319—322.

welche freilich in den meisten Fällen die vermeintlichen Rechte anderer verletzt und die jedem Moralphilister ein Greuel bleibt, weil er sie nicht begreifen kann, hat zu allen Zeiten als »eine Kranckheit des Gemühts« gegolten und vollends der modern-praktischen Gesellschaft erscheint sie als eine Unsinnigkeit.

Wir sahen, dass ein neuzeitlicher Mediziner zwar nicht mehr an die Vergiftung durch Liebestränke, wohl aber an ein moralisches Liebesgift glaubt. Ihm hier weiter auf dieses Gebiet zu folgen, fehlt der Raum und widerstrebt die Anlage des vorliegenden Werkes. Es mag genügen, dass wir an unserer Ansicht festhalten, dass der angeblich aus der Liebe hervorgegangene Wahnsinn wesentlich andere Ursachen hat, und dass die »Liebs-Unsinnigkeit« für die Menschheit so notwendig sei wie die Luft, das Wasser, das Feuer und die Erde selbst, deren organisches Leben nichts anderes ist, als das hohe Lied der Liebe, welches die ewige Natur singt.

* * *

»Wenn die Liebe — sagt Plutarch — einmal einen Menschen wirklich ergriffen und durchglüht hat, dann ist keine Muse, kein besänftigender Gesang, keine Veränderung des Orts im Stande, sie zu stillen. Ein solcher liebt den Gegenstand, der ihn entzündet, wenn er zugegen ist, und sehnt sich nach ihm, wenn er abwesend ist. Bei Tage verfolgt er ihn ohne Unterlass, des Nachts wacht er vor dessen Thüre. Nüchtern ruft er den geliebten Namen und beim Weine besingt er ihn in Liedern. Man pflegt wohl sonst zu sagen, die Einbildungen der Dichter wären, ihrer Leb-

haftigkeit wegen, Träume der Wachenden; aber weit mehr gilt dies von den Einbildungen der Liebenden, die ihre Geliebten, wie wenn sie zugegen wären, anreden, umarmen und bei Namen rufen. Die Vorstellungen der Verliebten werden gleichsam durch's Feuer, wie auf enkaustischen Gemälden, hingezeichnet und prägen dem Gedächtnisse Bilder ein, die sich bewegen, leben, sprechen und lange nicht wieder verlöschen. Daher sagt Cato mit Recht: Die Seele des Liebenden lebt ganz in der Seele des Geliebten. Auch ist der Enthusiasmus der Liebe nicht ohne göttlichen Einfluss; davon haben wir Beispiele genug. Die alten Erzählungen berühren, indem sie eine göttliche Fügung annehmen, doch eine gewisse Wahrheit, wenn sie sagen, dass Liebenden die Rückkehr aus der Unterwelt an das Licht zuweilen verstattet sei; sie wissen und sagen es darum auch nicht, auf welche Weise das geschehen. Plato hingegen versuchte es mit Hilfe der Philosophie zu deuten. Die Liebe bewirkt nun sicherlich, dass sich der Mensch zu einem besseren, einem höheren Wesen umwandele. Darum rächen die Götter die Bitten misshandelter Liebender eben so schnell wie die Verwünschungen der Eltern. Die Liebe macht nicht ausschweifend, sondern sie zieht gewöhnlich den Verliebten von seinem früheren unordentlichen Leben ab und verweist ihn auf einen einzigen Gegenstand. So bewirkt sie es, dass man sie erst wirklich verdienen muss, ehe sie zur Wahrheit wird.«

Dass die Liebe göttlichen Ursprungs sei, nahmen alle antiken Völker an, die in Aphrodite — wenn auch unter verschiedenen Namen — die ewige Lebensspenderin verehrten. Und da die Liebe an und für sich rätselhaft ist, wie sie denn auch zu ihrer vollkommenen Entwickelung ein

Verbergen vor der Öffentlichkeit fordert, und weil die Liebe ferner im Vereine mit der Wollust, ohne welche sie überhaupt nicht denkbar erscheint, durch die dem Menschen geheimnisvollen Vorgänge neues Leben hervorbringt, so lag es nahe, dass der ihr gewidmete religiöse Kultus zu einem mystischen wurde.

Die phrygische Sage berichtet, dass im Anfange Alles doppelgeschlechtlich war, bis der Phallus, die männliche Natur sich von der Erde, der weiblichen, trennte und während diese in der Tiefe zurückblieb, die Sonne in Verbindung mit dem Himmelswasser erzeugte. Als die Sonne, gepflegt durch die Ziege, von der Erde erblickt wird, entbrennt diese in Liebe zu dem Himmelsgestirn. Sie schenkt ihm das Sternenzelt und schmückt sich wie eine Braut. Der Geliebte wird jedoch untreu, er zieht der Erde eine Nymphe vor und nun trifft ihn die Rache der Verratenen; denn sie entmannt ihn, um dann erschreckt über ihre That, ihm die Unsterblichkeit zu sichern.

Das ist die vorderasiatische poetische Deutung des ewigen Wechsels von Frühling und Winter, übertragen auf die irdische Liebe von Mann und Weib. Die Deutung war sinnlich-mystisch. Die Göttin wurde in einem angeblich vom Himmel gefallenen Steine — vielleicht einem Meteoriten — verehrt, der in eine dichte Hülle gewickelt etwa unter einem Baume zur Seite eines riesenhaften steinernen Phallus lagerte. Die Kybeben, die Priester entmannten sich selbst, indem sie sich dem Dienste der Göttin weihten; den Kultus feierte man in verschwiegenen Höhlen, wo besonders zur Frühlingszeit die die Priester begleitenden Weiber die Gläubigen gern in

ihren Armen empfingen. Nachweisbar bestand dieser religiöse Dienst in Karthago bis zu des heiligen Augustin's Zeiten, also bis in das V. Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Auch der Astarte- und der Molochdienst hängt eng mit der sexuellen Mystik zusammen. Alle Zeugung, wird angenommen, rühre aus dem Wasser her, alle Reinigung vollziehe das Feuer. So tritt uns Astarte verkörpert bei den Philistäern als Dag, als eine Fischgestalt entgegen, welche uns wiederum an die biblische Schlange erinnert, der wir auch sonst wiederholt noch begegnen werden. Moloch aber ist der Feuergott, der Baal der Bibel, der Kronos der Hellenen. Die Welt erhielt zunächst die Taufe durch das Wasser der Sintflut, welche alle Sünden, die der Götterkampf zurückgelassen, fortschwemmte. Ihr wird einst die Feuertaufe folgen, welche die Materie vernichten und das Reich der gereinigten Geister aufrichten soll. Auch im Dienste der Astarte wird die Materie gereinigt und zwar durch die sexuellen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern; die Fleischeslust muss in dem Übermaass des sexuellen Umganges untergehen. In dem Doppeldienste liegt endlich jener subjektive Zug, der allen Religionen zivilisierter Völker gemeinsam bleibt: das geschlechtliche Verhältnis und die Reinigung des Geistes von der als unrein angesehenen Materie. Jede Religion und selbst die einzelnen sektirerischen Richtungen in ihr oder die allgemeine Entwickelungsform, welche sie zu bestimmten Zeiten annahm, haben dieses schwierigste Problem zu lösen versucht. Kasteiungen, Martern, scheussliche Menschenopfer, Selbstentmannung, Erhaltung der jungfräulichen Reinheit einerseits und die religiöse Prostitution andererseits sind alles Versuche, um die Verunreinigung der Materie

abzuhalten. Der Natur und ihren Forderungen wurde niemals Rechnung getragen, und so kam es, dass das Verhältnis des Geistes zur Materie, die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander von jeher und bis auf den heutigen Tag den unendlichsten Jammer über die Menschheit brachte. Desswegen, weil der Glauben entweder die wahre Liebe durch einen Kultus der Ausschweifung zerstörte, mit Absicht zu zerstören suchte, oder weil die Liebe der religiösen Auffassung geradezu als unsittlich galt.

Wir Menschen vergessen zu leicht, verführt durch unsere Selbstsucht, unsere Bequemlichkeit, unser träges Denken, dass der Jammer des Lebens uns dauernd anklagt und dass er der gerechte, aber unbarmherzig strafende Richter unserer Lehren und aller unserer Einrichtungen ist.

Dass Wassergeschöpfe, kurzweg »Schlangen«, sich mit sterblichen Weibern vermählen, ja selbst Kinder mit ihnen zeugen, wurde noch im späteren Altertum geglaubt. Plutarch erzählt weitläufig von einer Schlange, die ein intimes Liebesverhältnis mit einer aetolischen Jungfrau unterhielt und eifersüchtig ward, als das Mädchen ihrer überdrüssig schien. Von Alexanders des Grossen Mutter, der Olympias, hiess es, sie habe den nachmaligen Welteroberer aus einer Beiwohnung des Jupiter Ammon empfangen, wobei der Gott die Gestalt einer Schlange angenommen. Eine ganz ähnliche Sage ging in Bezug auf die Abstammung des Scipio Africanus um. Noch Suëton berichtete ernsthaft, dass Attia einst im Venustempel genächtigt und dort den Besuch eines fabelhaften Wesens, halb Schlange, halb Drache empfing, der sie zwang, sich an einem gewissen Körperteil zu waschen. Dabei hinterliess das sonderliche Ereignis noch mehrere Folgen. Einmal zeigte der Busen

der edlen Römerin ein Zeichen wie ein Muttermal, das sich aber bei näherem Zusehen als ein deutliches Abbild des verliebten Ungeheuers erwies und sie zwang, fortan die öffentlichen Bäder zu meiden. Dann aber schenkte sie nach Verlauf von zehn Monaten dem Augustus das Leben.

Die Schlange oder der Fisch sind darum in so nahe Beziehung mit der Liebesgöttin der vorderasiatischen Völker gelangt, weil sie thatsächlich zu den fruchtbarsten Geschöpfen innerhalb der höheren Tierwelt gehören. Aus ähnlichen Gründen spielt auch der Bock eine geheiligte Rolle und sind die Schwäne, die Tauben und die Sperlinge nicht selten als die Zugtiere des Wagens der Aphrodite gedacht.

In ganz Vorderasien finden wir überall die nämliche mystische Sage, der Tod oder das Verschwinden des geliebten Sohnes, seine Auferstehung oder sein Wiederfinden durch die Sorge der liebenden Mutter. Die religiöse Handlung wird eingeleitet durch die Klagen der Frauen.

Auch die hebräischen Weiber, welche dem Götzendienst anhängen, sitzen im Tempel und weinen über den Thamuz, den Vermissten.[1])

Am zweiten Tage suchen die Frauen den Verschwundenen, am dritten Tage feiern sie seine Auferstehung mit dem Jubelrufe: Der Vermisste lebt!

In der Feier der christlichen Charwoche haben sich die Klage wie die Freude erhalten bis auf unsere Tage.

Der Aberglauben und die Gespensterfurcht des Altertums brachten es rasch zustande, dass die herrliche Sage vom

[1]) Hesekiel, 8, 14.

Orpheus, dessen unendliche Liebe die Gattin aus dem Hades zu befreien sucht, in das ungefähre Gegenteil verkehrt ward.

Eine Erzählung — sie soll zuerst von Aelianus Phlegontis, dem Freigelassenen Hadrians, aufgezeichnet worden sein — berichtet, zu Tralles in Syrien habe der Patrizier Demostrates aus seiner Ehe mit Charito die schöne Philine gezeugt. Philine starb in jugendlichem Alter und lag bereits ein halbes Jahr im Grabe, als Machates, der Sohn eines dem Demostrates teuren Gastfreundes in dem Trauerhause einkehrte. Nächtlicherweile erschien Philine dem Machates leiblich und wusste alle seine Bedenken so glücklich zu beschwichtigen, dass sie, die ihm schon zu Lebzeiten heimlich ihr Herz geschenkt, nun an ihm einen feurigen Liebhaber gewann, der freudig sein Lager mit ihr teilte. Machates bot ihr sogar einen Trunk Weines an, über dessen Zurüstung jedoch sich einiger Lärm erhob, so dass die Hausfrau aufmerksam ward. Wie erschrak sie jedoch, als sie anstatt einer Sklavin, ihre verstorbene Tochter an der Seite des Gastfreundes schlafend vorfand. Dennoch wagte sie nicht etwas zu unternehmen und Philine vermochte sich vor dem ersten Hahnenschrei zurück zu ziehen, nicht ohne mit ihrem Geliebten einige Verlöbnisgeschenke zu wechseln. In der folgenden Nacht erschien das Gespenst nach seinem Versprechen richtig wieder. Die Eltern waren jedoch wachsam und stellten die Verstorbene ob ihres ganz und gar unqualifizierbaren Benehmens zur Rede. Worauf die Ertappte sehr traurig bemerkte, man hätte ihr die kleine Freude wohl lassen können, da sie nur für drei Nächte Urlaub aus dem Hades erhalten, um den heiss Geliebten zu beglücken. Dann

fiel sie wieder als Leiche auf das Lager. Die Jammergeschichte endete damit, dass der Körper auf Befehl der Priester ausserhalb der Stadt den Tieren vorgeworfen wurde, das Vermögen der Eltern aber zu öffentlichen Spielen Verwendung fand. Der unglückliche Liebhaber Machates überlebte sein merkwürdiges Abenteuer nur kurze Zeit.

Derlei Geschichten, die der modernen Geisterseherei ebenfallls gut anstehen dürften, erhielten sich durch das ganze Mittelalter; im XVII. Jahrhundert glaubte man noch fest an die Möglichkeit »etlicher unzüchtiger Vermischungen Lebendiger mit abgeschiedenen, buhlerischen Weibern«.

Wir werden an einer anderen Stelle des vorliegenden Werkes, nämlich dort, wo wir von den Hexen zu sprechen haben, auf diese Dinge zurückkommen. Hier mag der kurze Hinweis genügen, um daran zu erinnern, dass das Altertum den Grund legte zu der schrecklichen Verirrung des menschlichen Geistes, einer Verirrung, die er bisher keineswegs überwand — wie die Teufelsaustreibungen darthun — sondern die nur nicht mehr mit Folter, Brand und Mord sich Genüge thun kann, weil der moderne Staat dafür nicht zu haben ist.

* * *

»Der Ursprung der Liebe« — erklärt uns Joh. Georg Sulzer — »liegt unstreitig in der blos tierischen Natur des Menschen; aber man müsste die bewundernswürdigen Anstalten in der Natur ganz verkennen, wenn man darin nichts Höheres als tierische Regungen entdeckte. Der wahre Beobachter bemerkt, dass diese Leidenschaft ihre

Wurzeln im Fleisch und Blut des tierischen Körpers hat, aber ihre Äste hoch über der körperlichen Welt in der Sphäre höherer Wesen verbreitet, wo sie unvergängliche Früchte zur Reife bringet.«

Bei der Schilderung der Werbung des Urmenschen sahen wir bereits, dass die Naturvölker nichts von dem, was wir Liebe nennen, auch nur im entferntesten Sinne zu äussern vermögen, dass sie vielmehr einzig und allein von dem sexuellen Instinkt beherrscht werden. Aber auch innerhalb der breiten Bevölkerungsschichten der zivilisierten Menschheit finden wir ganz ähnliche Erscheinungen. Täglich treten uns bei den ungebildeten und rohen Leuten Verbindungen entgegen, die unser ethisches und ästhetisches Gefühl auf das gröblichste beleidigen. Hunderttausende und Millionen von Ehepaaren leben, nur von ihren Instinkten beherrscht, zusammen und vollziehen ihre Umarmungen in stumpfer Gleichgiltigkeit, häufig genug unter dem Einflusse des Alkoholrausches. Da ist nicht einmal mehr etwas von der raffinierten Sinnlichkeit zu spüren, welche verschiedene Naturvölker kennen, sondern lediglich der nämliche natürliche Drang wie der, welcher niedrige Menschen die höchste Seligkeit empfinden lässt im Genusse gewaltiger Mengen von Speisen der gewöhnlichsten Art oder in der Benebelung des Gehirns mit Fusel. Zu dieser Kategorie gehören auch jene gar nicht allzu selten vorkommenden Männer, die sich zwar selbst zu den Gebildeten zählen, welche aber in Betracht der Thatsache, dass ihnen jede weibliche Person zur Befriedigung ihrer sexuellen Gelüste genehm ist, kaum mehr als redende Tiere sind.

Der idealisierte Geschlechtstrieb, welcher sich gleich-

mässig mit ethischen und ästhetischen Forderungen verbindet und den allein wir als Liebe bezeichnen können, muss als ein kulturelles Kunstprodukt gelten, das sich in seiner feinsten und reifsten Ausgestaltung nur bei verhältnismässig wenigen Menschen erschauen lässt.

Die Liebe war im Altertum eine Göttin, die zwar von den Sterblichen viele Verehrung fand, aber, selten genug sich offenbarte. Heute ist sie eine Aristokratin geworden, die jegliche Gemeinschaft mit dem Pöbel vermeidet.

Für die Menschheit aber gilt der Satz von F. A. Carus: »Wer sein Leben verlässt, ohne dass sein Herz durch etwas anderes in Bewegung gekommen war, als durch das Blut, das seine Adern füllt, entweder in der Wildheit des blossen Naturtriebs oder in den Wogen des Affekts, der darf in sich keine Humanität hoffen.«

Liebe ohne Sinnlichkeit besteht nicht, es giebt vor allem niemals eine »platonische Liebe«[1]). Sie wird freilich eben so häufig erwähnt, wie sie als falscher neuzeitlicher Begriff besteht.

Es ist ganz richtig, dass bei jugendlichen und zur

---

[1]) »Auch Plato,« — sagt Schleiermacher (in der »Einleitung« zu seiner Ausgabe der »Republik«) — »dem man aus Missverständnis häufig in dieser Beziehung ganz falsche Ehre angethan hat, ist in der bloss sinnlichen Auffassung des Geschlechtsverhältnisses so befangen, dass er für die Bestimmung des Geschlechtstriebes zu einer persönlichen Neigung kein anderes Moment anerkennt, als den Reiz, den die Betrachtung schöner, sich mannigfach und lebhaft bewegender Gestalten hervorbringt, so dass ein geistiges Moment in der Geschlechtsliebe ihm gänzlich fremd geblieben ist.«

Gewöhnlich wird die »platonische« der »sentimentalen Liebe« substituiert.

Liebesschwärmerei neigenden Individuen Gefühle bestehen können, welche eine Ähnlichkeit mit jenen zeigen, die man gemeinhin als platonische bezeichnet. Das ist die Verehrung, welche Jünglinge liebreizenden Frauen entgegenbringen, welche sie kaum einmal flüchtig erschauten, oder die romantische Begeisterung der an der Grenze der Kindheit stehenden Mädchen, die für den Ritter Toggenburg oder Don Juan d'Austria, für Richard Löwenherz oder St. Just schwärmen und über das Schicksal ihrer toten Helden heisse Thränen zu weinen vermögen.

Doch nur eines Schrittes weiter bedarf es und nur das erste Erwachen der Sinnlichkeit muss hinzukommen, so verwandelt sich der mehr oder minder naive Platonismus in eine Farce, bei der die eingebildete Romantik und der natürliche Drang nach Befriedigung des vielleicht scharf einsetzenden Geschlechtstriebes, die Rolle von Kupplerinnen spielen. Dann mag es sich ereignen, besonders wenn der Gegenpart mit etwelcher schlauer Berechnung auf die ihm günstigen sympathischen Regungen eingeht, dass der Jüngling sein Herz an eine Prostituierte verliert oder das Mädchen aus vornehmer Familie einem Stallknechte seine Ehre opfert.

Solche leidenschaftliche, aber von vorn herein zum Unglück drängende Liebe findet sich übrigens keineswegs ausschliesslich bei jugendlichen Personen. Die Liebe ist ja niemals eine Verstandessache und darum mag es wohl geschehen, dass sie auch gereifte, sonst nüchtern denkende Leute in eben der übermächtigen Weise ergreift wie die Unerfahrenen. Tragische Konflikte ergeben sich leicht, wo die höchste Leidenschaft mit den starren Satzungen der Moral ringt. Die meisten Selbstmorde und Doppelselbst-

morde, welche aus unglücklicher Liebe resultieren, bilden den Ausgang solcher romantisch-sinnlichen Verbindungen.

Häufig genug hört man die »platonische Liebe« als eine spirituell erotische Freundschaft zweier geschlechtsverschiedener Individuen definieren. Nichts ist falscher! Wo auch nur ein Schatten von Erotik auftritt, ist an keine Freundschaft zu denken, sondern lediglich an die Liebe, auch wenn diese den in Frage stehenden Individuen unbewusst bleibt. Bei der Freundschaft ist der Verstand, bei der Liebe das Herz, die Leidenschaft allein im Spiele.

So bemerkt de Wette: »Das Gefühl der Freundschaft vermag der Verstand zu lösen, das Gefühl der Liebe hingegen ist als solches unauflöslich und erwartet seine Auflösung und Bewährung erst von der Entwickelung des Lebens selbst. Eine Freundschaft, die Alles gemein haben will, wird schwerlich auf die Länge erhalten, hingegen der Liebende will Teilnahme in allem für sein ganzes Leben.«

Der romantischen Liebe am nächsten verwandt ist die stürmisch aufflackernde, die rein sinnliche Liebe. Vielen Menschen gilt sie als die höchste, weil sie die flüchtigste ist, aber in allen jenen Fällen, wo sie eine dauernde Verbindung, eine Ehe nach sich zieht, führt sie bei ihrem schnellen Erkalten zur Abneigung und zum Unglück. Bei der rein sinnlichen Liebe ist das Auge vor allem im Spiele, weniger das Herz[1]). Und wenn das Auge sich

[1]) »Die Augen der Liebe haben alle Eigenschaften des Teleskopes und des Mikroskopes und während ihnen nicht eine einzige Kurve der tausend Irrgänge, durch welche die unbeständige weibliche Schönheit sich durchzuschlagen vermag, zu entgehen scheint, erobern sie auch die erhabensten Gipfel des Idealschönen für sich. Wenn das Auge betrachtet und erobert, so ladet es zu dem entworfenen Naturbilde alle Sinne, Leiden-

gesättigt hat, so erstickt langsam das Gefühl und die Langeweile, schliesslich vielleicht selbst der Ekel treten an seine Stelle.

Den christlichen Moralisten ist die rein sinnliche Liebe, weil sie zur Monogamie nicht passt, von jeher der grösste Stein des Anstosses gewesen. Aber, was wären Kunst und Poesie ohne die rein sinnliche Liebe? Wäre der Menschheit von jeher nichts anderes als das graue Einerlei der korrekten strengen Ehe zugefallen, so bestände nichts, was der Phantasie bedarf, um geschaffen und gewürdigt zu werden. Die grossen Dichter und Künstler aller Zeiten sind sinnliche Naturen gewesen, aber ihre ehelichen Verbindungen sind nach der gewöhnlichen Meinung sprichwörtlich unglücklich. Jedenfalls hat die rein sinnliche Liebe für die intellektuelle Kultur unseres Geschlechtes unendlich viel mehr gethan, als die gesamte Institution

---

schaften, Gedanken und sämtliche physische Kräfte zu Gaste. Kein zweiter Sinn besitzt dieses Riesenvermögen, uns in die höchsten Regionen des Idealen zu erheben, indem es auch die minderen Sinne, die tierischen Instinkte und die gemeinen Leidenschaften seinen Panoramen beiwohnen lässt. Das Auge ist der erste Minister des Geistes und während es die Selbstsucht verfeinert und der Leidenschaft das Unzüchtige nimmt, erhebt es das liebende Menschenpaar in die höchsten Regionen. Dem Gefühle beliebt es, den das Schöne verdeckenden Schleier zu lüften, das Gesicht hat jedoch nicht nötig, den betrachteten Gegenstand zu entkleiden, denn ein Licht beleuchtet jeden Schatten, durchdringt die dunklen Körper und macht sie transparent; es schlängelt sich durch die verborgensten Falten und während es sieht, durch- und wiedersieht, errät, zerlegt, misst und vergleicht, vermag es sämtliche Elemente der ästhetischen Welt mit unsäglicher Rührigkeit zu bewegen.«

P. Mantegazza: »Die Physiologie der Liebe.« (Übers. v. Dr. K. Kolberg. 5. Aufl. S. 125.)

der Monogamie und alle Reden, Abhandlungen, Ermahnungen und Flüche ihrer Verteidiger.

Das Altertum kannte nur die rein sinnliche Liebe, wenigstens in allen orientalischen und hellenischen Ländern; in Rom verdrängte sie die strenge Auffassung von der Ehe, sobald die Einflüsse der Kultur, welche in den eroberten Ländern von alters her bestanden, sich auch im lateinischen Italien bemerkbar machten.

Die Entfaltung der niemals wieder erreichten klassischen Kunst hängt innig zusammen mit der Sinnlichkeit des Hellenenvolkes. Und selbst unter dem poesielosen, hart auf seiner kümmerlichen Erdscholle werkenden, auserwählten Volke Gottes finden wir, dass die rein sinnliche Liebe das herrlichste Dichtwerk, das Hohe Lied Salomos hervorzubringen vermag.

Die rein sinnliche Liebe ist sittlich, so lange sie ohne Zwang besteht, sie wird unsittlich, wenn das Individuum darnach strebt, sie durch Bezahlung zu gewinnen oder beim Gegenparte zu erhalten. Jene Menschen, die ihre rein sinnliche Liebe oder doch den Schatten, das Surrogat derselben verkaufen, nennen wir Prostituierte. Die heuchlerische Welt, welche ihrer durchaus bedarf und in ihnen, bei Licht betrachtet, nichts anderes als eine besondere Art von Gewerbetreibenden sehen sollte, begegnet nur den Prostituierten mit Verachtung, welche ihre Waare nicht genügend zu verwerten vermögen.

Es lässt sich darüber immerhin streiten, ob die Prostitution, die so eng mit natürlichen Bedürfnissen zusammenhängt, eine sittliche oder unsittliche Äusserung im Leben der Menschheit sei. Unter allen Umständen ist und bleibt

sie eine Notwendigkeit, so lange eine machtvolle Sinnlichkeit in der Brust des Menschen lodert.

Während der Mann, der aktiv Liebende, ganz natürlich mehr zur rein sinnlichen Liebe neigt als das Weib, ergiebt sich dieses nicht selten einer lächerlichen sentimentalen Erotik[1]) Beim Manne wird dies vollends zur Karrikatur; man denke nur an den minnesingenden Lichtensteiner und an Don Quixote. Die allgemeine Effeminatio, wie sie zeitweilig einzelne Völker oder ganze Epochen beherrscht und ihrer Kultur den Stempel aufdrückt, lässt auch die sentimentale Liebe epidemisch auftreten; Deutschland in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts liefert dafür mannigfache Beispiele[2]).

Die wahre Liebe verlangt zunächst zu ihrer Befruchtung eine gesunde Sinnlichkeit und im weiteren die ethische

---

[1]) »Solche Liebe hat einen faden süsslichen Beigeschmack. Sie kann damit geradezu lächerlich werden, während sonst die Äusserungen dieses mächtigsten Gefühls in der Menschenbrust Mitgefühl, Achtung, Grauen, je nachdem, erwecken. Vielfach wird jene schwache Liebe auf äquivalente Gebiete gedrängt — auf Poesie, die aber dann eine süssliche ist, auf Ästhetik, die sich als outrierte erweist, auf Religion, in welcher sie der Mystik und religiösen Schwärmerei, bei stärkerer sinnlicher Grundlage dem Sektenwesen bis zum religiösen Wahnsinn, anheimfällt. Von all' dem hat die unreife Liebe des Pubertätsalters etwas an sich. Lesbar aus jener Zeit des Dichtens und Reimens sind nur die Verse des Dichters von Gottes Gnaden.«

Dr. R. v. Krafft-Ebing: »Psychopathia Sexualis.« (6. Aufl.) S. 9.

[2]) P. Mantegazza erklärt (in seiner »Physiologie der Liebe«) rundweg, die Liebe der Deutschen äussere sich in der sentimentalen Form! Vielleicht hat er, der kein Wort Deutsch versteht — so wenig wie er deutsches Wesen kennt — einmal etwas von einer oberflächlichen Kritik von »Werthers Leiden« gelesen und ist dadurch zu dem naiven Schlusse gelangt.

Wertschätzung der geliebten Person. Wer wirklich liebt, wird bereit sein, Alles zu ertragen, Alles zu überwinden, um die Liebe zu erringen und zu bewahren; die Konsequenzen einer derartigen erotischen Leidenschaft können eben so wohl zu Heldenthaten wie zu Verbrechen anspornen. Diese Möglichkeit besteht aber auch dort, wo es sich um eine gewaltig auflodernde rein sinnliche Liebe handelt. Andererseits kann eine durch Umstände herbeigeführte Störung im Liebesleben dieser Art die höchsten seelischen Leiden hervorrufen und selbst den Tod nach sich ziehen; den Tod, welchen das Volk so spöttisch dem gebrochenen Herzen zuschreibt.

Hier eine entsprechende geschichtliche Anekdote, die schwerlich allgemein bekannt sein wird.

Markgraf Karl Philipp von Brandenburg, der Bruder des Kurfürsten und nachmaligen ersten Preussenkönigs Friedrich, ein Sohn des grossen Friedrich Wilhelm aus dessen zweiter Ehe, war, kaum über die Zwanzig hinaus, zum kaiserlichen Heere in Italien gestossen, um dort in dem Kriege gegen Ludwig XIV. den grünen Lorbeer des glücklichen Soldaten zu erwerben. Im Winterquartier zu Turin, am Hofe des Herzogs Viktor Amadeus II. von Savoyen lernte er im Frühjahr 1694 die junge, eben so schöne wie geistreiche verwittwete Gräfin Salmour kennen[1]). Die Dame stammte aus dem alten und angesehenen italienischen Adelsgeschlechte der Balbani und wenn auch ihre irdischen Reichtümer keineswegs glänzende zu

---

[1]) Poellnitz (in seinen »Mémoires etc. de la Maison de Brandebourg.« I. 167) bezeichnet die Gräfin, welche er später persönlich kennen lernte, »als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, welche mit diesen körperlichen Vorzügen eine seltene geistreiche Liebenswürdigkeit verband.«

nennen waren, so mochte sie doch keineswegs für arm gelten. Jedenfalls hielt sie darauf, ihren ausgezeichneten Ruf zu bewahren und sich nach keiner Seite hin etwas zu vergeben, obwohl es an Bewerbern um ihre Gunst an diesem prächtigen savoyischen Hofe nicht mangelte.

Der junge Markgraf verlor sein Herz und fand Gegenliebe. Aber er befand sich in einer schwierigen Lage. Zur Maitresse mochte er die Dame nicht erniedrigen, wie sie denn auch niemals eingewilligt haben würde, eine solche, in jener Zeit zwar nicht unehrenhafte, der weiblichen Tugend hingegen immer widerstrebende Stellung einzunehmen. Eine Einwilligung für die eheliche Verbindung von dem jeder Mesalliance abgeneigten kurfürstlichen Stiefbruder durfte der Markgraf füglich nicht in Rechnung ziehen. Zu allem trat noch die freilich zu überwindende Schwierigkeit, dass die beiden Liebenden verschiedenen Glaubensbekenntnissen angehörten.

Zarte Regungen des Herzens erotischer Natur bleiben der Welt niemals verborgen, am wenigsten der höfischen, welche derartige Geheimnisse gleichsam berufsmässig zu ergründen sucht. Kurfürst Friedrich III. erfuhr bald von der Neigung seines Stiefbruders und dessen Absicht, eine in seinen Augen verwerfliche Ehe zu schliessen. So eilte er, den Liebenden nach Berlin zurück zu berufen und um seinem Befehle den gehörigen Nachdruck zu verleihen, beauftragte er den in Turin anwesenden brandenburgischen Reiterobersten Hackeborn, sich nötigen Falles der Person des Markgrafen mit Gewalt zu bemächtigen. Für diese aus den Umständen vielleicht erwachsende Notwendigkeit wurde ferner die Unterstützung des Herzogs Viktor Amadeus in Anspruch genommen.

Unterdessen und ehe noch der Kurier mit den ihm verhängnisvollen Depeschen des Berliner Kabinetts in Turin eingetroffen war, hatte der Markgraf seinen Entschluss gefasst. Er handelte, um einen Thatfall der Autorität des Hauptes seiner Familie entgegenstellen zu können.

Am 28. Mai 1695 erschien er mit der Auserwählten seines Herzens und in Begleitung von vertrauten Zeugen während der Messe, die in der Kapelle der Venerie, einem Jagdschlosse bei Turin, gelesen ward. Dort erklärte er dem Geistlichen, dass er die gegenwärtige Gräfin Salmour als seine rechtmässige Gemahlin anerkenne, durch welche Worte nach den Einrichtungen der katholischen Kirche die Ehe thatsächliche Giltigkeit erlangt[1]).

Der über diesen Vorfall tötlich erschrockene Oberst Hackeborn machte sogleich dem Markgrafen derartig lebhafte Vorstellungen, dass der junge Ehemann in heissem Zorne nach dem Degen griff und nur mit Mühe beruhigt werden konnte. Übrigens wurde der Ehepakt noch gleichen Tages notariell vollzogen, Hochzeit und Beilager gefeiert und Tags darauf dem Herzog Viktor Amadeus das

---

[1]) Sofern alsdann keine Bigamie vorliegt. Nach den Vorschriften des Tridentiner Konzils ist eine coram parocho competenti et duobus testibus (»vor dem zuständigen Pfarrer und zweien Zeugen«) geschlossene Ehe giltig. Diesen Modus nützten noch bis vor wenigen Jahren jene Offiziere der italienischen Armee aus, die den offiziellen Heiratskonsens nicht zu erlangen vermochten. Auch in Deutschland haben sich derartige Fälle vor 1874 mehrfach wiederholt. Der berühmteste ist wohl der des bekannten deutsch-amerikanischen radikalen Schriftstellers Karl Heinzen, welcher auf diesem Wege die von der Kirche selbst erhobenen Ehehindernisse (Verwandtschaftsbeziehungen zu seiner Braut) kurzer Hand beseitigte.

Geschehene durch ein Schreiben des Markgrafen mitgeteilt. Der Herzog lud nun den in seinem frischen Eheglück schwelgenden Karl Philipp zu einer ernsten Unterredung auf das Schloss Frassinete ein, aber es steht zu vermuten, das er sich nicht allzu sehr verwunderte, dass der Geladene es vorzog, alle seine Zeit dem schönen Ehegemahl zu widmen.

Da nun jedoch die Berliner Depeschen anlangten, befahl der Herzog einer Abteilung seiner Garde, das Hotel des Markgrafen zu umzingeln und ihn in Verhaft zu nehmen. Die Offiziere der Regimenter Savoya und Chablais wurden beauftragt, sich der Person der Gräfin in schicklicher Weise zu bemächtigen und sie von dem Markgrafen zu trennen. Der unglückliche Markgraf versuchte die Ausführung dieses Befehles durch heftigsten Widerstand zu verhindern. Er wurde jedoch, während er das Zimmer seiner Gemahlin gegen die Andringenden verteidigte, durch einen Degenstich verwundet. Indess seine Wunden gepflegt wurden, musste die Gräfin die Fahrt in das Nonnenkloster Santa Croce unternehmen, wo ihrer Zelle sechzig Dragoner als Hüter dienten,

Der Herzog begab sich noch am nämlichen Abend, da alles die ssich ereignet hatte, zu dem verwundeten untröstlichen Markgrafen. So viel er auch ihn zu überreden versuchte, Karl Philipp blieb bei der Erklärung, dass die Dame vor Gott und vor der Welt seine gesetzliche Gattin sei, dass die Ehe unauflöslich wäre und dass er allen Befehlen des Kurfürsten, welche diese Thatsachen nicht anerkennen würden, äussersten Widerstand zu leisten entschlossen bleibe.

Und nun begann die Diplomatie ihr Werk. Der Kur-

fürst wendete sich nach Rom, um dort die Erklärung zu erlangen, dass die Ehe seines Stiefbruders ungiltig sei. Im entgegengesetzten Sinne waren die Agenten des Markgrafen in den päpstlichen Kanzleien thätig. Endlich gab der heilige Vater[1]) den Spruch ab, dass er wegen des verschiedenen Glaubensbekenntnisses der Liebenden einen Dispens erteile und im übrigen die Ehe als völlig giltig abgeschlossen anerkenne[2]).

Leider hat Karl Philipp diese Freudenbotschaft nicht mehr vernommen. Wenige Tage bevor sie in Turin eintraf, erlag er, in tiefe Melancholie versunken, einem schleichenden Fieber.

Und nun die Gräfin! Nach dem Tode des Hohenzollern erlangte sie ihre Freiheit wieder. Unter dem Namen Madame de Brandebourg suchte sie ein Asyl in Wien, um von dort aus ihre Ansprüche auf das verfallene Wittum zu erheben. Der Kurfürst bestritt ihr dieses, bot ihr jedoch die damals sehr verführerische Summe von hunderttausend guten Thalern, wenn sie auf den angenommenen Titel einer Madame de Brandebourg verzichten wolle. Die Gräfin gab sogleich die Antwort, welche sie als eine seltene und wahrlich charakterfeste Frau kennzeichnet: Die Ehre, die Gattin des Markgrafen gewesen zu sein, gelte ihr mehr als alle Reichtümer, die man ihr bieten könne, um sie zu dem Geständnis zu zwingen, nur seine Maitresse gewesen zu sein.

Nachmals hat die schöne, stolze Frau dem bekannten

---

1) Innocens XII. (Pignatelli von Neapel.) —

2) Es steht zu vermuten, dass die päpstlichen Ratgeber der Hoffnung lebten, den protestantischen Fürstensohn durch ihre Willfährigkeit zu einem Glaubenswechsel zu bewegen.

sächsischen Staatsminister und Feldmarschall Baron Wackerbarth die Hand zum Ehebunde gereicht[1]).

* * *

Von den christlichen Moralisten wird monogamische Ehe als die höchste Potenz der »sittlichen« Liebe bezeichnet. So wie die gesamte Kultur des Morgenlandes auf der Polygamie beruht, so dreht sich das Leben der europäischen Völker um die Aufrechterhaltung der Monogamie. Dem einsichtigen Kulturhistoriker wird es denn auch keineswegs verborgen bleiben, dass die grossen und unversöhnlichen Gegensätze zwischen dem Orient und dem Occident vornehmlich auf der Verschiedenheit in den Eheformen beruhten. Die Stagnation in den öffentlichen und privaten Ansichten über die Notwendigkeit und Unverletzlichkeit der einmal bestehenden Eheform beeinflusst nicht nur alle Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander, sondern sie verhindert auch jede Reform oder Umgestaltung der bezüglichen Verhältnisse.

Es ist desshalb im Grunde genommen völlig unnütz, über die mögliche und wünschenswerthe Veränderung der ehelichen Zustände auch nur ein Wort zu verlieren; denn eine allgemeine Beachtung werden solche Vorschläge nicht finden. Die Menschheit ist viel zu bequem, um sich der für sie grössten Unbequemlichkeiten zu entledigen. Höchstens,

[1]) Zu vergl.: »Relation du mariage du Prince Charles de Brandebourg avec Madame de Salmour.« Im Magazin Le Bret, pour l'Histoire ecclésiastique et civile. T. III. p. 520 ff. Es soll auch eine Anzahl Briefe, welche die Gräfin während ihrer Haft an den unglücklichen Gemahl schrieb, bekannt geworden sein. Der Verfasser des vorliegenden Werkes vermochte jedoch trotz aller Nachforschungen bisher nichts von der bezeichneten Korrespondenz zu erlangen.

dass hin und wieder ein starker Charakter sich über die engen Schranken der landläufigen Anschauungen hinweg setzt. Freilich mag ihm solche That nur dann gelingen, wenn er sich völlig unabhängig weiss von der öffentlichen Meinung und gefeit gegen die niedrige Rache der durch sein aussergewöhnliches Handeln schwer beleidigten heuchlerischen Gesellschaft.

Von der Kanzel und aus den Spalten der Familienblätter, aus dem Munde gelehrter Männer und blöder gegedankenschwacher Rede-Automaten tönt uns das Wort entgegen: Die Ehen werden im Himmel geschlossen!

Ein Blick auf unsere nähere und fernere menschliche Umgebung zeigt uns jedoch, dass diese Behauptung nur ein blasser Rauch, ein hohler Schall ist. Die Liebe ist göttlichen Ursprungs, aber sie findet sich nur sehr selten in der Ehe. Es wäre auch ein Wunder, grösser als jedes, das die Heiligengeschichten erzählen, wenn sich die Liebe unter den bestehenden Verhältnissen mit der Ehe verbinden liesse; sind doch nach Ansicht guter Kenner unserer modernen Gesellschaft etwa fünfundsiebenzig von je hundert der angeblich im Himmel geschlossenen Herzensverbindungen als durchaus unglückliche zu bezeichnen.

Was trägt die Schuld an dieser ganz und gar unglücklichen Gestaltung der Dinge? Sehr vieles! Staatliche Einrichtungen, gesellschaftliche Vorurteile, mangelhafte Ausbildung des einzelnen Individuums in ethischer Richtung, vor allem jedoch, und zwar in den meisten Fällen eine wirkliche Notlage. Die feurigste Liebe erlischt, sobald sich Sorgen oder gar der Hunger melden; das Dichterwort von der kleinsten Hütte, welche einem glücklich liebenden Paare genügenden Raum zur Unterkunft bietet, ist eine

poetische Lüge, die sich als solche gar oft schon am Ende der Flitterwochen erweist und den Honigmond kaum jemals überdauert.

Verhältnismässig sehr wenige Männer sind in unserer Zeit in der angenehmen Situation, ihre Familien reichlich zu versorgen. Unzählige Ehen sind nichts anderes als zweispännige Wanderfahrten in dem von grauen Nebeln erfüllten Thale des Elends. Das bischen ursprüngliche Liebe aber erstarrt rasch in dieser erkältenden Atmosphäre der dauernden dumpfen Verzweiflung.

Kluge Leute, die das Gras wachsen hören, geben den Rath: Auch die Frau soll um ihr und ihrer Kinder Brod arbeiten, so gut wie der Mann. Dann, versprechen die nämlichen Weisen, sei der Menschheit geholfen und alle jene komplizierten Schwierigkeiten würden sich lösen, welche wir mit dem Gesamtnamen »Die soziale Frage« bezeichnen.

Es ist nur wunderbar, dass trotzdem diese vor allem das Geschlechtsleben berührende soziale Frage noch immer ihrer Erledigung harrt. Denn, in der übergrossen Zahl der Arbeiterfamilien, den städtisch-industriellen wie den ländlich-agricolen, sehen wir schon jetzt die Frau in der Fabrik, auf dem Felde, am Waschbottich oder in einer Werkstatt sich beschäftigen, um zur Ernährung der Familie beizutragen. Und das Ergebnis dieser durch die bittere Notwendigkeit bedrängten Aufopferung? Sehen wir, wie sich die Ehe und das Familienleben gestaltet, wenn die Mutter ihr Wochenbett in der Frauenklinik hält, das Neugeborene fremden, naturgemäss höchst kärglich belohnten Pflegerinnen überlässt, der Mann, weil er alles das vermisst, was der gesittete Mensch ein Heim nennt, die Kneipe aufsucht, die grösseren Kinder den ganzen Tag hindurch sich selbst und allen bösen

Einflüssen überlassen bleiben und die Frau in ihrer körperlichen Erschöpfung, ihrer geistigen Teilnahmslosigkeit, das an und für sich schon armselige Hauswesen vollends verkommen lässt.

Die stetig wachsende Zahl weiblicher Arbeitskräfte bewirkt es überdies, dass die Männer immer weniger Beschäftigung finden; in unendlich vielen Familien ist es die Frau, welche die Rolle der Ernährerin zu übernehmen hat, weil der Gatte zunächst keine Arbeit findend, nach und nach vollständig dem Müssiggange verfällt.

Vielfach noch schlimmer steht es um die Ehen jener Kreise des Mittelstandes, die durch ihre soziale Stellung gezwungen sind oder sich gezwungen fühlen, einen gewissen Aufwand zu entwickeln. Man forsche nur einmal in den Grossstädten den Lebensverhältnissen jener Frauen nach, die sich insgeheim prostituieren. Wer dies Treiben kennt, der wird auch wissen, wie gross die Schaar solcher Courtisanen ist.

Genug, die Gesellschaft, welche die Frau dem Hauswesen und dem mütterlichen Berufe entreissen will, die aus Profitsucht den Erwerb des Mannes immer mehr reduziert, gleicht dem Menschen, der in seiner Gedankenlosigkeit den Baumast absägt, auf welchem er über dem Abgrunde schwebt.

Nach uns die Sintflut! Das bleibt der Grundsatz für alle derartigen Handlungen. Wer will jedoch verbürgen, dass die Katastrophe nicht bereits zu unseren Lebzeiten eintritt?

Die vollständige Emanzipation der Frau soll die gesellschaftliche Reform bewirken und nur ihr wird es möglich sein, die Ehe umzugestalten, ihr das wahrhaft edle Gepräge zu

verleihen! So tönt es aus dem Lager der »Feministen«, der Frauenrechtlerinnen.

Ist denn eine absolute Gleichstellung der beiden Geschlechter möglich? Die Natur verneint entschieden die Frage. Mann und Weib bieten körperlich und geistig die grössten Verschiedenheiten dar; der Mann ist das Activum, das Weib das Passivum in dem komplizierten unregelmässigen Verbum, das sich Leben nennt. Es muss doch wohl Jedem klar sein, der nur ein wenig über solche Fragen nachsinnt, dass Mann und Weib in der Natur wie in der Kultur sehr unterschiedliche Pflichten zu erfüllen und gänzlich entgegengesetzte Rechte in Anspruch zu nehmen haben.

Gleichberechtigte Menschen werden gewiss die edelsten freundschaftlichen Beziehungen zu einander zu unterhalten imstande sein, sobald jedoch die Liebe sich zwischen ihnen geltend macht, so muss die Gleichberechtigung fallen. Der eine oder der andere Teil muss auf ein gutes Stück seiner Rechte verzichten und dagegen in Wahrheit oft sehr drückende Pflichten eintauschen, Lasten, welche zu tragen nur die Liebe erlaubt.

Wir können in der absoluten Emanzipation der Frau, wie sie die modernen »Feministen« mit dem Eifer des Fanatismus fordern und vorbereiten, nur eine Steigerung der sexuellen Unempfindlichkeit des Weibes und im weiteren eine Potenzierung der bereits bestehenden Effeminatio des Mannes erblicken. Das im Besitze aller politischen Rechte befindliche Weib wird sicherlich der grausamste Despot des Mannes sein; denn die eigenartige feminine Geistesrichtung bedingt dies. Zur Liebe wird es nicht mehr taugen, weil es sich leidenschaftlich auf einen Kampfplatz stürzt, der einzig den Hass und die Missachtung für den Gegner kennt.

Es wird auf die Mutterschaft verzichten, weil diese Pflichten erwachsen lässt, welche vor allem die errungenen und nun auszubeutenden Rechte auf das erheblichste beeinträchtigen müssen. Und dann wird das Weib vielleicht aus seinem Taumel erwachen, ob es aber in jenem Augenblick noch Männer geben mag, die im Stande sind, eine neue Kultur auf den Ruinen der zerstörten zu erbauen, das darf man füglich bezweifeln.

Aber, es giebt eine andere, eine wahre Emanzipation des Weibes, und das ist diejenige, welche die Liebe, den Verkehr der Geschlechter nach den Forderungen der Natur verlangt.

Man verlasse sich nicht mehr auf die vom Staate geschaffene Ehegesetzgebung, die doch nun und nimmer das erreicht, was sie hauptsächlich anstrebt, die Sicherstellung der Zukunft der Kinder. Die mittelalterliche Barbarei, welche zwischen »ehelichen« und »unehelichen« — komischer Weise auch »natürliche« genannten — Nachkommen unterscheidet, muss beseitigt werden. Jedes menschliche Wesen gehört der Gesellschaft und diese darf nicht zulassen, dass es wegen eines vollständig fictiven Makels Zeit seines Lebens eine Kette nach sich schleppt, deren Last es oft genug zur Prostituierten, zum Verbrecher macht. Die Gesellschaft, welche gegen die ihr schädlichen Verbrecher kämpft, baut zwar gern Zuchthäuser von der Grösse kleiner Städte, aber sie vergisst die Hauptsache, nämlich das Uebel an seiner Wurzel anzugreifen. Sie gleicht den oberflächlich handelnden Technikern, welche einen reissenden Strom im Unterlaufe einzudämmen suchen und die Korrektion der Wildwässer im Gebirge vergessen.

Es muss dazu kommen, dass für die sexuellen Beziehungen nur das Gesetz gelten darf, welches die Liebenden sich selbst vorschreiben. Dann wird man erst von einer wahren und edlen, weil freien Liebe sprechen können, einer Liebe, die eben dadurch das höchste Glück der ineinander Aufgehenden bedeutet, weil sie nicht zu fürchten haben, auch nach einem etwaigen Erkalten ihrer gegenseitigen Gefühle an einander gekettet bleiben zu müssen. Es ist gewiss, dass solche absolut freie Verbindungen weit weniger unbeständig und weit seltener von Treubruch bedroht sein werden als die jetzigen gewaltsam aufrecht erhaltenen Ehen; denn bei ihnen steht die Liebe als Schutzgöttin.

Und die glücklichen Menschen, die ihrer freien Liebe leben dürfen, sie erst mögen den tiefen Sinn des Dichterwortes fassen, das Meister Wilhelm Jordan gesprochen hat:

»Wie diesen Ring an Deine Hand,
»So lege nun mich an Dein Herz.
»Stark wie der Tod ist die Liebe.
»Und fest wie die Hölle hält heisse Minne.
»Ihre Gluten hinweg zu fluten
»Sind keine Ströme vermögend
»Und sie zu löschen keine weiten Gewässer.
»Böte Jemand für die Liebe allen Reichtum,
»Er würde wert nur des Hohnes und des Spottes,
»Denn der Liebe Gluten
»Sind Flammen Gottes.«

* * *

Wie der Ring das Symbol der unwandelbaren Liebe ist, so hängt die ursprüngliche Gestalt dieses Schmuckgegenstandes auch mit jenem Tiere zusammen, das in den erotischen religiösen Anschauungen der morgenländischen Völker

eine hervorragende Rolle spielt: Es ist die Schlange, welche sich in den Schwanz beisst. Der Ring birgt ja ebenfalls magische Kräfte, und dass diese in der Erotik von allen Völkern und sehr vielen einzelnen abergläubischen Menschen herangezogen werden, findet weiter unten eine ausführliche Darlegung.[1])

---

[1]) »Die Symbole, die wir im Mittelalter bei Eingehung eines Eheverlöbnisses vorfinden, sind verschiedenartiger Natur. Am verbreitetsten war, wie noch heute, die Überreichung eines Ringes; ein eigentlicher Austausch derselben hat jedoch nicht bestanden, sondern es war nur der Bräutigam, welcher seiner Verlobten einen solchen Reif an den Finger steckte; so schenkt z. B. in dem Gedicht Heinrichs von Wittenweiler Bertschi seiner Braut einen bleiernen, verzinnten Ring:

»mit einem stain
»der hiess ein saphyr von glas
»dar umb von harcz ein gesmelcze was
»mit naswaser durchlaseurt,
»dar zu was es auch gesteurt
»mit zwain perlen von den augen
»aus dem visch.«

Dieser Ring, welcher auch heute noch eine Hauptrolle bei Verlobungen spielt, ist sehr wahrscheinlich gar nicht deutschen Ursprungs, sondern von der Kirche in Anlehnung an den ‚annulus pronubus' adoptirt und eingeführt; zunächst in der Form, dass er dem symbolischen Kaufpreis, welchen der Bräutigam dem Muntwalt zu geben hatte, beigefügt wurde. Diese Beobachtung machen wir bei dem sehr interessanten schwäbischen Verlöbnis aus dem zwölften Jahrhundert. — Nachdem in diesem litterarischen Denkmal der Bräutigam unter dem Zeichen von sieben Handschuhen seinen Schatz und seine Habe der Braut verwettet hat, heisst es weiter: nun nimet der voget diu wete und diu frouwen unde ain swert unde ain gulden vingerlîn unde ainen phennich unde ain mantel unde ain huot, ouf daz swert, daz vingerlîn an die hilzen unde antwortet sî dem man, indem er spricht: ‚Hiermit befehle ich mein Mündel eurer Treue und Gnade und bitte euch, ihr wollt ihr ein rechter und gnädiger Vogt sein und ihr kein

Neben dem Ringe giebt es und gab es unzählige Liebeszeichen. Sie sind oft in kaum mehr zu enträtselnder, häufig aber noch in äusserst scharf umrissener Form, die Anklänge an den Fetischismus, welcher den Ausgangspunkt aller religiösen Handlungen bildet. Die moderne Psychopathia sexualis hat dafür ganz überraschende Belege geliefert.[1])

Zu den rein körperlichen Liebeszeichen gehört vor allem der Kuss, welcher jedoch eine Eigentümlichkeit der Völker arischen Stammes zu sein scheint. Das Altertum kannte drei Arten von Küssen, den »langanhaltenden wollüstigen«, den »flüchtig hauchenden« und den »einem Bisse ähnelnden«. Moderne Psychologen haben erklärt, der Kuss hänge mit dem Grausamkeitstrieb zusammen, welcher so häufig in Verbindung mit wollüstigen Regungen beim Menschen auftritt. Jedenfalls können wir uns keine lebhaft ausgedrückte erotische Erregung ohne den Kuss denken.

Die grosse Rolle, welche das Küssen oder vielmehr die Erwartung dieses Liebeszeichens und die Erinnerung an dasselbe in der lyrischen Dichtung aller europäischen Völker spielt, ist jedermann bekannt.

Ein symbolisierter Kuss ist das bei vielen (kindischen) Menschen sehr beliebte — »Kusshändchen« und ferner das

---

schlechter Vormund werden‘. — Bei diesem Verlöbnis bietet ausser der Aufzählung der allgemein rechtlichen Bedingungen namentlich die Erwähnung der Symbole grosses Interesse. Schwert, Hut und Mantel sind Sinnbilder der abgetretenen Muntschaft, Ring und Pfennig Pfänder zur Bekräftigung des Vertrages.« Dr. Alfred Hagelstange: »Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter.« S. 62/63.

[1]) Es würde den Rahmen dieses Werkes überschreiten, wollten wir auf eine ausführliche Darstellung des erotischen Fetischismus eintreten. Wir müssen deshalb auf die bezügliche Litteratur verweisen.

»Zutrinken«. So erwähnt Cur. Fortmatianus eine antike Doktorfrage für Poeten: »Die Buhlerin küsst den einen ihrer drei Geliebten, dem anderen reicht sie ihren Becher, der noch ein wenig Wein enthält, den dritten bekränzt sie, welchen liebt sie nun am meisten?« Ursprünglich ist demnach das Zutrinken nichts anderes als die Vereinigung der Lippen beider Liebenden auf einem gewissermassen neutralen Boden.[1]) Es hat sich das Schlürfen des von der Geliebten berührten Weines nach und nach in das »Zutrinken« und das Anstossen mit den gefüllten Gläsern umgewandelt.

Das »Minnetrinken« freilich, welches unsere Altvordern in der Zeit des Ueberganges zum Christentum zu Ehren der jungfräulichen Gottesmutter übten, ist lediglich eine Erinnerung an die den alten Göttern gebrachten Trankopfer gewesen.

* * *

Tief ist es dem Menschen in die Seele gepflanzt, dass er das Geliebte besitzen, den geliebten Besitz aber behalten möchte, in Gedanken vielleicht sogar über seinen Tod hinaus.

Dass die Liebe sich nicht erzwingen lässt, weiss Jedermann, und dennoch haben wohl die meisten Menschen den Versuch gemacht, ihre erotischen Gefühle durch eine Art von Zwang zu übertragen. Moralische Mittel werden immer angewendet werden müssen — heisse man sie nun Ueberredung, Ueberlistung, Täuschung, Erweckung der schlummernden Liebe oder wie man will — um die Gegenliebe

---

[1]) »Rasch und zuerst ergreif' den Pokal, den sie mit den Lippen eben berührt, und trink da wo sie selber genippt.«

Ovid: »Die Kunst zu lieben.« I. 575—576.

Auch die moderne Zeit hat diesen alten Rat nicht vergessen.

zu gewinnen. Moralischer und physischer Mittel bedarf es, die gewonnene Liebe zu erhalten.

Es ist selten, dass die Liebe schnell sich äussert. Zwar, die Dichter und die Gecken, welche gern mit fingierten Liebesabenteuern prahlen, versichern häufig genug, dass eine kurze Begegnung zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes hinreiche, um die Liebe in ihren Herzen zu entzünden. Die nackte prosaische Wirklichkeit zeigt jedoch, dass dem nicht so ist. Es sind ja nur Prostituierte, die sich den erotischen Wünschen eines ihnen plötzlich begegnenden wildfremden Mannes auf die erste Aufforderung hin scheinbar willig unterwerfen und nur Nymphomanen mögen den ersten Schritt thun, um die Wollust des ihnen Gefallenden und in der Folge vielleicht Gefälligen anzustacheln. Beide Klassen von Frauen verstehen es nicht selten mit vollendeter Kunst, eine wirkliche Liebesleidenschaft zu heucheln; den Erfahrenen werden sie jedoch nicht täuschen.

Das normale Weib will umworben werden. Ihm sind die Vorspiele zum Liebesakt weit gefälliger als dieser selbst. Es zeigt sich unbewusst in den meisten Fällen, sehr häufig aber auch mit bewusster Berechnung, spröde gegen den Mann, der ihm seine Liebe entgegenbringt. Hierin, in dem Werben, das anscheinend lange nicht erhört wird, in den langsamen Fortschritten, welche der Liebhaber macht, findet er einen unendlichen Reiz. Keiner der grossen Liebesvirtuosen, deren erotische Erlebnisse auf die Nachwelt gekommen sind, mochte denn auch dieser Anstrengungen entbehren, wenn sein Herz in Frage kam.

So tritt uns hier wieder die Wahrheit entgegen, dass der mühsam erkämpfte Besitz der wertvollste bleibt.

Und das dichterische Gleichnis, welches von dem

Frauenherzen, als von einer lange und hartnäckig verteidigten, nie zuvor vom Feindesfuss betretenen Festung spricht, ist eines der passendsten und am wenigsten hinkenden, welche es überhaupt giebt. Dem liebesfrohen Mittelalter war es so sehr geläufig, dass es oftmals prächtige Lustspiele sah, bei denen die Damen den hochgetürmten Wall, der sie umgab, mit Rosenwürfen und durch Ausgiessen von wohlriechendem Wasser schirmten, indess die Ritter nach allen Regeln der Kunst Sturm liefen. Oder, dass ein schönes und zwar keineswegs immer nur ein unfreies Weib, in den Turnieren als der höchste Preis erschien, der dem glücklichen Sieger zufiel. Erst dem Papste Alexander VI., dem furchtbaren Borgia, blieb es vorbehalten, diese poetischen Ritterspiele zu travestieren, indem er von Athleten Ringkämpfe aufführen liess und dem stärkeren Gymnasten das Recht zugestand, unter den versammelten nackten Courtisanen die ihm begehrenswerteste auszulesen.

Die erotische Leidenschaft bestimmt den Mann, Leben und Glück, Ehre und Vermögen unbedenklich in die Schanze zu schlagen für das Weib, welches er liebt. Er wird den Himmel in Anspruch nehmen, um den erstrebten Besitz zu erringen, er verschmäht aber auch nicht die Mittel der Hölle, um seinen Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen.

Anders im allgemeinen das Weib! Seine erotischen Bedürfnisse sind gering, die Leidenschaft bedingen bei ihm in erster Linie durchaus nicht physische, sondern lediglich moralische Einflüsse. Sehr viele Frauen verzichten gern auf die körperliche Wollust, sofern sie nur die Gewissheit haben, dass der Geliebte bei keiner Nebenbuhlerin die Freuden des gemeinsamen Lagers sucht.

Den Urgrund von Adam's Sein und Wesen bildet in

Rücksicht auf die Liebe das Streben nach körperlichem Genusse, darum neigt er zur Polygamie; Eva dagegen liebt ebenso leidenschaftlich, wie sie eifersüchtig ist, darum ist sie von Natur die eifrigste Vorkämpferin für die Monogamie.

Adam sucht Liebe zu gewinnen, Eva verlangt sie zu erhalten. So ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, dass der Mann mehrere Frauen zu gleicher Zeit zu lieben vermag, indess das Weib ängstlich bemüht bleibt, sich in der Ehe mit einem ihr fast gleichgiltigen, aber von ihr geachteten Manne, dessen Liebe zu bewahren, selbst wenn ihr Herz heimlich einem anderen gehört.

Die Mystik, so eng verbunden mit dem sexuellen Leben des Menschen, hat ihn von uraltersher bestimmt, aussergewöhnliche Mittel zu ergreifen, um Liebe zu gewinnen oder zu erhalten. Der Mann wird dabei jenen Dingen den Vorzug geben, welche ihm versprechen, einen raschen Erfolg zu erringen, das Weib umgekehrt wünscht solche, von denen es versichert ist, dass sie ihm das Errungene auf ewige Zeiten überliefern.

Der Liebeszauber aber gehört zu den unveräusserlichen Erbstücken der Menschheit. Die Naturvölker so gut wie die gebildetsten Nationen wenden ihn an; im grauen Altertum, im Mittelalter, in unserer Zeit erscheint er. Der Glauben an die Möglichkeit, ihn auszuüben, verschwand niemals, und seine Regeln gehören zu den interessantesten Dokumenten der Kulturgeschichte unseres Geschlechtes.

Der natürlichste Liebeszauber beruht auf der Schönheit des einzelnen Lebewesens und er ist zugleich der mächtigste. Die Schöpfung hat dies zu einem ihrer Gesetze erhoben. Bei den Tieren sind nahezu überall dort, wo die einzelnen Geschlechter zu ihrer Erhaltung der Polygamie bedürfen,

die Männchen mit hervorragenden physischen Eigenschaften ausgestattet. Umgekehrt sind dort, wo die Polyandrie für die Erfüllung des von der Natur geforderten Zweckes als die Notwendigkeit erscheint (z. B. bei den Bienen), die Weibchen im Besitze jener Attribute, die der Mensch als Schönheit bezeichnet.

Dem polygamen Tiermännchen helfen seine Kraft, sein Mut, sein schönes Aeusseres, um das ihm von der Schöpfung vorgeschriebene Ziel zu erreichen.

Auch beim Menschen steht die Kraft, der Mut, die Leidenschaft auf Seiten des Mannes und verweisen ihn wenn auch nicht auf die Polygamie, so doch auf die Polygynie. Es ist sogar die Frage, ob der Mann nicht schöner sei als das Weib; das hellenische Altertum bejahte es wenigstens, dass das stärkere Geschlecht auch das schönere sei. Und wir verweisen darauf, dass es thatsächlich weit mehr hässliche Frauen als Männer giebt.

Noch etwas anderes kommt hinzu: Die Lust, sich zu schmücken, ist dem Menschen angeboren; neben den ältesten Steinwerkzeugen der grauen Urzeit ruhen im Schosse der Erde die Ueberbleibsel der primitivsten Schmuckgegenstände. Wer lebt jedoch mehr der Putzsucht, dem Streben, sich rein äusserlich auszuzeichnen — das männliche oder das weibliche Geschlecht? Doch wohl die Frauen! Hätten sie es jedoch nicht nötig, sie würden es nicht thun. Wäre jede Frau versichert, dass ihr nackter Körper ohne jede Zuthat wirklich die Krone der Schöpfung sei, so würde sie auch im rauhen Winter ohne Hüllen einherschreiten. Da sie jedoch sehr gut weiss, dass ihre einzelnen körperlichen Reize durch die luxuriöse Kleidung und die Sorgfalt, welche sie auf ihr Äusseres verwendet, gehoben wird, indess die Fehler

sich verbergen, so verzichtet sie nicht auf Putz und Schmuck. Sie ist gewiss, dem Manne begehrenswerter zu sein, wenn sie ihre körperlichen Vollkommenheiten in einem passenden Rahmen sich spiegeln lässt und ihre physischen Fehler verschleiert. Männliche Kraft und weibliche Schmückkunst stehen sich in dem beginnenden Liebesspiele als gleichwertige Zaubermittel gegenüber. Wie oft sehen wir aber nicht, dass die Frau, sobald sie ihr Ziel erreichte, eine glückliche Gattin wurde, auf ihren Liebeszauber verzichtet. Sie vernachlässigt ihren Körper, sie zeigt sich vor jenem, der nach ihrer Meinung ihr als unveräusserliches Eigentum gehört, in unschöner Gewandung, sie beweist stündlich, dass ihre einstige jungfräuliche Liebenswürdigkeit eine Maske war, die ihr nur das harte Muss, nicht aber das seelische Wollen, das innere Bedürfnis, schön zu sein und schön zu bleiben, aufzwang. Die nämliche Frau vermag es jedoch und zwar ohne Anstrengung zu benötigen, vor Fremden mit dem ganzen Rüstzeug der sorgfältigen Toilette zu paradieren. Glücklicherweise gehören die meisten, mit solchen und ähnlichen liebenden Gattinnen ausgestatteten Ehemänner zu den Armen im Geiste, die da nicht nur nicht ihre demütigende Zurücksetzung erkennen, sondern sogar noch ein blödes Freudengefühl zu äussern vermögen über die »Sparsamkeit« ihrer Hausehre, die innerhalb der vier Wände die Grazie an den Nagel hängt, vor der Öffentlichkeit hingegen mit den Pfauen wetteifert. »Glücklicherweise« sagten wir soeben; denn sonst würden noch weit mehr Ehen die Hölle auf Erden bedeuten!

Das Weib bedarf in der gesellschaftlichen Ordnung, welche nur die Monogamie kennt, ganz besonders des Schmuckes und aller täuschenden Schutzmittel für die körper-

lichen Fehler; denn es muss suchen, sich vor den Mitbewerberinnen in der Wahl, die der zukünftige Ehegatte trifft, auszuzeichnen.

Im Orient dagegen, wo die Polygamie zu Recht besteht, hüllt die Eifersucht des Mannes jedes weibliche Wesen in die dichtesten Gewänder, und nur in den Harems der Grossen kommen die Zaubermittel der pariser Toiletten zur Geltung, und zwar genau in der nämlichen Weise, wie dies im Abendlande geschieht. Denn auch dort muss eine Konkurrenz bekämpft werden.

Die Männer schmücken und putzen sich ebenfalls, wenn sie das demütigende Bewusstsein haben — vielen Gecken bleibt es freilich unbewusst —, dass weder ihre körperlichen noch auch ihre geistigen Eigenschaften hinreichen, um Eindruck auf die sie umgebende Frauenwelt zu machen. Man tadle deswegen die Männer und jene Vertreterinnen des schönen Geschlechts nicht, welche gewissermassen ihren Lebensberuf darin sehen, die männliche Welt zu verunglimpfen, mögen sie auch dabei in der vordersten Reihe der Spötter und Spötterinnen stehen. Doch sollen sie nicht vergessen, dass das Weib allein den Mann zu aller geckenhaften Narrethei zwingt.

Möge sich die männliche Schönheit, die männliche Thatkraft, der männliche Geist in einem ärmlichen Gewande vor dem Weibe zeigen, es wird ihn nicht beachten, geschweige denn seine Liebe erwidern. Solches sollen die Poeten ersinnen, die Romanschriftsteller als Wahrheit ausgeben, es kommt in Wirklichkeit nicht vor. Das weibliche Auge will zuerst ergötzt sein, ehe die weibliche Seele sich dem Liebeswerben öffnet. Es geschieht ja freilich nicht selten, dass stolze Damen in die Arme von Knechten

taumeln; aber, diese Knechte tragen eine bunte und glänzende Livree, sie sind starke brutal-nervige Gesellen, und die ihnen zufallenden hochgeborenen Weiber sind die Nachfolgerinnen jener Römerinnen der Kaiserzeit, die nur einen Gott, den Phallus kannten.

Umgekehrt mögen wir täglich beobachten, dass der Mann, dem manche Thür offen steht, einer armen Magd sein Herz schenkt, nur weil sie weibliche Schönheit und Anmut besitzt und dass er um ihretwillen den Hass der verschmähten vornehmen Frau trägt. Hat nicht selbst Goethe, nachdem er sich der Fesseln entschlagen, die ihm Frau von Stein angelegt, ein hohes Glück in Christiane Vulpius gefunden? Giebt es nicht unzählige grosse Künstler, die auf die Liebe der hochgeborensten Gönnerinnen gern verzichten, um ihr Modell, ein ungebildetes aber schönes Kind aus dem Volke, das ihnen zuerst nur mit elenden Lumpen behangen entgegentrat, zur Lebensgenossin zu erheben?

Dem ästhetisch gebildeten Manne sind die parfümirten, kunstvoll bemalten und in die reichsten Gewänder gehüllten Salonlöwinnen geradezu ein Greuel, während er die wahre weibliche Schönheit um so mehr anbeten wird, je weniger verhüllt und überkünstelt sie vor ihm erscheint.

Es ist bekannt genug, dass das zweifarbige Tuch mit hypnotischer Kraft auf das ewig Weibliche wirkt; Aphrodite erlag rasch. fast ohne Widerstand zu leisten den Werbungen des Ares. Heute ist in Deutschland nicht nur, sondern selbst in den Ländern, wo der »Militarismus« sonst anscheinend eine untergeordnete Rolle spielt, die Uniform das Entzücken von Millionen weiblicher Herzen.

Die dienende Magd ersehnt sich einen Geliebten, der einen möglichst glänzenden Rock des Königs trägt, der

wohlerzogenste Backfisch ist jeden Augenblick bereit, um eines Leutnants willen sich zu kompromittieren. Nur der Ehrenhaftigkeit, die der übergrossen Zahl der Offiziere von vorn herein als sittliches Grundkapital gehört, bleibt es zu verdanken, dass jene Motten sich an der heissen Flamme ihrer Leidenschaft nicht noch häufiger die Flügel versengen, als dies schon geschieht.

Zeigt das Alles nicht, wie jene natürliche Ordnung, welche das polygamische Männchen und das polyandrische Weibchen mit hervorragenden physischen Eigenschaften ausstattet, in mehr als einer Hinsicht auch im Liebesleben der Menschen zum Ausdruck gelangt? Und ist nicht der Soldat das den Poeten geläufigste Prototyp eines ebenso erfolgreichen wie unbeständigen Liebhabers? Heisst es nicht von ihm im Reiterliede Schillers?

»— — Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.«

Und ferner:

»Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?
Lass fahren dahin, lass fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruh lässt er an keinem Ort.«

Die vollendete Modedame andererseits, die im Leben der Salongesellschaft eine so grosse Rolle spielt, sei sie nun eine Bühnenkönigin oder die »nervöse« vornehme Frau, denken wir nicht unwillkürlich bei ihrem Anblicke daran, dass sie insgeheim als eine Vorkämpferin der polyandrischen Ehe auftritt?

* * *

Eine der ältesten Erfindungen, welche der Mensch überhaupt machte, betrifft die Verschönerungsmittel, vor allem die Farben und Schminken, mit welchen dem Teint nachgeholfen werden soll. Schon in den Ansiedelungen, die im Steinzeitalter bewohnt wurden, finden sich Rötelstücke, die gewiss dazu dienten, den Körper jener Höhlenbewohner zu bemalen. Auch heute verfügen die Naturvölker über solche einfachen Kosmetika und wenden sie mit Vorliebe an.

Die griechische Mythologie verrät uns, dass es vornehmlich die Frau ist, welche, um sich schöner, also begehrenswerter zu machen, des Schminktopfes bedarf. Here bemalt ihr Antlitz und Europa entwendet ihr das den köstlichen Stoff bergende Gefäss.

In der Bibel stossen wir vielfältig auf die Erwähnung, dass Frauen sich schminken.

Von Isabel heisst es (2. B. d. Kön. 9. 30): »Und da Jehu gen Jesreel kam und Isebel das erfuhr, schminkte sie ihr Angesicht, und schmückte ihr Haupt und sah zum Fenster hinaus.« Auch bei Jeremias (4. 30) ist ausdrücklich von Schminken die Rede, ebenso bei Hesekiel (23. 40).

In den Ruinen Niniveh's hat man Schminken gefunden und ebenso besitzen verschiedene Museen die Toilettenkästen altägyptischer vornehmer Damen. Chemiker analysirten den noch wohlerhaltenen Inhalt der verschiedenen Salbengefässe und die derart gewonnenen Vorschriften werden heute wieder von französischen Parfümeriefabrikanten benutzt und die gewonnenen Erzeugnisse finden vielen Absatz.

Alt-Hellas bereitete die Schminken aus Zinnober und Bleiweiss; später, als man die Schädlichkeit dieser minera-

lischen Stoffe erkannte, kamen Absude und Säfte von Pflanzen zur Verwendung.[1])

Einen gewaltigen Luxus mit kosmetischen Geheimmitteln trieb die römische Damenwelt.

---

[1]) »Junge und alte, verrunzelt oder nicht, sie behandelten ihr Antlitz mit dem Paederot, einem Präparat aus der Akanthus-Wurzel. Dieses durch Essig ausgelaugte pflanzliche Rot verschafft dem gelbesten Teint die frische Färbung. Was nun die Runzeln anbelangt, so musste vorerst Sorge getragen werden, sie mit Fischbein und Bleiweiss auszugleichen, ehe man mit dem Pinsel der geglätteten Oberfläche die gehörige Färbung verlieh. Diese Gesichtspflege war gewissermassen das Abzeichen der Prostitution. »Verlangst Du Dich (schreibt Dryantides an seine Gemahlin, die Chronion in den »Briefen von Alkiphron«) mit den Athenerinnen auf eine Stufe zu stellen, deren bemaltes Gesicht ihre Sittenlosigkeit verrät? Die Schminke, rot und weiss, stellt in ihren Händen die Kunst der grössten Maler in Schatten, so erfahren sind sie darin, ihrem Teint die für ihre Zwecke passende Färbung zu geben.« Da die Freudenmädchen sich lediglich des Nachts bei Fackelschein oder Lampenlicht zeigten, tagsüber aber halb verhüllt unter der Thüre oder dem Fenster ihres Hauses der scharfen Beobachtung auswichen, so vermochten sie mancherlei Nutzen aus der Verbesserung ihres Teints durch die Kosmetika zu ziehen . . . . Als die ehrbaren Frauen, ohne Zweifel wohl aus dem Grunde, ihre Ehemänner den Netzen der Buhlerinnen zu entziehen, den unglücklichen Ehrgeiz fassten, die Kunstmittel der Gefallsucht ihrer Rivalinnen ebenfalls zu gebrauchen, machten sie häufig genug davon einen sehr ungeschickten Gebrauch. »Unsere Gattinnen (sagte Eubulos in seinem Lustspiel »Die Blumenmädchen«) bedecken sich die Haut mit Bleiweiss und bemalen sich mit Maulbeersaft, so dass an heissen Tagen von ihren Augen zwei Tintenbäche herniederrinnen und der Schweiss auf dem Halse Furchen in die Schminkelagen zieht . . .«

Der allgemeine Gebrauch von Schminke seitens der Freudenmädchen erzeugte rasch eine Kunst, die Kosmetika gehörig zu verfertigen und entsprechend anzuwenden. Wahrscheinlich liessen sich die Novizinnen erst bemalen und schminken, ehe sie selbst soweit kamen, den Pinsel und die Hasenpfote geschickt verwenden zu können. Sicherlich waren in dem Lande, dessen Bildsäulen in lebhaften Farben leuchteten, auch die menschlichen

Da die Modefarbe für das Haar ein Goldblond war, so trugen die vornehmen Frauen Rom's nicht nur Chignons, welche Kaufleute und Sklavenhändler ursprünglich in Germanien gewonnen hatten, sondern man griff in den Putz-

---

Gesichter in natürlicher Treue bemalt. So glauben wir, dass jene Maler, die man »Buhlerinnenmaler« (Pornographen) nannte, wie Pausanias Aristides und Niophanes, welche Athänäos anführt, sich nicht auf die Portraits der Hetären und die Darstellung der erotischen Akademieen beschränkten, sondern es gelegentlich nicht verschmähten, das Antlitz einer Buhlerin in der Art zu bemalen, wie sie das mit den Bildsäulen der Götter und Göttinnen in den Tempeln thaten. Nach einem altgriechischen Dichter muss die Schönheit, will sie sich als solche erhalten, fortgesetzt abwechseln; die dauernden Veränderungen im Gesichtsausdrucke fachen die Begierde zur Gluthitze an. Hatte eine Buhlerin die Schminkkunst erlernt, so bewirkten der Geschmack und die Gewohnheit die weitere Vollendung; jede bemühte sich, in solchen Künsten sich auszuzeichnen, aber nicht alle krönte der Erfolg. In den »Briefen des Alkiphron« schreibt Thaïs ihrer Freundin Thessala im Hinblik auf Megaris, die verrufenste aller Courtisanen: »Sie hat sich äusserst frech über die Schminke ausgedrückt, deren ich mich bediene, und das Rot, mit welchem ich mein Gesicht bemale. Vergass sie den elenden Zustand, in dem ich sie sah, als sie nicht einmal einen Spiegel besass?« Wenn sie wüsste, dass ihr Teint die gelbe Farbe des Sandaracs aufweist, würde sie noch über den meinigen sich zu äussern wagen? . . . .« In den »Gesprächen des Lukian« erstaunt Thaïs, dass der Liebhaber Glykerens diese um der Gorgo willen verlassen hat. »Welchen Reiz (ruft Thaïs aus) fand er denn an den welken Lippen und den hängenden Wangen? Nahm er sie um ihrer schönen Nase, ihres kahlen Hauptes, ihres hageren Halses willen? Nein, aber sie weiss sich zu schminken!« In den nämlichen »Gesprächen« spottet Thryphäne über die alte Philaemation, die den Spitznamen »Goldwaage« führte: »Bemerkt ihr wohl das Alter und die Runzeln?« fragt Thryphäne. »Sie schwört, sie zähle erst zweiundzwanzig Jahre,« antwortet Charmida. — »Ja, glaubt ihr denn mehr ihren Schwüren oder euren Augen? — Seht ihr denn nicht, wie die Schläfenhaare schon ergrauen? Habt ihr sie einmal ganz nackend gesehen? — Mir hat sie das niemals erlauben wollen, — und mit Recht, denn sie ist am Körper fleckig wie ein

stuben zu den sonderbarsten Mitteln, um die schwarzen Haare zu bleichen. Nach Martial's Zeugnis diente dazu der »kaustische batavische Schaum, der das teutonische Haar in Flammen setzt«, nämlich eine Seife aus Ziegenfett und

---

Pardel.« (Immer kehrt der Refrain wieder, dass die alten Buhlerinnen sich den Schein der verlorenen Jugend durch ihre Schminkkunst zu bewahren wissen.)

Nach Pierre Dufour; »Histoire de la Prostitution.« I. p. 192—195. Wie die Kupplerinnen die jugendlichen Dikteriaden für ihren Beruf vorzubereiten wussten, schildert der Poet Alexis (bei Athenäus. K. 23. 568 a—d):

»Anfangs sinnen sie auf Raub nur, plündern gierig alle Welt,
Was es sonst noch giebt, verachtend, Listen spinnend jedermann;
Aber haben sie ihr Schäfchen erst im Trocknen, schaffen sie
Sich Rekruten für ihr Handwerk, Mädchen, im Geschäft noch neu.
Die beginnen sie zu drillen, abzurichten, dass sie bald
Weder an Gestalt noch Sitten wiederzuerkennen sind.
Da ist eine klein — man schiebt ihr dicke Sohlen in die Schuh',
Jene, allzu lang geraten, trägt sie dünn wie von Papier,
Und das Köpfchen senkt sie seitwärts, wenn sie ihren Raub erspäht,
Dadurch scheint sie kleiner. Andren, denen voller Hüften Reiz
Mangelt, polstert man das Sitzfleisch, dass der holden Täuschung Pracht
Den Bewundrer ganz bezaubert. Jene ziert ein dicker Bauch;
Nun her das Schnürleib, wie jenes, das man auf der Bühne braucht.
Damit zwängen sie gewaltsam, wie mit Eisenstangen ein
Ihren Leib und drängen rückwärts ihres Fettes Übermaass.
Fuchsig rote Augenbraunen malt man einfach schwarz mit Russ,
Der Brünetten schmiert man Bleiweiss ins Gesicht, den bleichen Teint
Färben sie mit roter Schminke, die als »Päderot« bekannt.
Was die Mädchen Schönes haben, müssen sie stets unverhüllt
Zeigen und gezwungen lächeln mit der Zähne Perlenreih'n
Und dem Reiz des roten Mundes, wenn die Lippen wohlgeformt.
Sträubt sich eine, will nicht lachen, schliesst man sie den ganzen Tag
Ein im Haus, und wie der Metzger Ziegenköpfe zum Verkauf
Stellt mit aufgesperrtem Maule, also sperrt man ihnen auch

Buchenholzasche. Von Ovid, Diodor und Sidonius Apollinaris liegen ähnliche Berichte vor. Selbst einzelne Kaiser machten diese Verschönerungsmode mit.

Im Zeitalter des Rinascimento tauchen diese antiken Thorheiten wieder auf. Jakob Falke erzählt darüber: [1])

»Die grösste Mühe um das Haar gaben sich die Venetianerinnen, welche nach der Versicherung ihres Landsmannes Vecellio von allen Italienerinnen am meisten die natürliche Schönheit durch die Kunst zu verbessern beflissen waren. Wie wir das schon im Mittelalter gesehen haben, so war noch mehr in dieser Zeit das blonde Haar von ihnen aufs höchste geschätzt, und um es künstlich herzustellen, unterzogen sie sich einem sehr lästigen Verfahren, bei welchem sie sich selbst bedienen mussten. Nicht gerade seltene Bilder geben uns davon die deutlichste Anschauung. Die venetianischen Häuser pflegten auf dem Dache eine offene hölzerne Altane zu haben. Auf diese setzten sich die Damen, gehüllt in ein hemdartiges weites, langes Gewand von weisser Seide oder der feinsten Leinewand und bedeckt mit dem ausserordentlich breiten Rande eines Strohhutes ohne Boden oder Kopf, über welchen die aus der Öffnung herausgezogenen Haare ausgebreitet waren. So vorbereitet nahmen sie einen Schwamm, der an der Spitze eines Stäbchens befestigt war, tauchten ihn in ein nebenstehendes künstliches

---

Ihre Lippen durch ein Stäbchen auseinander, dass sie wohl
Oder übel ihre Zähne fletschen müssen, wie verlangt . . . .«

Ovid giebt in seiner »Kunst zu lieben« (III. Buch, Vers 101—290) eine ausführliche Anleitung darüber, was eine Frau zu thun hat, um ihre natürlichen Reize zu erhöhen. Es ist unmöglich diese ausführliche Beschreibung hierher zu setzen. Wir verweisen demnach auf den alten Liebeskünstler selbst.

[1]) Jakob Falke: „Deutsche Trachten- und Modenwelt." II.

Wasser, welches man kaufen konnte oder im Hause selbst bereitete, und wuschen mit demselben die von der Sonne auseinander gelegten Haare. So sassen sie den ganzen Tag, Tage lang, von der Sonne beschienen, je heisser desto besser, bis unter dieser Procedur das Haar blond wurde. Der breite Hut schützte Gesicht, Nacken und Schultern vor dem Verderbnis des Teints.«

In den grossen Städten giebt es bekanntlich heutzutage Institute, die es verstehen, ihren Klientinnen goldblonde oder rotblonde Haare anzupräpariren; es fehlt ihnen keineswegs an gut zahlenden Besucherinnen, ganz im Gegenteil.

Falsche Haare wurden bereits im alten Ägypten getragen; jedenfalls benutzten sie vornehme Leute im Morgenlande schon in uralter Zeit. Nach Aristoteles soll Mausolos, der Tyrann von Karien, seinen Unterthanen bei Todesstrafe geboten haben, das Haupt kahl zu scheeren und Perrücken zu tragen, welche die fürstliche Schatzkammer um hohe Preise verkaufte.[1]) Die alten Perserinnen wie die Frauen von Karthago benutzten sowohl Chignons wie seidene Flechten. Die falschen Haartrachten erhielten sich auch im asketischen Christentume. Tertullian, der im III. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, eifert gegen solche Moden mit leidenschaftlichen Worten.[2]). Im Jahre 622 erliess die Synode von Byzanz ein entsprechendes kirchliches Verbot, das natürlich keine Nachachtung fand.

Etienne de Bourbon erzählt, dass Kaiser Rotbart einst den von seiner Gemahlin getragenen Chignon ins Feuer ge-

---

[1]) Also ein antikes Gegenstück zu der im Beginne des XVIII. Jahrhunderts in verschiedenen europäischen Ländern eingeführten Perrückensteuer.

[2]) In seiner Schrift „De Cultu Foeminarum."

worfen und dabei ausgerufen habe: »Ich will kein totes, sondern ein lebendiges Weib haben.«

Auch Heinrich I. von England hat das falsche Haar verboten, verschiedene Päpste belegten es mit ihren Bannflüchen, die Prediger, darunter der bekannte Moralist Bruder Berthold suchten auch wohl die Mode lächerlich zu machen, eine ganze Anzahl Sittenmandate belegten die Chignon-Trägerinnen mit harten Bussen; umsonst, die Eitelkeit der Frauen wusste allen solchen Drohungen und Vorschriften ein Schnippchen zu schlagen. So erzählt ein Reisender, welcher 1491 Venedig besuchte: »Der Kopfputz der Weiber besteht einzig in der Schönheit fremder Haare, die sie ihren natürlichen bei weitem vorziehen. Sie schmücken und zieren solche gemeiniglich gelb und kraus und binden sie auf dem Kopf zusammen, wie man in deutschen Landen einem Pferde den Schwanz aufbindet.[1])

Seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. und besonders zwischen 1770—1775 überstieg der Verbrauch von falschem Haar oder seinen Surrogaten jedes Maass; trugen doch die vornehmen Damen Frisuren, welche eine Höhe von vier Gesichtslängen und einen Inhalt von zehn bis zwölf Kopfgrössen aufwiesen. Zwischen 1865 und 1872 feierte der hässliche Chignon wiederum Triumphe.[2])

Für die Pflege der Haut und die Umwandlung des Teints gab es in Rom tausend Mittel. Sie scheinen auch ihren Zweck erreicht zu haben. Wenigstens spottete Martial

---

[1]) Vergl. „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte." 1858. S. 61.

[2]) In der Bretagne und in der Auvergne, deren Mädchen und Frauen vornehmlich den Rohstoff für elegante Chignons lieferten, kostete das Pfund Haare 1852: 40 Frcs., 1866: 80 Frcs., 1870 gar 170 Frcs. Damals stieg denn auch der Preis eines Chignon in Paris auf 300 bis 2000 Frcs.

in einem seiner bissigen Epigramme: »Lycoris, deren Gesicht eine schwärzere Farbe hat als die Maulbeere, welche vom Baume fällt, dünkt Dich schön, weil sie ihr Gesicht mit Bleiweiss bedeckte.« Des Nachts trugen die Modenärrinnen Masken aus Fett und Mehl; des Morgens wuschen sie sich mit »Poppaeanum«, nämlich mit frischer Eselsmilch nach dem Beispiel der Poppaea Sabina, der zweiten Gemahlin des Nero, welche sich, um das von ihr erfundene Schönheitsmittel auch auf Reisen bei der Hand zu haben, von einer Herde Eselinnen durch ganz Italien begleiten liess. Wirksamer waren jedenfalls die warmen und kalten Bäder, sowie die Massage.

Die modernen »Verschönerungs-Institute« verfahren wiederum nach den alt-römischen Vorschriften.

Das Mittelalter kannte ebenfalls mancherlei Mittel zur Verschönerung des Teints. Die englischen Frauen, welche damals schon für die »interessante Blässe« schwärmten, liessen sich Blut abzapfen oder tranken Essig. Ein Florentiner schrieb um die Mitte des XVI. Jahrhunderts: »Die englischen Frauen stehen in Hinsicht auf Schönheit, Anmut, Kleidung und gute Sitten den Sieneserinnen oder den geachtetsten Damen Italiens nicht nach. Männer und Frauen haben eine weisse Haut. Um diese natürliche Farbe zu erhalten oder zu erhöhen, lassen sich die Frauen jährlich zwei bis drei Mal zu Ader, statt sich wie die Italienerinnen zu schminken.« Aber, es blieb nicht bei solch' einfachen Schönheitsmitteln. Zur Verbesserung des Teints empfahl eine im XVIII. Jahrhundert lebende Herzogin von Newcastle ihrem Beispiele zu folgen und die unreine oder schlecht gefärbte Haut mit Schwefelsäure fortzuätzen; sie ver-

sicherte, dass man diesem Mittel wunderbare Erfolge zu verdanken haben werde.

Das griesgrämige Parlament mochte überhaupt nichts von solchen Dingen wissen. Es erliess vielmehr im Jahre 1779 folgende Bill, die vielleicht heute noch zu Recht besteht.[1])

»Alle Frauen, ohne Unterschied des Alters, Ranges oder Standes, gleichviel ob Jungfrauen oder Witwen, welche nach Erlass dieser Akte irgend einen der männlichen Unterthanen Seiner Majestät in verräterischer oder betrügerischer Weise durch Schminken, Salben, Schönheitswasser, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Wolle, Korsetts, Reifröcke, Hackenschuhe, gepolsterte Hüften zur Eingehung einer Heirat verlocken, machen sich der Strafe schuldig, die das Gesetz über das Vergehen der Zauberei verhängt hat und soll eine solche Heirat nach Überführung des beschuldigten Frauenzimmers für null und nichtig erklärt werden.«

Das deutsche Mittelalter soll beinahe dreihundert Vorschriften für Mittel allein gegen Gesichtsrunzeln besessen haben. Jedenfalls wurden weit grössere Erfolge in der Körperpflege dadurch erzielt, dass man regelmässig badete. Später, unter dem Eindruck des religiös-moralischen Vorurteils, sah man vom Baden ganz ab; die Reinlichkeit liess noch um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts selbst bei vornehmen Leuten viel zu wünschen übrig.[2]) Es liegen unbefangene

---

[1]) Wenigstens behauptete dies jüngst ein französischer Spassvogel und erklärte damit die so häufig gesehenen eckigen, asketischen Formen englischer Damen.

[2]) Und wie gering ist nicht im allgemeinen gesprochen, selbst in unserer Zeit das Reinlichkeitsbedürfnis! Wie verhältnismässig wenige

Berichte aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. vor, die ausdrücklich erwähnen, dass ekelhaftes Ungeziefer im toupierten Haupthaar der Damen aus der besten Gesellschaft sichtbar sein Wesen trieb. Nach der Mitte des XVIII. Jahrhunderts kamen die parfümierten Bäder, die auch heute eine so grosse Rolle spielen, so sehr in Aufschwung, dass sie rasch zu den notwendigsten Ausstattungsstücken der Toilettenkabinette und — der öffentlichen Häuser gezählt wurden.

In Italien betrieb man die Schönheitspflege wohl schon im Zeitalter der Kreuzzüge mit raffinierten Mitteln. Erzählt uns doch Boccacio: »Sie hielt sehr viel vom Fett gewisser Tiere, um Salben daraus zu verfertigen, sowie von gewissen Kräutern, sie zu destillieren. Das Haus war voll von Destillierapparaten, Töpfen, Flaschen und Büchsen. Alle Apotheker in der Stadt arbeiteten für sie. Einer sublimierte ihr Silber, der andere reinigte Grünspan oder sammelte Wurzeln. Ein Bäcker röstete für sie Eierschalen. Alles dieses brauchte sie für ihre Gesichtsschminke. Sie beschäftigte Frauen, welche die Wangen und den Hals, um ihnen eine zartere Färbung zu geben, mit Glas abrieben.«

Jakob Burkhardt[1]) erläutert die Toilettenkünste des Rinascimento mit den Worten:

»In keinem Lande Europas seit dem Untergange des römischen Reiches hat man wohl der Gestalt, der Hautfarbe,

---

Menschen baden sich regelmässig? Wie wenige Frauen wissen, dass die Unsauberkeit gewöhnlich der Ausgangspunkt aller ihrer spezifischen Leiden ist? Die Ärzte können von der Unsauberkeit, welche sie an gewissen Theilen des weiblichen Körpers häufig beobachten, ein Lied singen. Und, wie wenig wird dem Volke Anleitung und Gelegenheit zur Pflege der Reinlichkeit am Körper und in der nächsten Umgebung desselben gegeben?

[1]) In: »Die Kultur der Renaissance in Italien« (1860).

dem Haarwuchs von so vielen Seiten zugesetzt wie damals in Italien. Vor allem werden falsche Haartouren, auch aus weisser und gelber Seide — diejenigen aus echten Haaren heissen capelli morti — in Masse getragen, verboten und wieder getragen, bis etwa ein Bussprediger die weltlichen Gemüter rührt; da erhebt sich auf einem öffentlichen Platz ein zierlicher Scheiterhaufen (talamo), auf welchen neben Lauten, Spielgeräten, Masken, Zauberzetteln, Liederbüchern und anderm Tand auch die Haartouren zu liegen kommen; die reinigende Flamme nimmt alles mit in die Lüfte. Die Idealfarbe aber, welche man in den eigenen, wie in den aufgesetzten Haaren zu erreichen strebte, war blond. Und da die Sonne im Rufe stand, das Haar blond machen zu können, so gab es Damen, welche bei gutem Wetter den ganzen Tag nicht aus der Sonne gingen; sonst brauchte man auch Färbemittel und ausserdem Mixturen für den Haarwuchs. Dazu kommt aber noch ein Arsenal von Schönheitswassern, Teigpflastern und Schminken für jeden einzelnen Teil des Gesichtes, selbst für Augenlider und Zähne, wovon unsere Zeit keinen Begriff mehr hat. Kein Hohn der Dichter, kein Zorn der Bussprediger, keine Warnung vor frühem Verderben der Haut konnte die Weiber von dem Gebrauch abwendig machen, ihrem Antlitz eine andere Farbe und sogar eine teilweis andere Gestalt zu geben. Es ist möglich, dass die häufigen und prachtvollen Aufführungen von Mysterien, wobei hunderte von Menschen bemalt und beputzt wurden, den Missbrauch im täglichen Leben fördern halfen; jedenfalls war er ein allgemeiner, und die Landmädchen hielten dabei nach Kräften mit. Man konnte lange predigen, dass dergleichen ein Abzeichen von Buhlerinnen sei; gerade die ehrbarsten Hausfrauen, die sonst das ganze

Jahr keine Schminke anrührten, schminkten sich doch an Festtagen, wo sie sich öffentlich zeigten. Möge man nun diese ganze Unsitte betrachten als einen Zug von Barbarei, wofür sich das Schminken der Wilden als Parallele anführen lässt, oder als eine Konsequenz des Verlangens nach normaler, jugendlicher Schönheit in Zügen und Farbe, wofür die grosse Sorgfalt und Vielseitigkeit dieser Toilette spräche — jedenfalls haben es die Männer an Abmahnungen nicht fehlen lassen. — Das Parfümieren ging ebenfalls über alles Mass hinaus und erstreckte sich auf die ganze Umgebung des Menschen. Bei Festlichkeiten wurden sogar Maultiere mit Salben und Wohlgerüchen behandelt, und Pietro Aretino dankt dem Cosimo I. für eine parfümierte Geldsendung.«

Noch heute ist Italien das klassische Land für Geheim- wie für Schönheitsmittel. Die französischen und deutschen Wohlgeruch- und Toilettenmittel-Fabrikanten finden in den Städten der Apennin-Halbinsel ein grossartiges Absatzgebiet.

Italien, das, wie wir sahen, einst ohne Wettbewerb auf dem Gebiete der Kosmetik herrschte, hat seine alten Geheimnisse an Frankreich abgetreten. Es ist Katharina von Medici gewesen, welche die italienischen Parfümerien, Seifen und Schminken nach Paris verpflanzte und dort die Grundlage errichtete zu einer gewerbfleissigen Thätigkeit, welche heute noch den Franzosen manche gute Summe im Jahre einbringt.

Dass der Aberglauben auch in der Kosmetik mitspielte, versteht sich leicht, wenn wir an den engen Zusammenhang zwischen Liebe und körperlicher Schönheit denken. Die Zauberkünstler in alter und neuer Zeit haben sich solche Vorteile, ihre Gläubigen zu betrügen, nicht entgehen lassen. So vor allem im XVIII. Jahrhundert der bekannte Cagliostro,

welcher behauptete, seinen Klientinnen eine unzerstörbare Schönheit durch die von ihm bereiteten wunderbaren Tinkturen verleihen zu können.

Unschuldige Landmädchen hängen heute noch gern an dem Aberglauben, dass ihnen nächtliche Bäder in fliessenden Gewässern oder Quellwasser, welches sie zu gewissen Zeiten geheimnisvoll schöpfen, die Schönheit gewährleisten. Unbewusst treffen sie mit diesem Aberglauben das Richtige.

Aber es giebt auch einen von der Grausamkeit erzeugten Aberglauben in Rücksicht auf die kosmetischen Mittel. So vor allem die schon im Altertum auftauchende Idee, dass das Blut kleiner Kinder zur Erhaltung der Schönheit notwendig sei. Wir erinnern nur an den Fall der Elisabeth Bathory, der Witwe von Franz Nadasdy, welcher neuerdings noch zu historischen Kontroversen Anlass gegeben hat.[1])

Der Zusammenhang zwischen Liebe und Kosmetik lässt sich nach zwei Richtungen hin verfolgen. Der Mensch, vornehmlich das Weib, will schön und jugendlich erscheinen, um für die Jugend, den feurigsten Werber, begehrenswert zu sein und zu bleiben, so lange es nur angeht. Deutlich tritt uns diese Idee in jenen geschminkten Unglücklichen

---

[1]) Die Chroniken berichten, dass sie nach und nach über sechshundert Jungfrauen abschlachten liess, um zur Verschönerung ihres Teints das warme Blut der Opfer zu Waschungen benutzen zu können. Sie starb in enger Haft 1614 auf dem Kastell von Csej im Neutraer Komitat. Ihre beiden Helfershelferinnen hatten den Scheiterhaufen besteigen müssen.

Neuerdings ist eine Art von »Ehrenrettung« an diesem Scheusal versucht worden, aber so viel bleibt doch sicher, dass Elisabeth Bathory den Marquis de Sade zur Bewunderung hingerissen haben würde, wenn er sie gekannt hätte.

entgegen, die zu nächtlicher Stunde versuchen, auf dem Pflaster unserer grossen Städte unerfahrene oder gänzlich verkommene Liebesbarbaren in ihre klaffenden, zerrissenen Netze zu ziehen.

Noch schärfer tritt uns das Sexuelle entgegen in der beliebten Haarfarbe. Ursprünglich und schon im Altertum war die blonde Perrücke[1]) das durch das Gesetz vorgeschriebene Abzeichen der Freudenmädchen. Noch im Mittelalter mussten die Bewohnerinnen der Frauenhäuser in vielen deutschen Städten eine eiergelbe Kopfbedeckung tragen, wenn sie in der Öffentlichkeit erschienen; das war gewissermassen ihr sittenpolizeilicher Ausweis. Als die vornehmen Damen Roms sich die Moden und die Sitten von den begehrtesten Courtisanen vorschreiben liessen, nahmen sie auch die goldblonde Haartracht an; denn auch diese wurde nun zum Symbol.[2]) Warum sollte nicht eine Frau, die sich um jeden Preis amüsiren will und in der Liebe ebenfalls nichts anderes als ein Vergnügen sieht, das vor Jedermann bekennen? Und ist es nicht bequem, wenn an die Stelle des Geständnisses, das immer Worte, also Zeit kostet, die man weit praktischer zum Vergnügen, zum Genuss verwendet, ein äusserliches Abzeichen tritt, welches ebenso stumm wie beredt den Willen der Person verkündet?

Das Volk behauptet heute noch, obwohl ihm die Bedeutung der gelben Perrücke längst aus dem Gedächtnisse entschwand, dass die goldblonden und besonders die roth-

---

[1]) Auch Aphrodite erfreut sich des goldblonden Haupthaares.

[2]) Die Halbwelt hat, seitdem es überhaupt Moden giebt, diese immer diktiert. In Rom wie in Venedig und jetzt in Paris.

Vergl. Dr. Reinhold Günther: „Weib und Sittlichkeit". (Carl Duncker, Berlin. 1898. Seite 129 ff.)

blonden Menschen sexuell am leichtesten und nachhaltigsten erregbar seien. Und sind es nicht gerade jene Frauen, die auf dem »bekannten, nicht ungewöhnlichen Wege« Annäherung an die reiche Männerwelt suchen, welche in den »Verschönerungs-Instituten« unserer modernen Grossstädte die Goldfuchsmähne sich aufbleichen lassen?

Über die nahe Verbindung zwischen Geruchssinn und Wollust, demnach zwischen Parfümerien und Liebe, haben wir an anderer Stelle gesprochen.

Wir sehen demnach, dass das Weib, weil es umworben sein will, wozu der Instinkt es zwingt, zu den sinnlich aufdringlichsten Mitteln greift, um seinen Zweck zu erreichen. Häufig, ja in den meisten Fällen geschieht dies unbewusst, nicht selten jedoch mit voller Absicht.

* * *

Die unschuldigste, gebräuchlichste und wahrscheinlich auch die älteste Form des Liebeszaubers bildet die Beschwörung. Sie entspricht am meisten dem mystischen Charakter, welchen die Volksseele birgt und besteht überall.

Eine Steigerung des beabsichtigten Zaubers finden wir in der Benutzung von Werkzeugen, die mit geheimnisvollen Kräften ausgestattet erscheinen; so vor allem die Zauberrute.

In der älteren Edda heisst es: [1])

»Mit der Zauberrute zwingen werd' ich Dich,
»Maid zu meinem Willen.

[1]) Übersetzung von Simrock. S. 108.

Und weiterhin

»Zum Hügel ging ich, ins tiefe Holz,
»Zauberruten zu finden;
»Zauberruten fand ich.«

Der Widerstrebenden oder der Treulosen werden die schrecklichsten Strafen angedroht.

»Gram ist Dir Ohdin, gram ist Dir der Asenfürst,
»Freyr verflucht Dich.
»Flieh, üble Maid, bevor Dich vernichtet
»Der Götter Zauberzorn.
»Hört es, Joten, hört es, Hrimthursen,
»Suttungs Söhne, ihr Asen selber!
»Wie ich verbiete, wie ich banne
»Mannes Gesellschaft der Maid,
»Mannes Gemeinschaft.
»Hrimgrimnir heisst der Riese, der Dich haben soll,
»Hinterm Totenthor,
»Wo verworfene Knechte in knotige Wurzeln
»Dir Geissenharn giessen.
»Anderer Trank wird Dir nicht eingeschenkt,
»Maid, nach Deinem Willen,
»Maid, nach meinem Willen.
»Ein Thurs schneid ich Dir und drei Stäbe:
»Ohnmacht, Unmut, Ungeduld.
»So schneid' ich es ab, wie ich es einschnitt,
»Wenn es Not thut, so zu thun.«[1])

Ganz ähnlichen Beschwörungen, bei denen jedoch der christliche Teufel in Hinsicht auf das Rächeramt für die

---

[1]) Skirnirs Fahrt. Str. 26—36.

verschmähte oder die verratene Liebe die Hauptrolle spielt, begegnen wir heute noch in Italien.

In der antiken Welt tritt uns als Zauberwerkzeug auch der Kreisel entgegen. So ruft die »Zauberin« des Theokritos[1]) mehrfach:

»Roll', oh Kreisel, und zieh' in das Haus mir wieder den Jüngling![2])«

Weit beliebter sind dagegen zu allen Zeiten die Pflanzen gewesen. Der Apfel, von jeher das Sinnbild der Liebe, spielt in den Sagen aller morgenländischen Völker eine Hauptrolle, und die Hellenen übernahmen ihn ebenfalls in ihre Mythologie. Daneben finden wir sehr häufig die verschiedensten Wurzeln vertreten und zwar nicht etwa, um Zaubertränke oder wirkliche Aphrodisiaca aus ihnen zu gewinnen, sondern um sie als Werkzeuge bei der Beschwörung zu verwenden.

In der R. Veda (X. 145) heisst es:

»Diese Pflanze grabe ich aus, das kräftigste Kraut, durch welches man einen Gatten erlangt und die Nebenbuhlerin verdrängt. Du mit den ausgebreiteten Blättern, heilbringende, kraftreiche, von den Göttern gespendete, blase weit weg meine Nebenbuhlerin, verschaffe mir einen Gatten, der nur mir gehört. Herrlicher bin ich, oh herrliches Gewächs, herrlicher als die Herrlichen. Meine Nebenbuhlerin aber, die soll niedriger sein als die Niedrigen. Nicht nehme ich ihren Namen in den Mund, nicht weile sie gerne bei diesem Stamme. In weite Ferne treiben wir die Nebenbuhlerin. Ich bin überwältigend und Du siegreich. Wir

---

1) Idyllen. II.

2) Welches Symbol in dem Kreisel liegt, geht aus den Worten hervor: . . . »Und wie die eherne Rolle sich umdreht durch Aphrodite, also drehe sich Jener herum nach unserer Pforte.«

beide wollen die Nebenbuhlerin siegreich überwinden. Dir, dem Geliebten legte ich die Siegreiche zur Seite, Dich belegte ich mit der Siegreichen. Mir laufe Dein Streben nach wie die Kuh dem Kalbe und wie das Wasser den abschüssigen Weg entlang eilt.«

Die Verstärkung der Beschwörung tritt einmal, wie hier auch ausdrücklich erwähnt wird, dadurch ein, dass die Liebende den Namen der Nebenbuhlerin nicht nennt — gleichsam um symbolisch seine ewige Auslöschung anzudeuten — dann aber, dass man Pflanzen oder pflanzliche Stoffe den Göttern zum Opfer bringt. Werden diese Dinge verbrannt, so nennt man zugleich den Namen des ungetreuen Geliebten. Symbolisch soll dies die Andeutung sein, er möge sich in Liebe zu der Opfernden verzehren.

So sagt die Simaitha des Theokrit:

»Roll', oh Kreisel, und zieh' in das Haus mir wieder den Jüngling!
»Mehl muss erst in der Flamme verzehrt sein! Thestylis, hurtig,
»Wie sich jetzo das Reis mit lautem Geknatter entzündet,
»Plötzlich sodann aufflammt und selbst nicht Asche zurücklässt,
»Also müsse das Fleisch in der Lohe verstäuben dem Delphis.
»Roll', oh Kreisel, und zieh' in das Haus mir wieder den Jüngling!
»Jetzt mit der Kleie gedampft! — Du Artemis zwängest ja selber
»Drunten im Aïs den eisernen Gott und starrende Felsen . . .«

Horaz hat in seiner »Canidia« eine andere Beschwörungsszene geschildert, die wahrscheinlich von ihm selbst beobachtet wurde und in ihrer realen Scheusslichkeit

der Erfindungsgabe der Hexenrichter alle Ehre gemacht haben würde.

Der Schauplatz der Handlung befindet sich auf dem esquilinischen Hügel, der als Sklaven-Friedhof und als Richtstätte — die Wohnung des Henkers lag in der Nähe des Maetianischen Thores — nicht nur, sondern auch als ein von einer Priapsäule beschützter Ort, so recht zum nächtlichen Treiben der »sagae« (Hexen) geeignet erschien.

Horaz erzählt, wie Canidia[1]) im trüben Scheine des von Wolken bedeckten Mondes, barfüssig, mit aufgelösten Haaren, halbnackt unter dem weiten Mantel mit ihrer Gehilfin, der alten Megäre Sagana herbeieilt; wie sie ein schwarzes Schaf mit den Zähnen zerfleischt, das Blut des Tieres in eine Grube laufen lässt und die zuckenden Fleischteile umherstreut, während sie die Geister um Prophezeiungen anfleht. Darüber verkriechen sich die Schlangen, welche an diesem Orte häufig sind, die herrenlosen Hunde, welche nach stinkender Beute ausspähen, entfliehen, und Priapus selbst erschrickt; der sein Bildnis tragende Feigenbaum berstet. Diesmal fasst tötliche Angst die beiden Weiber, sie entfliehen, wobei Canidia ihr falsches Gebiss, Sagana ihre hochgetürmte blonde Perrücke, ihre Kräuter und Zauberringe verliert.

Aber, in einer anderen Nacht kehren die Beiden zurück. Dieses Mal schreiten sie zu einem furchtbaren Verbrechen. Sagana hat ein gestohlenes Kind in das Massengrab der Sklaven so weit eingescharrt, dass nur das Haupt aus der Erde hervorschaut. Dem unglücklichen Opfer wird ein leckeres Stück Braten zur Qual vorgehalten; es beschwört

[1]) Die »Canidia« soll die treulose Geliebte des Horaz, die Schminkekünstlerin und Fabrikantin von Wohlgerüchen Gratidia gewesen sein, welche den reichen Wüstling Varus dem armen Dichter vorzog.

umsonst die grässlichen Weiber, Mitleid zu haben. Nun verbrennt Canidia in einem mit Zauberformeln besprochenen Feuer die Zweige des auf einem Grabe gewachsenen wilden Feigenbaums, der Trauerweide, die Federn und die Eier eines Kauzes, der vorher mit Krötenblut bespritzt worden, ferner kolchische und iberische Liebeskräuter und Knochen, welche man dem Maule einer verhungernden Hündin entriss. Mit gesträubtem Haar tanzt Sagana um das Feuer und besprengt es mit heiligem Wasser. Canidia ruft dabei: »Oh Varus! Welche Thränen lässt Du fliessen! Doch, unbenannte Philter zwingen Dich, mich aufzusuchen und mir treu zu bleiben. Ich bereite und ich reiche Dir bald einen Trank, der Dich zu mir führt. Eher stürzen Himmel und Erde ein, als dass Du Dich nicht in Liebe zu mir verzehrst, so wie der Bimstein im vulkanischen Feuer.« Das Kind fällt nun in Todeszuckungen, Sagana reisst es aus der Grube, Canidia greift zum Dolche, um dem Opfer in dem Augenblick, da es seinen letzten Seufzer ausstösst, den Bauch aufzuschlitzen. Es gilt nämlich, seine ausgedörrte Leber und das Mark seiner Knochen zu gewinnen. Der Knabe stirbt dann, seine Mörderinnen mit einer furchtbaren Verfluchung bestrafend.

Vielleicht ist dies alles ein dichterisches Phantasiegebilde gewesen; verschiedene ähnliche Ueberlieferungen jedoch, die notorische Grausamkeit der Quiriten und vor allem ihr ausgebildeter Aberglauben [1]), lassen die Annahme zu, dass

[1]) Dass der Aberglauben sehr häufig mit sexuellen Ausschweifungen eng zusammenhängt, lässt sich besonders im römischen Altertum beobachten. Die Ideenverbindung zwischen Aberglauben und Erotik ist wohl verständlich; die Liebenden suchen sich vor dem Neide, die Kuppler, die Vernichter der Unschuld und Keuschheit dagegen vor dem Zorne der himmlischen Mächte zu schützen. — Im alten Rom, der Brutstätte jeglichen

die horazische Schilderung wenigstens nicht vollständig auf Erfindung beruhte.

Unter allen Umständen bildeten solch' fürchterliche Vorgänge gewiss die grosse Ausnahme. Gewöhnlich griff man zu weit unschuldigeren Mitteln.

Aberglaubens, entwickelte sich dieser zu einer wirklichen Wissenschaft (die »Cledonistica«); die erotischen Prophezeiungen gehörten mit zu derselben. Vor allem verbot der das Sexualleben betreffende Aberglauben den Gebrauch von schamlosen Ausdrücken; für diesen Mangel entschädigte man sich reichlich durch die Anwendung von unanständigen Gesten. In der Zeichensprache, auch der obscönen, ist der Römer bekanntlich Meister geblieben bis auf unsere Zeit. Alle mit der Verdauung zusammenhängenden Geräusche und Ausscheidungen des Körpers werden von den lateinischen Autoren umschrieben, aber zugleich als Prophezeiungen bezeichnet; bei den Gastmählern mussten stets Wahrsager anwesend sein, um den Schwelgenden auf der Stelle die gehörigen Aufklärungen zu geben. Das Niesen, dem auch die Hellenen, wie selbst der moderne Mensch, mannigfache und oft abergläubische Beachtung schenkt, stand mit der Erotik in engster Verbindung. »Möchten die Götter mir doch ein siebenmaliges Niesen gewähren«, — ruft Opimius aus, — »ehe ich das Lager meiner Huldin besteige« und Properz erzählt, dass Amor bei der Geburt Cynthias zur glücklichen Vorbedeutung nieste. Das Ohrenklingen scheint, nach einer Andeutung des Catull, als Prophezeiung von untreu gewordener Liebe gegolten zu haben. Ähnlich fasste man ein plötzliches nervöses Zucken, ein im Schlafe vorfallendes Zusammenschrecken auf. Die grösste Beachtung schenkten die Liebenden den Lauten, welche die Lagerstätte hervorbrachte; blieb sie auch bei den heftigsten Bewegungen des Paares stumm, so galt die Liebe für bedroht durch neidische Mächte, krachte das Holz dagegen oder brach das Gerüst gar zusammen, so durfte man sich Glück wünschen. Ebenso musste die Stellung des Lagers im Gemache gehörig gewählt werden, um Unheil von der Liebe abzuwenden. Zischte ferner die Lampe und leuchtete sie für einen Augenblick während der Umarmung auf, so hatte das Paar nichts zu befürchten. Die Freudenmädchen erwürfelten gern ihre Prophezeiungen, sie waren glücklich, wenn sie mit vier Knöcheln vier verschiedene Nummern stürzten, das hiess der »Venuswurf«. Auch die Tiere

Sehr beliebt bei erotischen Beschwörungen waren ferner die Bohnen. Lucian sagt dies begründend: »Erstlich weil sie deutlich die Form der Geschlechtsteile aufweisen, dann weil, wenn Du die Bohnen noch dazu vorsichtig herabnimmst, Du sehen wirst, dass sie durchaus die nämliche natürliche Beschaffenheit der männlichen Glieder haben, endlich weil Du durch sie, wenn Du sie gesotten aufbewahrst, in gewissen Nächten Blut hervorbringen wirst.«

In der Tierwelt sind es der Molch, die Eidechse, der Frosch, die Fledermaus, der Hahn, die Eule, welche vornehmlich eine Rolle bei dem Liebeszauber spielen [1]).

Simaitha zerstampft einen Molch; die süditalienischen Mädchen fangen heute noch Eidechsen — obwohl diese sonst

vermochten zu weissagen, so besonders die Tauben, Sperlinge, Gänse, Rebhühner, die Katzen und die Schildkröten. Von den Früchten bedurfte man vor allem der Nüsse. In den älteren Zeiten knackten Kinder Nüsse auf der Schwelle des Hochzeitsgemachs, angeblich um die Schmerzensschreie der Neuvermählten zu übertönen. (Ähnliche Bedeutung hat ja auch der Lärm, welcher am »Polterabend«, also einstmals in der Hochzeitsnacht durch die Freunde des Hauses vollführt ward; der »Polterabend« selbst wurde dann zum Symbol der verlorenen Jungfräulichkeit.) Dass die Nüsse bei den Römern in späterer Zeit die Virginität versinnbildlichten, verraten verschiedene poetische Andeutungen; so das Epithalam für Manlius und Julia von Catull und der von Virgil in seinen »Bucolica« dem Gatten gespendete Zuruf. Das Würfeln der antiken Liebenden hat sich in unserer Zeit in das Kartenschlagen umgewandelt; die modernen Lenormands weissagen ihren jugendlichen Besucherinnen ja ebenfalls gern eine glückliche und baldige eheliche Verbindung.

[1]) Im Altertum auch die von der Aphrodite geheiligten Tiere: Die Schildkröte, die Taube, der Spatz, die Gans, das Rebhuhn. Daneben auch die Katze, welcher Liebende auf dem Wege zum Stelldichein nicht gern begegneten. Endlich müssen die Hasen und die Böcke erwähnt werden, die ob ihrer animalischen Eigenschaften eine oft geradezu religiöse Bedeutung gewannen.

für unverletzlich gelten, weil sie ja Wasser in's Höllenfeuer tragen — verbrennen und pulvern sie, um mit dem derart erlangten Produkt den Ungetreuen heimlich zu bewerfen. Ein ähnliches Schicksal trifft auch nicht selten den Frosch unter den Händen der Mädchen der romanischen Schweiz.

In der christlichen Welt gelten einige Heilige als ganz besonders wirksame Helfer bei Liebesbeschwörungen, die denn auch an ihren Tagen in den frühen Morgenstunden vollzogen werden; es sind dies St. Johannis, St. Andreas, St. Sylvester. Uralte Erinnerungen sind natürlich hierbei im Spiele und das Gleiche gilt für den Hokuspokus, den die Mädchen in den verschiedensten Gegenden Europas in den Osternächten aufführen.

Das Altertum nahm dagegen die Beschwörungen nur in Mondnächten und an Kreuzwegen vor, als Helferinnen wurden Artemis, Selene und Hekate angerufen; heulten die Hunde bei der Verrichtung, so galt es als ein sicheres Zeichen, dass die Göttin in der Nähe war.

So ruft die Simaitha halb freudig halb erschrocken aus:

»Thestylis, horch, in der Stadt wie heulen die Hunde! Im Dreiweg
Wandelt die Göttin! Geschwind lass tönen das eherne Becken!«

Zur vollendeten Beschwörung gehört es ferner, dass man sich in den Besitz eines Gegenstandes setzt, der dem Geliebten gehört, also symbolisch ihn selbst verkörpert.

In den Hetärengesprächen des Lucian erzählt Bacchis der Melissa: »Von dem Manne, dessen Wiederkehr zu der einst von ihm Geliebten durch die Beschwörung erzwungen werden soll, müssen einige Kleidungsstücke oder Schuhe oder wenigstens einige Haare oder so etwas bei der Hand

sein.« — Melissa meint, sie habe nur ein Paar Pantoffeln von ihrem Charinus zur Verfügung, worauf Bacchis berichtet: »Diese hängt die syrische Zauberin an einen Nagel, beräuchert sie mit Weihrauch, wirft auch etwas Salz ins Feuer und spricht eure Namen, den Deinigen und den seinigen dazu aus. Hernach zieht sie eine Garnspule aus dem Busen hervor und dreht sie herum, indem sie mit unglaublicher Geschwindigkeit allerlei fürchterliche Worte in einer unbekannten Sprache hermurmelt.«

Simaitha erklärt:

»Dieses Stückchen vom Saum hat Delphis am Kleide verloren.
»Schau, ich zerpflück's und werf' es hinein in die gierige Flamme.«

In abgeschwächter Form hat sich das alles bis auf unsere Zeit getreulich erhalten. Der Pole trinkt aus dem Schuh seiner Dame, dabei ihr ein »Lieben wir uns« zurufend. Der noch nicht völlig erhörte Liebende ist glücklich, ein Strumpfband, eine Schleife, eine Haarflechte seiner Holden oder gar ein Stückchen Stoff zu besitzen, das sie auf dem Herzen getragen hat. Brantôme erzählt von den französischen Hofherren seiner Zeit, dass sie neue seidene Strümpfe nicht eher benutzten, als bis ihre Geliebten mehrmals hineingeschlüpft waren. Die Sitte der Minneritter, ein Hemd ihrer Herrin über den Harnisch zu ziehen, wird uns an gelegener Stelle noch beschäftigen.

Als ein unfehlbares Mittel, den ungetreuen Charinus sicher in ihre Fesseln zu schlagen und die Nebenbuhlerin zur Ohnmacht zu verurteilen, empfiehlt Bacchis der Melissa, auf die Fusstapfen der Simmiche zu achten und sowie diese ihren Fuss zurückgezogen, die Spur auszulöschen; so,

dass der rechte Fuss der Melissa auf den linken Stapfen der Simmiche und umgekehrt zu stehen käme. Dazu müsse der Spruch hergesagt werden:

»Nun bin ich über Dir,
»Und Du bist unter mir.«

Genau das gleiche Verfahren beobachten heute noch die Mädchen der romanischen Völker, wovon sich zu überzeugen der Verfasser mehrfach Gelegenheit hatte. Die Symbolik dieses Aberglaubens ist leicht zu verstehen; das Bild der Nebenbuhlerin soll vor der Seele des Geliebten verlöschen. Ursprünglich eben nichts anderes als ein Gleichnis, verwandelte sich dieses nach und nach in ein anerkanntes Geheimmittel. Ganz ähnliche Wandlungen haben überhaupt die verschiedenen Beihilfen der geschilderten Beschwörungsarten im Laufe der Zeiten erlitten.

Den Uebergang von den Beschwörungen zu den »Liebestränken« bilden jene Zaubermittel, die rein körperlich sind.

So heisst es in dem zu Paris aufbewahrten altägyptischen Zauber-Papyrus: »Mein . . . zu legen an den Nabel der N. N., es zu bringen den . . . . der N. N., und dass sie gebe, was in ihrer Hand ist in meine Hand, was in ihrem Mund ist in meinen Mund, was in ihrem Leib ist in meinen Leib, was in ihren weiblichen Gliedern in . . . . Gleich, gleich, augenblicklich, augenblicklich.«

Handelt es sich hierbei aber nicht mehr um einen Wunsch, den der Zauber erst verwirklichen soll? Denn, sofern dem Liebenden die in der Formel angedeuteten intimen Berührungen zu vollziehen möglich sind, so hat er doch jedenfalls sein höchstes Ziel erreicht. Oder, will er sich durch diesen Modus etwa die Liebe seiner Holden

bewahren? Das erscheint uns nach dem Texte ausgeschlossen.

Nach der Ansicht des Volkes üben von den Sekretionen des menschlichen Körpers der Schweiss, ja auch nur sein Geruch, das Ohrenschmalz, das Menstruationsblut in Rücksicht auf den Mann, der Semen virile aber hinsichtlich des Weibes eine unwiderstehliche Wirkung als Liebesmittel aus.

Von König Heinrich III. von Frankreich wird berichtet, er habe sich, erhitzt vom Tanze, der anlässlich der Hochzeit des Prinzen Condé mit Maria von Cleve stattfand, das Antlitz mit einem Tüchlein abgetrocknet, welches die Prinzessin kurz zuvor für den nämlichen Zweck benutzt hatte. Von Stund' an sei der König von einer unwandelbaren heissen Liebe zu der schönen deutschen Fürstentochter befallen worden und bis zu seinem Tode habe diese erotische Neigung angehalten.

Sonderbarerweise wird ganz ähnliches in Bezug auf seinen Nachfolger Heinrich IV. und dessen Geliebte, die ebenso reizende wie intriguante Gabriële d'Estrées, erzählt.

Dr. Zippe giebt (in der »Wiener medic. Wochenschrift« 1879 No. 24) eine Erzählung des Rostocker Professor Most mit folgenden Worten wieder: »Von einem wollüstigen jungen Bauern erfuhr ich, dass er manche keusche Dirne zur Wollust gereizt und seinen Zweck leicht erreicht habe, indem er beim Tanze einige Zeit sein Taschentuch unter den Achseln getragen und der von Schweiss triefenden Tänzerin damit das Gesicht getrocknet hatte.«

Weit grössere Bedeutung für die Erregung der Wollust als die Gerüche, scheinen nach unserem Dafürhalten die akustischen Wirkungen, d. h. die Musik zu besitzen. Ihren Einflüssen vermag sich der grösste Teil der normalen

Menschen, namentlich aber das weibliche Geschlecht nicht zu entziehen. Dass ein Wollustgefühl nicht immer mit aller Prägnanz beim Hören von Musikstücken auftritt, thut nichts zur Sache. Musik und Musik sind bekanntlich zweierlei Dinge. Die Beobachtung hat wohl mancher schon gemacht, dass die »süsse Harmonie der Töne« die sexuelle Unempfindlichkeit des Weibes verhältnismässig leicht überwindet. Hören und sehen wir nicht jeden Augenblick, dass Mädchen und Frauen sich über jeden Anstand hinwegsetzen, wenn ein Virtuos auf dem Klavier oder ein Sänger, ein Geiger im Lande sind? Wissen wir nicht, dass solchen Leuten die höchsten Gunstbezeugungen, welche ein Weib zu vergeben hat, ohne weiteres gewährt, ja, dass sie ihnen in verschämter und unverschämter Form angeboten werden? [1]) Die Huldigung, welche die Männer hervorragenden Sängerinnen und anderen darstellenden Künstlerinnen entgegen bringen, können mit den angedeuteten weiblichen Tollheiten garnicht in Vergleich gezogen werden.

Die antiken Autoren sprachen von der »tönenden Wollust«. [2]) Kulturgeschichtlich können wir auf die erotischen Feste, die Orgien verweisen, welche stets mit musikalischen Vorträgen verbunden waren. Und welcher gesangfertige oder guitarrenkundige Jüngling hat nicht seinem Liebchen ein Ständchen gebracht. In den romanischen Ländern sind die nahen Beziehungen zwischen Musik und Erotik deutlich zu erschauen.

Es giebt keine Liebesreden, sondern Liebeslieder und

[1]) Im Rom der Kaiserzeit bereits kamen anstössige Liebesverhältnisse zwischen vornehmen Damen und musizierenden Histrionen sehr häufig vor.

[1]) Schiller verrät bekanntlich, dass er ähnliche Eindrücke gewann, in seinem Gedicht: »Laura am Klavier«.

wir nennen diese Art der Dichtkunst die Lyrik, weil man einst, die Geliebte besingend die Saiten der Leyer schlug.

Interessant ist es ferner, dass in allen Perioden des sittlichen Niedergangs der verschiedenen zivilisierten Völker, wenn die männliche Effeminatio und ein übertriebener Kultus des Weibes zusammen in die Erscheinung traten, die Musik ihre höchsten Triumphe feierte. So war es im alten Hellas, das den Verlust seiner Selbständigkeit über der Pflege der Tonkunst vergass, so geschah es in der spätrömischen Periode, in dem von Fremden beherrschten Italien, in Frankreich während des XVIII. Jahrhunderts und in dem von welschen Sängerinnen ausgebeuteten Deutschland.

Und zu manchen anderen warnenden Vorzeichen, die auf eine kulturelle Katastrophe hindeuten, tritt für uns Lebende die Beobachtung hinzu, dass eben jetzt wieder die Musik eine ganz ungebührliche Bevorzugung gegenüber den Schwesterkünsten erfährt. Es grassieren die »Klavier-« und die »Singsang-Seuche« in schreckenerregender Weise; die Theater unserer Mittelstädte sind bis auf den letzten Platz gefüllt, wenn eine Oper zur Aufführung gelangt, sie gähnen in langweiliger Leere, so ein klassisches Schauspiel über die Bühne geht; die Virtuosen heimsen goldene Ernten ein, indess die bildenden Künstler mit kärglichen Aufträgen bedacht werden, die Dichter zu ihren Lebzeiten am Hungertuche nagen und nach ihrem Tode höchstens ein papiernes Denkmal erhalten. — — —

Musik und Tanz gehören zusammen! Der Tanz ist, soweit er nicht rein religiösen Zwecken dient, nichts anderes als eine Liebespantomime; noch heute verraten dies die Tänze, welche in orientalischen und südeuropäischen Ländern gebräuchlich sind und teilweise die Bühne selbst ersetzen.

Auch im verstandesnüchternen Norden feiert der Tanz erotische Triumphe, weniger zwar bei den Zuschauern — wenn wir von dem Kunsttanze auf der Bühne absehen wollen — als bei den Ausübenden selbst. Der Ball der vornehmen Gesellschaft, an dem ja auch die Teilnehmerinnen ihre körperlichen Reize so viel es die giltige Moral nur immer zulässt, enthüllen, ist der beliebte Ausgangspunkt von wirklichen und von erdichteten Liebesintriguen. Die Tanzvergnügungen des Volkes aber sind den Vertretern der Kirche ein scharfer Dorn im sittenwächterlichen Auge; gern reden sie in Beziehung auf diese abgeschwächten Orgien von dem Satan, der zwischen den Tanzenden umherstreift. Bekanntlich tanzen auch die Hexen mit dem Höllenfürsten in den Walpurgisnächten auf dem Blocksberge.

Der Zusammenhang zwischen Erotik, Prostitution und Tanzpantomime findet sich besonders im spätrömischen Altertum ausgeprägt; die ältesten Kirchenväter haben ihm bereits die ausführlichsten Betrachtungen gewidmet. Die alten Bacchusfeste, aus denen sich das Lustspiel zunächst entwickelte, verlangten vornehmlich den erotischen Tanz. Bei den grossen Gastmählern des Altertums durfte das Ballet niemals fehlen und die Flötenspielerinnen wie die Tänzerinnen bildeten einen eigenen Stand. Welcher Art die Tänze waren, verrät uns der Kirchenvater Arnobius in seiner gegen die »galanten Leute« gerichteten Schrift, wenn er sagt: »Eine wollustathmende Rotte von Tänzerinnen tritt auf, um unzüchtig umher zu springen. Nach dem Rhythmus ihrer Gesänge drehen sich diese völlig nackten Frauen; sie heben ihre Schenkel und lassen die Hüften, die Lenden und dass Gesäss in rotirender Bewegung erzittern, so dass auch der kälteste Zuschauer von den heftigsten Begierden ergriffen wird.«

Solche Pantomimen erschienen während der römischen Kaiserzeit auch auf den öffentlichen Bühnen, [1]) und diese Schauspiele bildeten das Entzücken des Publikums. So lässt Lucian selbst einen alten Philosophen beim Anblick eines entsprechenden Ballets das greise Haupt wiegen und sich vor Vergnügen blähen; dabei tanzt nicht einmal eine Frau, sondern ein »Effeminatus«, der »in weiblicher Kleidung und unter unzüchtigen Gesängen, alle ausschweifenden Leidenschaften einer Phädra, Parthenopae, Rhodope nachahmt und bei den ersterbenden Klängen der Leyer gestikuliert, während die stampfenden Füsse das Schrittmass zeichnen.« Lucian verteidigt die Tanzkunst. »Diese« — sagt er — »malt uns die Sitten und die Leidenschaften mit lebendigen Farben . . . Der Tanz kennt keine Grenzen; er umfasst Alles, was sich nur irgend darstellen lässt und darum vereinigt solches Schauspiel alle übrigen; Musik, Rhytmus, Gesang und Chor.« Im weiteren zählt er die verschiedenen Arten des Tanzes auf, wie sie zu seiner Zeit

[1]) Übrigens erwähnt auch Xenophon (im »Gastmahl«) derartige Schaustellungen, welche ihre Stoffe der Mythologie entlehnten. So beschreibt er, wie der Syrakusaner ankündigt, dass man die Szene ‚Bacchus und Ariana im Brautgemach', vorführen werde. In der That sieht man Ariana in ihren hochzeitlichen Gewändern wie sie des Gemahls harrt. Bacchus tänzelt, seinen kleinen Rausch andeutend, trällernd in das Gemach, Ariana verkündigt, sitzen bleibend, durch allerlei Gesten ihre Freude. Nun tanzt der Gott ihr entgegen und verrät ihr seine Gefühle; immerhin hält sich das alles in den gemessenen Grenzen der Aesthetik.

In Rom dagegen artete die Pantomime rasch aus. Die Sagen von Pasiphae, Leda, Ixion, die unzähligen der Venus zugeschriebenen Liebesabenteuer wurden mit einer Realität dargestellt, die trotz aller körperlichen Schönheit der Histrionen, abstossend und entsittlichend auf die Zuschauer wirkte.

gebräuchlich waren, ohne jedoch sie weiter zu schildern. [1]) Die Mitglieder des Ballets erfanden wohl auch selbst bestimmte Tänze; diese wurden modisch, wenn ihre Urheber gerade auf den Wogen der Augenblicks-Gunst der Öffentlichkeit einherschwammen. [2])

Nebenbei mag bemerkt werden, dass Bühnentänzerinnen im Altertum weit weniger vorkamen wie heute, obwohl Frauen in den Pantomimen sehr oft auftraten. Zumeist sind dies jedoch hübsche Freudenmädchen gewesen, welche die günstige Gelegenheit, für ihre intimsten körperlichen Reize gehörige Reklame zn machen, nicht ungenutzt vorbeigehen liessen. [3]) Das römische Christentum erzielte in

[1]) So der »Epiphallos«, der »Hedion«, der »Heducamas« (Gesangtanz), die »Brydalica« (Maskentanz), »Strobilos« (der die Kleider aufschürzende Wirbelwind), der »Kidaris« (Huttanz), der »Apokinos« (Bauchtanz), der »Sybaritikos«, der »Mothon« (Sklaventanz), der »Riknoustai« und der »Diariknoustai« (Zittertänze) u. s. w.

[2]) Es sei nur an die vielen anstössigen Beziehungen erinnert, welche vornehme Römerinnen mit Tänzern unterhielten; so die ältere schöne Poppäa mit dem Pantomimen Mnester, der auch der Geliebte der Messalina war, ferner die Kaiserin Domitia mit dem Tänzer Paris, welcher um dieser Leidenschaft willen dem Mordstahle erlag.

[3]) Der byzantinische Geschichtsschreiber Prokop schildert uns eine solche Bühnen-Courtisane mit den Worten »Seit sie mannbar geworden und trotzdem sie von freier Geburt war, strebte sie darnach, in die Schaar jener Frauen, die sich auf der Bühne prostituierten, beizutreten. So wurde sie eine Theaterdirne, wie man sie unter dem Namen ‚Füsslerin' oder ‚Bodenliegerin' kennt, weil dies ein Weib bezeichnet, das ohne Musikinstrumente bei Orgien auftritt oder vielmehr auf dem Boden liegt, um sich dort den wüsten Gesellen preiszugeben Sie verstand weder die Flöte noch die Harfe zu spielen und konnte auch nicht im Ballet tanzen, aber sie verkaufte ihre Person jedem, der darnach begehrte und handelte mit allen Teilen ihres Körpers. Darauf kam sie endlich in die Lage auf der Bühne erscheinen zu können; sie hatte nämlich die Bekanntschaft von

diesen Dingen keine Veränderung. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt uns noch, dass zu seiner Zeit auf dem römischen Theater die »Majuma« genannte Pantomime gegeben ward, in deren Verlauf eine Anzahl weiblicher Histrionen sich entkleideten, um ein Bad zu nehmen. [1])

Bei den germanischen Hochzeiten fehlte der Tanz niemals. Der Tanz ist ja auch das grösste Nationalvergnügen des germanischen Mittelalters und roh genug ging's dabei zu, besonders auf den Bauerntänzen. So heisst es in dem Liede »Der Ring« u. a.:

»die mäczli warent also rüg
und sprung her so gar gefüg,
daz man in oft ich wayss nit wie
hin auf gesach bis an die knie.
Hilden haubtloch was ze weyt,
dar umb ir an derselben zeit
daz tüttel aus dem puosem sprang;
tanczens gyr sey dar zuo twang.
Hüdellein der ward so hayss,
day sey den kittel vor auf rayss
des sach man ir die iren do
und macht vil mängen herczen fro.
seu schreuwen all: sey wil ein man,
sey hat ein maul und har daran.«

Spassmachern und Hanswürsten gemacht und nahm nun teil an deren scenischen Aufführungen, in welchen sie eine Rolle spielte. Sehr oft entkleidete sie sich vor den Zuschauern und verweilte lange, nur mit einem leichten Schleier um die Hüften geschlungen, in der Mitte der Bühne.« Dieser Schleier musste getragen werden, da eine sittenpolizeiliche Vorschrift es bei härtester Strafe verbot, dass völlig nackte Frauen die Orchestra betraten. Wahrscheinlich hat Prokop mit seiner Schilderung die einstige Pantomimin Theodora, die spätere Gemahlin Justinians gemeint.

[1]) Ganz ähnliche Pantomimen waren 1895/96 in Paris und in anderen

Da die Tänze auch bei der städtischen Bevölkerung in die gröbste Unzüchtigkeit sich verwandelten, so schritten die Behörden mit sittenpolizeilichen Verboten ein, während die Kirche durch Kanzelreden und Flugschriften das Ärgernis zu beseitigen dachte. Nützen that das nicht viel; im Gegenteil, es erschollen im XVI. Jahrhundert die herbsten Klagen über das Tanzen, auch die Reformation vermochte nichts dagegen [1]).

Ähnlich wie damals, so ergriff eine mänadenhafte Leidenschaft für das Tanzen die Gesellschaft Frankreichs in dem letzten halben Decennium des vorigen Jahrhunderts; es war die Reaktion der durch die Schreckensherrschaft zurückgedrängten Lebensfreude, welche überschäumte und keine Grenzen mehr kannte.

»Ist diese Tanzwut, die sich Aller bemächtigt, nicht eben so wohl ein Genuss wie eine Qual? Was birgt sich nicht für Schönheit in einem Menuett? meinte Marcel sehr richtig. Aber das gesamte Direktorium walzt. Das kann man nicht mehr Tanzen nennen; das ist kein eleganter, edler Marsch, kein strenger oder angenehmer Schritt mehr, kein züchtiges, graziöses Ballet mit dem liebenswürdigen Wechsel von Bewegungen und abgepassten Stellungen, die dem Auge schmeichelten gleich einer verkörperten

---

Grossstädten auf mancher Bühne zu erschauen. Die Fiction des vom Altertum geforderten Hüftenschleiers wird heute durch das Trikot erneuert. Selbst mytholo sche Darstellungen in der Form von lebenden Bildern kommen zur Aufführung. Die Ästhetik und die Kunst gewinnen freilich eben so wenig bei diesen Schauspielen wie bei der Aufführung von jenen Kunsttänzen, die man als Ballets, Märchen-Pantommen usw. bezeichnet.

[1]) Vergl. Dr. Reinhold Günther: »Weib und Sittlichkeit«. (Carl Duncker, Berlin.) S. 193/194.

Musik. Den enthüllten Tänzerinnen behagt nur ein ausgelassener Tanz und die physische unumschränkte Freiheit. So wie die Frau des Direktoriums den Ehrgeiz verloren hat, nur begehrt sein zu wollen, so spendet sie jetzt mehr wie ein Lächeln, einen Blick und weit mehr als die Hand; sie giebt sich ganz ihrem Tänzer hin. Ein wollüstiges, inniges, weiches Umherwirbeln vereint durch den Rhytmus das Paar auf das engste; Brust an Brust, Lippe an Lippe, in einander verschlungen taumelt es dahin .... Die Mütter fürchten ihren Unwillen zu zeigen, die Ehemänner sorgen ängstlich dafür, keine Eifersucht zu verraten, die Frauen werden zu »drehenden Holzschuhen« (sabots tournants) [1]) und der ganz neuerdings von Deutschland überkommene Walzer, gelangt in diesen Jahren, da Alles erlaubt scheint, zu seiner reizenden und frechen Herrschaft über die entarteten französischen Tanzsäle.« [2])

Auch in unserer Zeit mögen wir ähnlichen Erscheinungen auf öffentlichen Bällen begegnen.

Die Kunsttänze der Bühne [3]) sind ebenfalls als erotische Reizungen anzusehen, so gut wie andere Schaustücke dieser Art. Davon mag der König Ferdinand I. von Neapel sicherlich fest überzeugt gewesen sein, als er den Damen vom Ballet die — wohl unter beichtväterlicher Redaction entstandene — Verordnung zugehen liess, dass an Stelle

[1]) Das Wort entstammt der Gassensprache und bedeutet soviel wie Tanzdirne.

[2]) Edmond et Jules de Goncourt: »Histoire de la Société Française pendant le Directoire. p. 172/173.

[3]) Man denke auch an die Beziehungen, welche, im allgemeinen gesprochen, zwischen den Tanzkünstlerinnen und der Erotik bestehen. In Wien soll zwar soeben (1899) ein „Tugendbund" unter den Balleteusen gegründet worden sein.

der fleischfarbenen Trikots zukünftig lediglich grüne getragen werden dürften [1]) — — — — —

Nach dieser langen Abschweifung sei es gestattet, wieder zum Hauptthema zurück zu kehren.

Wenn wir dem Worte eines die bekannte Clara Ward, ehemalige Prinzessin Chimay, »interviewenden« Tagesschriftstellers glauben wollen, so gestand ihm besagte nervöse Frau, ihre ausserordentliche Neigung zu Rigo fände die Ursache in dem eigenartigen Schweissgeruche, den der Körper des Zigeuner-Musikers ausströmt.

Wem fällt bei diesen Dingen nicht die einst so viel besprochene und nun längst schon ad acta gelegte Jägersche Duft-Theorie ein?

Jäger meint, dass in der sexuellen Umarmung die »Cerebraldüfte« besonders leicht am Halse zu riechen seien, wesswegen sich auch Liebende gerne am Halse küssen. Übrigens beissen stark sinnliche Frauen im Augenblick der höchsten Lust den Geliebten gar nicht selten in den Hals.

Darwin weist ebenfalls »auf die engen Beziehungen hin, welche zwischen dem Geruch und der Liebe, zwischen den riechenden Molekülen und den Geheimnissen der Fortpflanzung bestehen.« Wir schenken ja auch der Geliebten vorzugsweise Blumen und die Poëten wünschen das hochzeitliche Lager aus Rosen gewirkt. Die Freudenmädchen parfümieren sich, ihre Gewänder und ihre Betten über alles Mass hinaus und zwar gewöhnlich mit Moschus, Patschouli und dergleichen starken Essenzen mehr, weil sie sehr gut wissen, dass diese die Nerven vieler ihrer Besucher kräftig erregen. Solche Bräuche sind den Prosti-

[1]) Das bezügliche Dekret datiert vom 27. Oktober 1849. „Desinit in piscem mulier formosa superne", sagt Pater Pantaleone.

tuierten von Alters her überliefert worden. Sagt doch bereits die Buhlerin im 7. Kapitel (Vers 17) der Sprüche Salomonis: »Ich habe mein Lager mit Myrrhen, Aloë und Cinnamen besprenget.«

Auch vom Cardinal Richelieu wird erwähnt, dass er die geschlechtliche Erregung nur durch Anwendung starker Parfums gewann. Nicht umsonst ist das Morgenland die Heimat aller feinen Blütendüfte und gehören diese zu den notwendigsten Gebrauchsartikeln in den Harems.

So mag noch erwähnt werden, dass mehrfach von Physiologen festgestellt worden ist, dass der Mangel an Riechnerven mit der Verkümmerung der Testikeln zusammen vorkommt. Auch haben einzelne Tiere (wie der Biber, die Zibethkatze, das Moschustier) an ihren Geschlechtsteilen Drüsen, welche scharfriechende Stoffe absondern.

Ob jedoch der normale Mensch durch Gerüche sexuell beeinflusst wird, darf immerhin bezweifelt werden.

In den Verordnungen über die Kirchenbussen, welche Bischof Burchard von Worms erliess, finden sich zwei Stellen, die deutlich bewiesen, dass die Verwendung von Menstruationsblut und anderen Unsauberkeiten zu erotischen Zaubermitteln damals öfters auch in Deutschland vorkam.

Der fromme Kirchenfürst sagt nämlich: »Hast Du gethan, was einzelne Frauen zu thun pflegen? Sie bewahren ihr Menstruationsblut auf, mischen es in Speise und Trank und reichen es ihren Männern und geben es ihnen zu essen oder zu trinken damit sie mehr von ihnen geliebt werden. Hast Du dies gethan, so mögest Du während fünf Jahren an den gesetzlichen Feiertagen Busse thun.«

Und ferner:

»Hast Du gethan, was einzelne Frauen zu thun pflegen?

Sie werfen sich auf das Antlitz und mit entblössten Hinterbacken pflegen sie in der Kerbe Brot zu zerreiben, das sie dann den Gatten zu essen geben. Dies thun sie um die Liebe Jener mehr anzufachen. Solltest Du das gethan haben, so musst Du während sieben Jahren an den gesetzlichen Feiertagen büssen. Hast Du gethan, was einzelne Frauen zu thun pflegen? Sie nehmen einen lebendigen Fisch und legen ihn in ihre Nachgeburt bis er dort stirbt, darauf kochen oder braten sie den Fisch und geben ihn ihren Gatten zu essen. Das thun sie um die Liebe Jener mehr anzufachen. Wenn Du das thatest, so mögest Du zwei Jahre an den gesetzlichen Feiertagen büssen.«

Unter den Prostituierten, wenigstens in den romanischen Ländern herrscht vielfach der Aberglaube, dass das von ihnen verschlungene Semen virile des Geliebten diesen zwinge, ihnen anhänglich zu bleiben.

Im Volke geht die Meinung auch wohl dahin, dass Zucker, der mit dem Schweisse der liebenden Person getränkt wird, oder die verbrannten Haare aus der Achselhöhle oder gar Muskatnussstücke und Pfefferkörner, welche den Verdauungskanal passierten, unwiderstehliche Aphrodisiaca seien.

Bei den Germanen galt dafür, dass ein Trunk Honigwein, den Zaubersprüche, Runen oder Lieder gesegnet hätten und den die beiden Liebenden genössen, sie unauflöslich an einander kette. In der christlichen Zeit verwandelte sich das in die Hostie, über der fünf Messen gelesen worden waren, und welche die Parteien mit einander teilten, um je eine Hälfte zu geniessen. Wir haben die schwache Erinnerung an derartige Vorgänge in dem Brauche bewahrt, den Liebende ja nicht selten beobachten, indem

sie zusammen ein sogenanntes »Vielliebchen« geniessen. Freilich mag der in einer Schale geborgene Doppelkern auch als das Symbol der treuen Liebe gelten.

Der Becher mit Honigwein gehörte übrigens schon im Altertum zu den notwendigen Werkzeugen eines mittelst Beschwörung zu bewirkenden Liebeszaubers. So erzählt Bacchis der Melissa, dass die syrische Sibylle einen Becher mit Honigwein vor Beginn der Arbeit leeren müsse. Simaitha sprengt dreimal von dem mitgebrachten Tranke ins Feuer und verrät uns dabei, was die symbolische Handlung bedeuten soll, indem sie sagt:

»Mag ein Mädchen ihm jetzt, ein Jüngling ihm liegen zur Seite,
»Plötzlich ergreife Vergessenheit ihn: wie sie sagen, dass Theseus
»Einst in Dia vergass Ariadne, die reizendgelockte.«

Sehr gebräuchlich ist es bei derartigen Beschwörungen auszuspeien. Eukolp[1]) berichtet zum Beispiel über seine Erlebnisse mit der Zauberin:

»Während sie dies sprach, zog das alte Weib eine Binde, von verschiedenen Fäden gewebt, aus dem Busen und wickelte sie um meinen Nacken. Dann nahm sie Sand, vermischte ihn mit Speichel und beschmierte damit meine Stirne, so ungern ich es auch duldete. Nach dieser Zauberei befahl sie mir dreimal auszuspeien und drei Steine in den Busen zu schieben, welche sie bezaubert und in Purpur gewickelt hatte.«

Die Amulette spielten von jeher bei derlei Dingen ihre Rolle. Im römischen Altertum trugen, dem rein sinnlichen Charakter ihrer Liebe entsprechend, die römischen

[1]) In des Petronius Liber Satirikon.

Damen mehr oder minder kostbare Phallen, deren Gestalten freilich auch bei den verschiedensten Gegenständen, welche das Kunstgewerbe lieferte, Verwendung fanden.

Wachsbilder des Geliebten wurden in der Lohe des Zauberfeuers geopfert; die symbolische Andeutung, dass er sich in glühender Liebe verzehren solle.

So ruft denn auch Simaitha:

»Wie ich schmelze dies wächserne Bild mit Hilfe der Gottheit,
»Also schmelze vor Liebe sogleich der Myndier Delphis.«

Aus einem Gedichte, das anscheinend von einem fahrenden Schüler herstammt und von Jakob Grimm aufgefunden wurde, stammt die Stelle:

»Mit wunderlichen sachen
»lêr ich sie dene machen
»von wahs einen kobolt
»wil si, daz er ihr werde holt
»und töufez in den brunnen
»und leg in an di sunnen.«

Der antike Aberglauben ist demnach auch hier wieder ins Christliche verwandelt; es genügt nun nicht mehr, nur das Bild des Geliebten am Feuer oder an der Sonne zu schmelzen, sondern es muss vorher getauft werden.

Eine Beschwörungsszene, bei der der »Atzmann«, das ist die wächserne Nachbildung (der »kobolt«) des Geliebten am Feuer »gebäht« anstatt in der Sonne »versengt« wird, findet sich dargestellt auf einem kleinen Gemälde eines unbekannten flandrischen Meisters, welches das städtische Museum zu Leipzig bewahrt [1]).

[1]) No. 509. Ein Vermächtnis der Frau A. von Ritzenberg. Näheres darüber von W. Lübke in v. Lützow's Zeitschrift für die bildende Kunst. 1862. Heft XII. S. 379. Das Gemälde stammt aus der Mitte des XV. Jahrhunderts.

Inmitten eines reich im Geschmacke des XV. Jahrhunderts ausgestatteten Zimmers, vor einem Kamine, steht eine ersichtlich vornehme Dame. Sie ist völlig entkleidet, nur die Füsse stecken in Schnabelschuhen und um die Hüften schlingt sich ein durchsichtiger Florstreifen[1]). Neben der Dame ruht auf einem Kissen ein kleiner Hund, also das dem Mittelalter allgemein gebräuchliche Symbol der Treue. Durch die halb geöffnete Thüre im Hintergrunde späht ein Jüngling in das Zimmer. Es ist jedenfalls der Liebhaber, um dessentwillen die Beschwörung vollzogen wird. Denn die nackte Schöne hält in ihrer Rechten Feuerstein und Schwamm, in ihrer Linken den Stahl, mit dem sie aus dem Feuersteine Funken schlägt. Zur Seite der Figur erblicken wir eine Truhe, die mit geöffnetem Deckel auf einem Schemel steht. Die Funken und die glimmenden Schwammteilchen fallen auf ein Wachsherz, das in der Truhe liegt und den »Atzmann« darstellt. Auch die Taufe des »kobolts« ist angedeutet.

Eine weitere Erinnerung an diesen Brauch bilden die Votivherzen aus Wachs und edlem Metall, denen wir in allen Wallfahrtskirchen begegnen, wo sie der christianisierten Aphrodite, der heiligen Jungfrau von ebenso gläubigen wie unglücklich verliebten Leuten zum Opfer gebracht werden.

Die aus allerlei Stoffen zusammengebrauten »Liebestränke«, von denen Zachias sehr richtig bemerkt, dass sie »den Menschen unglücklich und wahnsinnig machen«[2]), sind zumeist höllische Aphrodisiaca.

---

[1]) Schön ist die Blondine übrigens nicht. Ihr in die Länge gestreckter Rumpf ist hässlich gebaut und ruht auf dünnen kurzen Beinen. Das Antlitz weist nichtssagende plumpe Züge auf.

[2]) »Pocula amatoria hominem infatuunt et insaniam pariunt, ut non-

Das Justinianische Gesetzbuch bedrohte denn auch die »gewerbsmässige« Abgabe von Liebestränken mit den Worten: »Die, welche Abortivmittel oder Liebestränke verkaufen, auch wenn sie dadurch keinen Schaden anrichten, so doch desswegen, weil sie ein schlechtes Beispiel geben, sollen verbannt werden; die Niedriggeborenen in die Metallwerke, die Vornehmen nach Einziehung eines Teils ihres Besitzes auf die Insel. Geschieht es, dass durch ihr Thun ein Weib oder ein Mann umkommt, so sollen sie den Tod erleiden.«

Genützt haben diese und alle ähnlichen Anordnungen nichts oder doch nur sehr wenig. Noch im Jahre 1859

---

nullam animalium cerebra et solamum furiosum.« Berüchtigte Zauberinnen und Verfertigerinnen von Liebestränken (Philter) waren in Hellas die thessalischen Weiber. Sie sind mit den nämlichen magischen Kräften begabt wie die christlichen Hexen. In den »Hetärengesprächen« werden die Thessalierinnen mehrfach erwähnt. Thaïs schreibt den Verlust ihres Geliebten den Philtern zu, welche die Mutter ihrer Nebenbuhlerin zu bereiten weiss. ‚Sie kennt — sagt sie — alle Geheimnisse und Zaubermittel von ganz Thessalien. Wenn sie es befiehlt, stürzt der Mond vom Himmel. Auch sah man sie nächtlicher Weile durch die Luft fliegen.' — Als Gegenmittel für die Wirkung der Philter galt (nach Dioskorides) die gestampfte Cyclamenwurzel. Man war sich der durch die Aphrodisiaca drohenden physischen Vergiftung sehr wohl bewusst, wie viele Stellen in den Schriften der Dichter und Prosaiker darthun; so schrieb man den Wahnsinn der Mänaden und Korybanten gewiss nicht mit Unrecht der Wirkung von furchtbaren Stimulantien zu. Manchmal scheinen die hellenischen Liebestränke lediglich harmlose — Schlafmittel gewesen zu sein. Wenigstens schreibt Megaris an Bacchis (in den Briefen des Alkiphron) einmal von der neuvermählten Philumene, welche ihren Mann hintergeht und an einer Orgie teilnimmt: ‚Sie hat das Geheimnis entdeckt ohne Sorgen hierher zu kommen; sie versenkt nämlich ihren teuren Gatten in den festesten Schlaf, indem sie ihm einen Philter als Nachttrunk reicht'.

machte eine Frau zu Berlin ausgezeichnete Geschäfte mit »Liebestränken«. Die bekannt gewordene Zusammensetzung dieser aus teils ekelhaften, teils stimulierenden Stoffen bestehenden Aphrodisiaca geschah nach einer alten Vorschrift. Sicherlich haben diejenigen, welche das höllische Gebräu genossen, schädliche Wirkungen an ihrem Geist wie an ihrem Körper verspürt.

Mit der poetischen Freiheit, welche dem Dichter zusteht, berichtet dagegen Gottfried von Strassburg über den Trank der Minne:

»Die Königin bereitete
»Ihr Weisheit gemäss
»In einem Glassgefäss
»Einen Trank der Minne.
»Der mit so feinem Sinne
»War ersonnen und erdacht
»Und mit solcher Kraft vollbracht,
»Wer davon trank, den Durst zu stillen
»Mit einem Andern, wider Willen
»Musst er ihn minnen und meinen,
»Und jeder ihn, nur ihn den Einen.
»Ihnen war ein Tod, ein Leben,
»Eine Lust, ein Leid gegeben.
»Sobald den Trunk die Magd, der Mann
»Isot gekostet und Tristan,
»Hat Minne schon sich eingestellt.
»Sie, die zu schaffen macht der Welt,
»Die nach allen Herzen pflegt zu stellen,
»Und liess, von beiden ungesehen,
»Schon ihre Siegesfahne wehen:
»Sie zog sie ohne Widerstreit

»Unter ihre Macht und Herrlichkeit.
»Da wurden eins und einerlei,
»Die zwiefalt waren erst und zwei:
»Nicht mehr entzweit war jetzt ihr Sinn,
»Isoldens Hass war ganz dahin.
»Die Sühnerin, Frau Minne,
»Hatte Beider Sinne
»Von Hass so ganz gereinigt
»In Liebe so geeinigt.
»Dass eine so lauter und so klar
»Dem andern wie ein Spiegel war.
»Sie hatten Beide nur ein Herz:
»Sein Verdruss schuf ihr den höchsten Schmerz,
»Ihr Schmerz verdross ihn mächtig.
»Sie waren Beid einträchtig,
»In der Freude wie im Leide,
»Und hehlten sich's doch Beide.
»Das kam von Scham und Zweifel her:
»Sie schämte sich, so that auch er;
»Sie zweifelt an ihm, er an ihr.
»Wie Beide blind auch vor Begier
»Sich einem Wunsche möchten nahn,
»Zu schwer doch kam er ihnen an
»Zu beginnen, anzufangen:
»Das barg ihr Wünschen und Verlangen — —

Wie man aus der Schilderung deutlich ersieht, wirkt der Liebestrank vorerst nur auf die Seele der Beiden. Das Altertum verlangte jedoch von einem »poculum amatorium«, dass er als augenblickliches Stimulans sich bewähre.

So ladet zum Beispiel Apulejus die reiche Pudentilla zum Genusse eines aus Spargel, Krebsschwänzen, Fischlaich,

Traubenblut und der Zunge des fabelhaften Vogels Jyop zusammengesetzten Gerichtes ein und gewinnt dadurch ihre Gunst.

Moderne Lebemänner wissen sehr gut, dass die Heldinnen und Huldinnen der Bretterwelt für Soupers schwärmen, bei denen Caviar, Austern, Spargeln, Krebssuppe und feines Geflügel mit reichlichen Dosen Champagner vereint werden.

Eukolp, der an Impotenz leidet, erzählt uns eine Manipulation, — welche seitdem bei seinen Leidensgefährten in hohem Ansehen geblieben ist — die die Zauberin an ihm vornimmt mit den Worten: »Zugleich brachte sie einen ledernen Priap hervor und wälzte ihn in einem Gemisch von Oel, Pfefferpulver und Brennesselpulver umher. Dann schob sie ihn mir langsam in den Unterleib. Mit der nämlichen Mischung bestrich auch das fühllose Weib meine Schenkel. Darauf mischte sie den Saft der Gartenkresse mit Stabwurz und begoss mit diesem meinen Unterleib, wonach sie einen Büschel frischer Brennesseln ergriff und anfing, ganz langsam alle Teile unterhalb des Nabels zu peitschen.«

Als Aphrodisiacum ward im Altertum hochgeschätzt der Absud von dem Kraute, welches die Römer Priapiscum oder Testiculum lepotinum nannten. Plinius behauptet, dass Mädchen welche die Knollen dieser Pflanze in der Hand erwärmen, der Nymphomanie verfallen. Uralte und immer wieder benutzte, aber glücklicherweise recht unschuldige Stimulantien sind die Essenz aus Selleriewurzeln, die Zwiebel und — die Purpurschnecke. Seit dem XVI. Jahrhundert trat die Cantharide hinzu, die freilich auch dem Altertum schon bekannt gewesen zu sein scheint[1]).

---

[1]) Es mag erwähnt werden, dass der berüchtigte Wüstling Marquis

Dass derartige Mittel einen Handelsartikel bilden, dess sind die Anzeigenteile unserer gelesensten Zeitungen die besten Zeugen.

Schon im Mittelalter erhoben die Volksprediger ihre warnenden Stimmen gegen die Liebestränke. So ruft der Bruder Berthold einmal aus: »Pfui, glaubst Du, dass Du einem Manne sein Herz aus dem Leib nehmen und ihm Stroh dafür hineinstossen kannst?« Ein andermal erklärt er: »Es gehen manche mit bösem Zauberwerk um, dass sie wähnen, eines Bauern Sohn oder einen Knecht zu bezaubern. Pfui, Du rechte Thörin! Warum bezauberst Du nicht einen Grafen oder einen König? Dann würdest Du ja eine Königin werden.«

Genützt hat auch das nichts; denn der Aberglauben währet ewiglich! —[1])

Weniger zahlreich wie die Mittel, deren sich die Menschheit bedient, um die Liebe auf übernatürliche Weise

---

de Sade einst ein Diner in Marseille gab und die zum Nachtisch aufgetragene Vanille mit Canthariden würzte. Die Eingeladenen beiderlei Geschechts wurden derart sexuell gereizt, dass sie alle Scham bei Seite setzten, um ihrem Drange Genüge zu leisten. Fünf Personen sollen infolge dieser Exzesse gestorben sein!

[1]) In einer in den breiten Volksschichten Norddeutschlands vielgelesenen Berliner Tageszeitung finden wir (Ende 1898) eine Anzeige. Sie besteht aus einer kleinen Teufelsfigur (!) und aus folgendem Texte: »Zauber und Liebe. Lehrbuch der geh. Künste, Liebe einzuflössen, zu erhalten oder zu vernichten, durch geheime Wunderkräfte aller Art, Faustulus. Pr. M. 1,85 à Brief 1,95 u. s. w.« Folgt der Name einer Leipziger Verlagsbuchhandlung.

Kommentar vollständig überflüssig. Aber, es wäre interessant zu wissen, wer derartige Litteratur kauft. Dass es ihr nicht an Absatz mangelt, darf wohl angenommen werden.

zu erregen oder sie zu erhalten, sind jene, die von einer unbequemen Neigung befreien sollen. Das drastischste in dieser Art empfiehlt des jocosen Paulini »Heylsame Dreckapotheke«: »Wenn ein böses Weibsbild — heisst es dort — einem etwas sie zu lieben beygebracht hat, der befleisse sich nur, von ihrem Koth etwas zu bekommen, und lege es in seinen Schuh. Sobald der Koth erwarmet, und ihme der Gestanck unter die Nasen gehet, so wird er einen Abscheu von ihr tragen.«

Eine kleine Anekdote, die zu unserem Thema passt, erzählt Elisabeth Charlotte von Orléans in einem vom 29. Mai 1718 datierenden Briefe der Raugräfin Luise.

» . . . die La force ist gar Eine romanesquise humel sonsten würde sie sich nicht In die berenhaudt geneht haben sie hatt Viel avanturen gehabt Man will sie Ein wenig Vor Eine hexsen halten, aber dass glaube Ich nicht jedoch so hatt mir Einer Vom hauss mally so mein gutter freündt aber schon lengst todt ist Verzehlt dass Er schir Vor lib Vor sie gestorben were undt ohne sie nicht leben können undt wolte sie mitt aller gewalt heürahten weillen sie aber In keine gar gutten ruff war undt aucht bitte arm wolte sein vatter den heüraht nicht Erlauben, badt derowegen Mons le prince so sein Verwandter ist gewesen Ihm Zu Zusprechen, Man führte Ihn nach chantilly wo das gantze hauss de Condé und Conti Ihm zu sprachen seinen Vatter Zu gehorchen man konnte aber nichts gewinen nesle blieb fest drauff Er wolte la force heürahten, wie man Ihn ferner plagte lieff Er wie Verzweiffelt In den gartten undt wolte sich Erdrencken wie Er aber seine veste auffriss umb sich Nackend Ins Wasser Zu sprengen Zeriss Er Ein bandt woran Etwas hing so Ihm la force Vor die ge-

sundheit gegeben undt woll recomandirt hatte Nie Von sich Zu thun so baldt aber dass bandt mitt dem Seckelgen Von sein halss war fundt Er sich gantz andertst undt ohne lieb mehr vor la force ging derowegen Zu Mons le prince undt sagte wass Jhm begegnet were undt dass Er Verhext müste gewesen sein, Ich habe Ihn offt mitt der historie aussgelacht . . . .«

Wir denken, auch wir dürfen in das Lachen der Lieselotte über diesen amulettragenden Ritter von der traurigen Gestalt einstimmen, den der Anblick des kalten Wassers zum Glück für das schöne Fräulein von La Force — dem wir weiterhin noch in einer anmutig-lustigen »Historie« begegnen werden — so gründlich »enthexte«.

Aber die folgende Betrachtung dürfte uns zeigen, wie schrecklich oft genug der wahnsinnige Aberglaube gegen die Hexen wütete und wie gerade die Meinung, welche der Menschheit über die Liebeszauberei innewohnt, das von Eroten durchschwärmte Paradies in eine von Dämonen beherrschte irdische Hölle verwandelte.

* * *

In dem nämlichen Augenblicke, da das Christentum durch den Entschluss des Cäsars Konstantin die thatsächliche Anerkennung im Staate erlangte, begannen auch die Verfolgungen aller derjenigen, welche glaubten, der Heilslehren der Kirche nicht zu bedürfen. Zugleich kam die Lehre auf, dass die »Heiden« unter der Herrschaft des Teufels ständen. Der heilige Augustin verstieg sich sogar zu der (man möchte sagen, den Jesuiten vorgeahnten) Behauptung: Die heidnischen Tugenden seien nur glänzende

Laster. Im weiteren mussten logischerweise alle »bösen Begierden«, zu denen das die Askese predigende Christentum vor allem die sexuellen Beziehungen der Geschlechter zählte, dem Teufel und seinen Eingebungen zugeschrieben werden.

Der Canon Episcopi entstammt wahrscheinlich dem IV. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, demnach einer Epoche, wo die Nazarener immer noch die Minderzahl unter der römischen Bürgerschaft bildeten. Trotzdem ist er vom Geiste der Verfolgung diktiert, welcher fast alle Handlungen der Kirche beseelt. Schon spricht er von Zauberern und Hexen und erklärt: »Die Bischöfe und ihre Beigeordneten sollen mit allem Fleisse dahin arbeiten, die verderblichste, vom Teufel erfundene Magie oder Zauberkunst in ihren Sprengeln mit Stumpf und Stiel auszutilgen und wenn sie ein Weib oder einen Mann darin finden, die solchem Laster ergeben sind, so sollen sie sie austreiben.«

Man bemerke: Das Altertum glaubte an die Zauberei und fürchtete deren Werke, aber sie masste sich niemals das Recht an, von Amtswegen dagegen einzuschreiten. Sofern nicht gerade ein Mord an einer freien Person durch die Sibyllen vollzogen wurde, so galt ihr nächtliches Treiben auf den Kreuzwegen gewissermassen als ein Privatvergnügen, das zu stören die Staatsbehörde nicht befugt erschien.

Wir sahen auch, dass es vornehmlich das weibliche Geschlecht war, welches sich mit Beschwörungen und Hokuspokus abgab. Das könnte zu der Annahme verführen, der Canon, welcher den Bischöfen erst das Weib und dann den Mann nennt, habe nichts anderes als die bezeichnete Thatsache im Auge gehabt. In Wahrheit

jedoch bleibt das Weib den Verfassern des Canon von vorn herein das verdächtigste Geschöpf, weil sie in ihm, getreu dem morgenländischen Ursprung ihrer Religion das »Gefäss der Sünde« erschauen.

Im Canon haben wir denn auch schon die deutliche Beschreibung der Nächte auf dem Blocksberge, welche nachmals in den Hexenprozessen eine so grosse Bedeutung gewannen.

»Denn,«, sagt der Canon, »auch das darf nicht ausser Acht bleiben, dass die lasterhaftesten Weiber sich an den Satan mit ihren Bitten wenden und durch seine Täuschungen und Vorspiegelungen verführt, glauben und bekennen, wie sie des Nachts mit der Diana, der heidnischen Göttin, oder der Herodias, im Gefolge einer ungeheuren Schaar anderer Frauen, auf gewissen Tieren reiten und in nächtlicher Stille weit ausgedehnte Landstriche durchziehen; dem Befehle derselben als ihrer Herrin dabei in allem gehorchend und in bestimmten Nächten zu ihrem Dienste aufgerufen werden.«

Die Erzählungen von den Asketen, welche ihr Büsserleben in den afrikanischen Wüsten verbrachten, sind voll der Versuchung, mit denen sie der Teufel quält, indem er ihnen in der Gestalt eines üppig schönen, reich geschmückten Mädchens erscheint, das sich unter wollüstigen Geberden vor den schmutzigen Heiligen entkleidet, um deren Keuschheitsgelübde durch ein verführerisches Benehmen zu untergraben. Andererseits gab sich die Kirche Mühe, den Volksglauben vom Teufel nach ihrer Weise zu nutzen, indem sie ausdrücklich erklärte, dass nur der engste Anschluss an die von den Priestern vorgetragene Lehre die Menschheit aus den Klauen des

Satans befreien könne. Jede abweichende Meinung wurde kurzer Hand als Ketzerei und Teufelsdienst bezeichnet und da sich, infolge der unleidlichen kirchlichen Bedrückung, des steten Anwachsens ihrer weltlichen Macht und nicht zuletzt wegen der in den Kreisen der Geistlichkeit wuchernden Sittenlosigkeit, die Zahl jener täglich mehrte, welche gegen alle diese Erscheinungen auftraten, so musste das unwissende Volk notwendiger Weise in dem Aberglauben bestärkt werden, dass der Teufel immer mächtiger sich zeige.

Der Zauberglauben ist so alt wie die Menschheit und wird schwerlich vor ihr gänzlich aussterben. Die Griechen waren in ihm ebenso befangen[1]) wie die Römer. Kirke verfügte über Zaubertränke und einen Zauberstab, das tagscheue Treiben thessalischer Weiber, welche durch Salben den Menschen in ein Thier oder einen Stein verwandeln können, gleicht den mittelalterlichen Hexereien. In Rom blüte das Geschäft der Weissager und der italische Bauer glaubte an Zaubersprüche, welche Unfruchtbarkeit des Feldes oder zerstörende Naturereignisse herbeiführen könnten. Die Strigen, Lamien und Empusen erschienen den Quiriten als boshafte Zauberinnen, welche menschliche Körper aussaugten, sich beliebige Gestalten gaben und Ausschweifungen liebten. Selbst Cicero hielt den Blick der mit doppelter Pupille begabten Weiber für gefährlich und seine Zeitgenossen meinten, es sei wohl möglich, den Tod eines Feindes herbei zu führen,

[1]) So klagte selbst Demosthenes eine alte Buhlerin und Priesterin der Aphrodite, die Theokris, an, sie habe Zaubermittel bereitet und den Sklaven geraten, ihre Herren zu betrügen, sowie ihnen die Mittel zur Flucht gewährt. Theokris ward zum Tode verurteilt und musste den Schierlingsbecher leeren.

wenn dessen Bildnis oder eine Platte durchbohrt werde, die den betreffenden Namen trage.

Eine der pseudoepigraphischen Schriften des alten Testamentes, das Buch Henoch erklärt deutlich, dass die gefallenen Engel, also die Teufel, in einen Liebesverkehr mit den menschlichen Weibern traten und dann den Sterblichen neben nützlichen Gegenständen auch die Zauberei schenkten. Die Kabbalisten leiteten später ihre Pseudowissenschaft ebenfalls von diesen Geschehnissen ab und es bleibt wohl nicht daran zu zweifeln, dass die Kirche in der Beschreibung, welche das Buch Henoch giebt, eine Bestätigung ihres Hexenglaubens fand.

Die betreffende Stelle (Kap. 7 und 8) lautet:

»Es ergab sich in diesen Tagen, als die Menschen sich vermehrt hatten, dass herrliche und schöne Töchter ihnen geboren wurden. Und da die Engel, die Söhne des Himmels, diese sahen, entbrannten sie in Liebe zu ihnen und sagten: Kommt, lasst uns Weiber wählen unter den Nachkommen der Menschen und mit ihnen Kinder zeugen. Da sprach Samjaza, ihr Anführer: Ich befürchte, dass ihr euch von diesem Unternehmen abschrecken lasst und ich allein für ein so schweres Verbrechen leiden muss. Aber sie erwiderten und sprachen: Wir schwören alle und verpflichten uns durch gegenseitige Eide, unseren Vorsatz nicht zu ändern, sondern unser Vorhaben auszuführen, Da schworen sie alle unter einander und verpflichteten sich durch gegenseitige Eide. Ihre Zahl betrug zweihundert, die hinabstiegen auf Ardis, den Gipfel des Berges Armon[1]). Da nahmen sie Weiber, ein jeder wählte für sich; sie näherten sich ihnen und

[1]) Also auch hier eine Art von Blocksberg.

wohnten bei ihnen und lehrten sie Zauberei, Beschwörungen und Anwendung von Wurzeln und Bäumen. Ausserdem lehrte Azaziel (einer der Anführer der Engelschaar) die Menschen, Schwerter und Messer, Schilde und Brustharnische zu machen, die Anfertigung von Spiegeln, Armbändern und Schmuck, den Gebrauch von Schminke, die Verschönerung der Augenbrauen, den Gebrauch von Steinen jeder kostbaren und auserwählten Art und Farbe, so dass die Welt ganz verändert wurde. Gottlosigkeit nahm zu, Hurerei breitete sich aus, und sie sündigten und verdarben alle auf ihrem Wege. Amazarek lehrte alle Zauberei und den Gebrauch von Wurzeln; Armers lehrte das Lösen des Zaubers; Barkajal die Beobachtung der Sterne; Akibeel die Zeichen; Tamiel lehrte Astrologie und Asaradel lehrte die Bewegung des Mondes. . . .«

Das sind nun eben alles Dinge, welche der Kirche verdächtig, also von teuflischer Herkunft sind, und da die Frauen in engster Verbindung mit den Lehrmeistern dieser bösen Wissenschaften stehen und überdies für die menschliche Justiz eben so erreichbar wie es ihre Gatten nicht sind, so haben sie und ihre Schülerinnen, d. h. alle weiblichen Personen, die grausamste Verfolgung zu gewärtigen.

In der germanischen Welt finden wir Freya, die das Wetter macht und irdische Zauberinnen, die sich eine Tiergestalt geben, sich beispielsweise in Kröten verwandeln. Weise Frauen übten neben den Voraussagungen das Beschwören, Besprechen, Besingen, Verfluchen und Segnen aus. Der Kessel, welcher beim christlichen Hexensabbath eine so grosse Rolle spielte, war eines der wichtigsten bei den altgermanischen Opfern gebrauchten Geräte. Die Priesterinnen tanzten wie die Elfen und später die Hexen an einsamen

abgelegenen Orten und aus ihrer engen Verbindung mit den Göttern entstanden die nahen Beziehungen der Hexen zum christlichen Teufel. Die Walküren ritten auf Rossen durch die Luft; die Hexen benutzten dazu die, die unsauberen Leidenschaften versinnbildlichenden Böcke[1]). Auch die germanischen Zauberfrauen vermochten sich wie die späteren Hexen in Strohhalmen und Federn zu verbergen. Die Kuh, ein allen indogermanischen Völkern gleich beliebtes und wegen seines hohen Nutzens von ihnen verehrtes Tier, konnte schon in der germanischen Vorzeit behext werden. Die alten Götter waren auch auf Erden und unter deren Bewohnern an den Augen kenntlich; die Hexen besassen gewöhnlich den bösen Blick oder triefende Augen. Die heiligen und Gerichtszeiten der Germanen, Ostern, Maitag (Walpurgisnacht), Mitsommer (Johannistag), die Herbstsonnenwende dienten auch den Hexen als Versammlungszeiten. Nur die gemeinen Ausschweifungen des Hexensabbaths sind völlig ungermanisch. Wohl aber erinnern sie an die geheimen religiösen Versammlungen des Altertums, die Bacchanalien und den Isisdienst.

Man sieht, die Kirche hatte nicht allzu grosse Schwierigkeit, den Germanen von der Möglichkeit der Hexerei zu überzeugen und gerade seine Abneigung gegen die christliche Verdammung des Weibes wusste sie sehr geschickt für den Teufelsglauben zu nutzen.

Eines der wichtigsten Verbote der Kirche war es, dass die Frauen sich weder dem Altare nähern noch etwas an

---

[1]) Freilich glaubten die Germanen nicht an die Bockssünden; das ist eine romanische Zuthat zu der deutschen Hexerei. »Noch heissen die Hexen in niederdeutschen Gegenden Walriderske, was sie deutlich als Walküren bezeichnet.« (Simrock: Handb. d. deutsch. Mythologie. S. 492.)

demselben verrichten durften. Mit anderen Worten: Dem weiblichen Geschlecht blieb jede priesterliche Handlung versagt. Diesen Beschluss der Kirchenversammlung von Chalkedon nahm Papst Gelasius in die Decretalen auf. Während jedoch die romanischen Länder das Verbot ohne weiteres beachteten, fand es lange in Germanien und Gallien keinen Gehorsam; denn die dortige Urbevölkerung — auch die Kelten — konnten es nicht fassen, dass die Frauen, welche ihnen weise Beraterinnen und Priesterinnen gewesen waren, nun mit einem Male als niedriger stehende menschliche Geschöpfe angesehen werden sollten. — Die Kirche ging ja so weit, zu verlangen, dass Frauen die geweihten Hostien nur mit der vom Schleier umhüllten Hand berühren durften.

Wie sehr sich die deutschen Frauen (die französischen gaben ihren Widerstand weit schneller auf) gegen diese Lehre von der Missachtung auflehnten, wie wenig sie gewillt erschienen, ihre bisherige Stellung gegen solche morgenländisch-christliche Versklavung einzutauschen, beweisen die immer wiederholten Verbote. Das bekannte »mulier taceat in ecclesia« des heiligen Bernhard, der mit diesem grämlichen Worte ein sprechendes Marienbild, der frommen Sage nach, zum Schweigen brachte, gehört in die nämliche Richtung. Noch Bruder Berthold, der Sittenprediger des XIV. Jahrhunderts eiferte gegen den »Unfug«, dass die Frauen so gern nahe an dem Altar ständen, woraus nur Schlimmes entstehen könnte und selbst die deutschen Klosterschwestern, welche ja auch »winileodos« sammelten, suchten noch im X. Jahrhundert das Priesteramt zu versehen.

Da erklärt es sich leicht, wenn die Kirche alle Frauen von vorn herein verdächtigte, welche etwa insgeheim die Verbote missachteten, oder die alten heidnischen Gebräuche

pflegten. Andererseits wusste der frauliche Sinn, welcher Innerlichkeit und Geheimnisthuerei liebt, das verfolgte Heidentum lange zu bewahren und in manchen verborgenen Gesellschaften wieder aufleben zu lassen. Gerade die Frauen, welche einst das Urchristentum stützten, als dieses seine Bekenner und Bekennerinnen dem grausamsten Tode in der Arena oder in den neronischen Gärten erliegen sah, ergriffen jetzt mutig die Sache der »Ketzer« und machten sie zu der ihrigen; man denke hierbei nur an den Opfermut der Waldenserinnen.

Da das weibliche Geschlecht die »Erbsünde« verkörperte, so konnte es gar nicht anders sein, als dass der Teufel mit der Hexe in schmutziger Buhlschaft lebte. Der heilige Augustin glaubte fest an unsaubere Nachtgeister; er erklärte ausdrücklich, diese Thatsache zu leugnen, sei rundweg schamlos. Schon dem ersten Menschenpaare schrieb die theologische Spitzfindigkeit sexuelle Verbindungen mit Teufeln beiderlei Geschlechtes zu. Das Alpdrücken, erotische Träume und vor allem Pollutionen verliehen dem Glauben an die »succubi« und »incubi« eine Art thatsächlichen Hintergrundes.[1]) Dazu kommt, dass es im Mittelalter noch weit mehr Sekten als in neuerer Zeit gab, welche bei ihren Versammlungen die ärgsten Ausschweifungen begingen. Endlich darf nicht übersehen werden, dass die angeblich teuflische Buhlschaft, deren sich die Hexen auf der Folter sehr oft selbst anklagten, bei jungen Mädchen häufig in der Weise

[1]) Incubus ist der die Frauen umarmende männliche, Succubus der die Männer verführende weibliche Teufel. — Schon die alten Akkader kannten »Nachtmännchen« und »Nachtweibchen«, die sich gern mit Menschen fleischlich vermischten. Im Talmud wird von einem dämonischen Weibe erzählt, der Lilith, die Adam umarmt, ehe ihm Eva zu Teil wird.

wirklich vorgekommen sein mag, dass sich eine raffinierte Kuppelei mit der geistigen Beschränktheit des Opfers verband.

So erzählt der Geschichtschreiber Gregor von Tours[1]) von dem merovingischen Haushofmeister Mummolus, der auf der Folter starb, dieser habe den fränkischen Damen nächtlicher Weile Incubi zu ihrem Verderben zugesandt. Der wackere Vorkämpfer wider die Hexenverfolgungen Dr. Weier berichtet, in der Zelle der vierzehnjährigen Nonne Gertrud des Nazareth-Klosters bei Köln habe man bei der am 25. März 1565 stattfindenden Haussuchung einen unfläthigen, von der Gertrud an den Satan geschriebenen Liebesbrief gefunden und auch das Geständnis von dem Kinde erpresst, dass es seit längerer Zeit die intimsten Beziehungen mit dem Höllenfürsten unterhalte.

Sehr gewöhnlich ist in den Akten der Hexenprozesse die Angabe seitens der angeklagten Mädchen, ihre Mütter oder befreundete ältere Frauen hätten sie dem Teufel zur Buhlschaft überliefert und der lüsterne Satan sei ihnen in der Gestalt eines vornehmen Herrn, eines Jägers oder Reiters begegnet. Jeanne Hervillier aus Verberie-Compiègne beispielsweise, die 1560 zusammen mit ihrer Mutter nach dem Urteil des Pariser Parlamentes lebendig verbrannt wurde, gab in der Untersuchung zu Protokoll, die Mutter habe sie, als sie eben zwölf Jahre alt gewesen, dem Teufel überliefert und der sei »in Gestalt eines grossen schwarzen und schwarzgekleideten, gestiefelten und gespornten Herrn erschienen, mit dem Degen an der Seite und einem schwarzen Pferde vor der Thüre.« Hier lag gewiss ein Fall der schändlichsten Kuppelei vor, nur, dass auch das unschuldige Opfer die nämliche Strafe wie die ruchlose Verderberin erlitt.

---

[1]) Im Lib. VI.

Im Jahre 1545 that die Aebtissin des spanischen Klosters der heiligen Magdalena zum Kreuz vor dem Papste Paul III. zu Rom einen Fussfall, um Verzeihung dafür zu erlangen, dass sie seit ihrem zwölften Lebensjahre zu wiederholten Malen ihre Ehre einem »männlichen Geiste« geopfert habe, der in der Gestalt eines Mohren auftrat. Der Hexenrichter Bodinus, welcher diese Geschichte berichtet, fügt seine Meinung bei: »J'ay opinion, qu'elle estoit dédiée à Satan par ses parents, dès le ventre de sa mère, car elle confessa, que dès l'âge de six ans Satan luy apparut, qui est l'âge de connoissance aux filles, et la sollicita à douze, qui est l'âge de puberté aux filles.«[1]) Jeder vernünftige Mensch wird zugeben, dass man es hier mit einem Falle hochgradiger Hysterie zu thun hatte. Eine spanische adelige Dame, welche unter Philipp II. angeklagt wurde, sie habe als Achtzehnjährige ihre Jungfräulichkeit dem Teufel geopfert, bekannte zwar, dass sie ihre Unschuld verloren, behauptete jedoch, dies sei auf dem natürlichsten Wege geschehen, nur könne sie den Verführer nicht bezeichnen, der ihr im Schlafe Gewalt angethan habe. Das heilige Gericht glaubte das jedoch nicht, sondern sah in der Unglücklichen eine unbussfertige Sünderin. Da alles Foltern kein Geständnis erzielte, so wurde die Dame mit ausgesuchten Qualen hingerichtet.[2])

---

[1]) »Meine Ansicht ist es, sie sei von ihren Eltern seit der Geburt schon dem Teufel geweiht worden; denn sie gestand, dass ihr der Satan schon im Alter von sechs Jahren, also zu einer Zeit, da die Mädchen anfangen Verstand zu bekommen, erschien und dass sie als zwölfjährige, demnach geschlechtsreif, von ihm zur Unzucht angehalten ward.«

[2]) Man fesselte sie an einen Pfahl mit kurzer Kette an und häufte darum im Kreise einen Haufen brennenden Reisig auf. Die Unglückliche

Der Teufel kennzeichnet die ihm ergebenen Hexen durch ein Mal, das »stigma diabolicum«, welches er ihnen irgend wo am Leibe aufdrückt. Der Teufel ist dabei ein recht unbequemer Liebhaber; denn er misshandelt seine Opfer und lässt sie auch bei dem Gerichtsverfahren, das wider sie stattfindet, feige im Stich. »Alle Hexen — sagt Sprenger in dem bekannten Werke ‚Der Hexenhammer' — die wir verbrennen liessen, gestanden, dass sie durch Plagen und Prügel vom Teufel zum Hexen gezwungen wurden, was ihre geschwollenen und bläulichen Gesichter bestätigten, und ebenso, dass sie nach dem abgefolterten Bekenntnisse sich selbst zu entleiben suchten, und zwar auf Eingebung des bösen Feindes, damit sie nicht durch Busse und Beichte die göttliche Gnade erlangen. [1]) Die ihm nicht willfährig waren, sucht er schliesslich durch Sinnenverwirrung und einen schrecklichen Tod zur Verzweiflung zu bringen. Durch eine gewisse Walpurgis, die wegen der Hexerei der Verschwiegenheit besonders merkwürdig war (!!), ist bekannt geworden, dass die Hexen diese hartnäckige Verschwiegenheit während der Folterung mittelst eines erstgeborenen Knäbleins, das im Ofen gekocht wird, sich verschaffen.«

Der Teufel lehrt den Hexen Salben bereiten — die gewöhnlich aus dem Knochenfett ungetaufter, ermordeter Kinder bestehen —, welche auf einen Sitz oder ein Stück Holz gestrichen, den Weibern gestatten, mit Windeseile von einem Ort zum andern zu fliegen. Das sind demnach

---

lief fast eine halbe Stunde herum ehe sie geröstet zu Boden sank. Der gesamte Hof war bei diesem Schauspiel zugegen.

[1]) In Wahrheit natürlich, um dem Tode auf dem Scheiterhaufen zu entgehen.

die Walküren, welche Salben nach altrömisch-abergläubischer Vorschrift benützen. Schon Horaz klagte Canidia und Sagana an, dass sie auf dem esquilinischen Hügel beim Metia-Thore, also auf der gewöhnlichen Hinrichtungsstätte ein gestohlenes Kind grausam getötet hatten, um aus der Leber und dem Knochenmarke einen wirksamen Liebestrank zu bereiten. Dass der Aberglauben von dem Hexenfluge hin und wieder auch zu Nutz und Frommen von Liebhabern diente, welche ihre bisherigen Geliebten los werden wollten, erhellt aus mancherlei Gerichtsverhandlungen. So ward u. a. in Lyon eine »damoiselle« im letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts von ihrem bisherigen Freunde beklagt, sie habe sich nächtlicher Weile, während er anscheinend geschlafen, gesalbt und sei dann davon geflogen. Er habe nun die nämliche Zauberei angewendet und sei durch die Luft an einen Ort gelangt, wo er eine Menge Teufel und Weiber den Hexensabbath aufführen sah. Vor Schrecken rief er den Namen Gottes an, worauf nach der Angabe des gelehrten Bodinus »toute la compagnie disparut et luy se trouva seul, tout nud, qui s'en retourna à Lyon, où il accusa la sorcière, qui confessa et fut condamnée à estre bruslée.« [1])

Nach Sprengers Behauptung erlagen die Frauen in vorchristlicher Zeit den gewaltsam sie bedrängenden Incuben, seitdem jedoch die Kirche den Kampf wider den Teufel aufgenommen, gaben sich ihm die Hexen freiwillig hin — »wie alle aus freien Stücken (!!) bekannten, die wir Hexenrichter dem weltlichen Arme zum Einäschern übergeben

[1]) „Die ganze Gesellschaft verschwand und er fand sich allein, ganz nackend, worauf er nach Lyon zurückkehrte, die Hexe anzuklagen; sie gestand und wurde zum Feuertode verurteilt.“

haben, deren binnen fünf Jahren achtundvierzig waren. Dasselbe bekannten diejenigen, die unser Mitbruder, der Hexenrichter Cumanus, zur Untersuchung zog, der innerhalb eines Jahres einundvierzig verbrennen liess.«

Der Teufel vermag auch Kinder und selbst Erwachsene (man denke an die Sage von Heinrich dem Löwen) von einem Ort zum andern zu tragen. »Den Beweis geben — nach Sprenger — die Wechselbälge (Kielkröpfe). Mit Gottes Zulassung schafft der Teufel ein Kind anstatt des andern herbei. Solche Wechselkinder heulen beständig, nehmen nicht zu und wenn vier bis fünf sie säugten; dabei sind sie ausserordentlich schwer. Solches erlaubt Gott wegen der Sünde der Eltern.« Auch Luther glaubte fest an derlei Möglichkeiten. Er sagt in seinen »Tischreden«: »Wechselbelge und Kielkröpfe legt der Satan an der rechten Kinder statt, damit die Leute geplagt werden. Etliche Megde reisset er oftmals ins Wasser, schwengert sie und behelt sie bey ihm, bis sie des Kindes genesen. Und legt darnach dieselben Kinder in die Wiegen, nimpt die rechten Kinder drauss und führet sie weg.« In Dessau wurde dem Kirchenverbesserer einst ein blödsinniges Kind gezeigt; er hielt es für einen »Wechselbalg« und riet es sogleich zu ertränken. Der Landesfürst verweigerte jedoch hierzu die Erlaubnis.

Schon im XIII. Jahrhundert wurde Guichard, der Bischof von Troyes, beschuldigt, dass er von einem Incubus erzeugt worden; Guichard scheint vom Wahnsinn befallen gewesen zu sein. Bodinus wusste von einem 1565 in der Nähe von Breslau geborenen Hexenkind, das im Teufel seinen Vater begrüsste; dieses merkwürdige Ungeheuer besass weder Kopf noch Füsse, hatte den Mund auf der linken Schulter,

war von leberbrauner Farbe und schrie grässlich, wenn man es wusch! — Man sieht, der Teufel hielt wenig von einer gesunden und schönen Nachkommenschaft.

Die älteren Schriftsteller, welche über diese Fragen Abhandlungen verfassten, stritten sich übrigens lebhaft darüber herum, ob aus der Buhlschaft der Hexen mit dem Teufel thatsächlich lebende Wesen entstehen könnten. Bodinus meinte: »Die Frage, ob diese nicht vielleicht die Begattung vollziehen und ob daraus nicht Geburten herzuleiten seien, wurde vor dem Kaiser Sigismund behandelt; und zuletzt wurde festgestellt, dass eine Verbindung und Erzeugung bei jenen ganz gut vorkommen könne. . . . Aber die Doktoren stimmen in der Frage doch nicht überein; einige von ihnen glauben, dass die hyphialtischen Teufel oder Succuben das Semen der Männer aufnehmen und die ephialtischen oder Incuben ihn bei den Weibern zu gebrauchen wissen.«

Sonderbarer Weise erkannten die nämlichen Leute, welche dem blindesten Dämonenglauben huldigten, auch die kapitale Lächerlichkeit an, dass ein Weib vermöge der »Lucina sine Concubitu« (Niederkunft ohne Beischlaf) von Abwesenden im Traume geschwängert werden könne, ohne dass der Teufel seine Krallen dabei im Spiele hätte.

Noch 1637 erklärte das Parlament von Grenoble einen Knaben für ehelicher Abstammung, obwohl sein angeblicher Vater vor der Niederkunft der Mutter über vier Jahre schon in Deutschland weilte. Die Gattin erklärte unter Eid, dass sie »den Gemahl nicht gesehen noch fleischlich erkannt hätte, doch wäre nichtsdestoweniger gar zu gewiss, dass sie ihr im Traume die Gegenwart und Umbfassung ihres Gemahls feste eingemeldet, und alle Empfindungen, sowohl der Em-

pfängnis, als der Schwängerung, so accurat gefühlet hätte, als sie sonsten bei wirklicher Gegenwart ihres Herrn empfinden können.«

Es steht zu vermuten, dass das Parlament durch die Anwendung goldener Überredungsmittel zu seinem wunderbaren Ausspruche kam.

Der Glauben an die Wechselbälge stützte sich jedenfalls auf die Thatsache, dass im alten Rom das Vertauschen und Aussetzen von Kindern häufig genug geübt ward; die römischen suppotrices scheinen daraus eine Art von Gewerbe gemacht zu haben.

Die Hexenfahrt auf den Brocken im »Faust« ist jederman bekannt. Dass nach kirchlicher Ansicht der Hexensabbat vorzugsweise in der dem Maitage vorausgehenden Nacht abgehalten wurde, erklärt sich leicht, wenn wir daran denken, dass die Germanen zu dieser Zeit ihr Frühlingsopferfest begingen. Um alle alten heidnischen Erinnerungen daran recht gründlich zu zerstören, musste die Kirche die Walpurgisnacht dem Volke in abscheulicher Schilderung vorführen.

Die älteste Beschreibung des Hexensabbats findet sich in einer Bulle des Papstes Gregor IX., die dieser (1233) auf Grund des Berichtes über die »ketzerischen« (d. h. ihre Freiheit gegen den Bremer Erzbischof verteidigenden) Stedinger erliess, welchen jedenfalls der bekannte Ketzerverfolger Konrad von Marburg erstattet hatte. Es genügt, wenn wir hier einen Auszug des bezüglichen Schriftstückes wiedergeben [1]).

». . . Wenn ein Neuling aufgenommen wird und zuerst

[1]) Vollständig in Thom. Ripoll. Bullarium Ord. praedicat. I, 52 usw.

in die Schule der Verworfenen eintritt, so erscheint ihm eine Art Frosch, den manche auch Kröte nennen.... Wenn nun der Neuling weiter geht, so begegnet ihm ein Mann von wunderbarer Blässe, mit ganz schwarzen Augen, abgezehrt und abgemagert, dass alles Fleisch geschwunden und nur noch die Haut um die Knochen zu hängen scheint. Diesen küsst der Neuling und fühlt, dass er kalt wie Eis ist, und nach dem Kusse schwindet alle Erinnerung an den katholischen Glauben bis auf die letzte Spur aus seinem Herzen. Hierauf setzt man sich zum Mahle und wenn man sich von diesem wieder erhebt, so steigt durch eine Statue, die in solchen Versammlungen zu sein pflegt, ein schwarzer Kater von der Grösse eines mittelmässigen Hundes rückwärts und mit zurückgebogenem Schweife herab. Diesen küsst zuerst der Neuling auf das Hinterteil, dann der Meister und so fort alle übrigen der Reihe nach, jedoch nur solche, die würdig und vollkommen sind: die Unvollkommenen aber, die sich nicht für würdig halten, empfangen von dem Meister den Frieden, und wenn nun alle ihre Plätze eingenommen, gewisse Sprüche hergesagt und ihr Haupt gegen den Kater hin geneigt haben, so sagt der Meister: ‚Schone uns!' und spricht dies dem Zunächstsitzenden vor, worauf der Dritte antwortet und sagt: ‚Wir wissen es, Herr', und ein Vierter hinzufügt; ‚Wir haben zu gehorchen'. Nach diesen Verhandlungen werden die Lichter ausgelöscht und man schreitet zur abscheulichsten Unzucht ohne Rücksicht auf Verwandtschaft. . . . Wenn aber diese Ruchlosigkeiten vollbracht, die Lichter wieder angezündet und alle wieder auf ihren Plätzen sind, dann tritt aus dem Dunkel ein Mann hervor, oberhalb der Hüften glänzender und strahlender als die Sonne, wie man sagt, unterhalb aber rauh wie ein Kater, und sein

Glanz erleuchtet den ganzen Raum. Jetzt reisst der Meister etwas vom Kleide des Neulings ab und sagt dem Glänzenden. ‚Meister, dies ist mir gegeben und gebe dir's weiter‘. Worauf der Glänzende antwortet: ‚Du hast mir gut gedient, du wirst mir mehr und besser dienen; ich gebe in deine Verwahrung, was du mir gegeben hast.« — und nach diesen Worten ist er verschwunden‘.

Der Hexensabbat ist in den einzelnen Verhören mit den verschiedenen unseligen Opfern des finsteren Aberglaubens noch mit manchen anderen und zwar meist recht unzüchtigen Zuthaten ausgeschmückt worden. Uns mag die genommene Probe hier genügen.

Dass es sich bei dem ganzen Hexensabbat nur um eine Verzerrung der Gebräuche handelt, die in den Versammlungen der Urchristen beobachtet wurden, ist für jeden klar ersichtlich. Der carricierte Gottesdienst wird zum Teufelsdienst, alte Volkserinnerungen vermischen sich zu einem wüsten Knäuel von unendlichem Wahnwitz. Die Liebe gilt als Sünde, als Teufelswerk und je weiter die Menschheit sich abwendet von ihren natürlichen Gefühlen, desto rasender wird die Verfolgung.

»Der Aberglaube« — sagt Göthe — »lässt sich mit Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, je mehr man sich gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher, trifft er aber ein dunkles Jahrhundert, so strebt des armen Menschen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung im Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wundersame reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten lasten solche Übel und werden immer dichter und dichter; die Ein-

bildungskraft brütet über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprunge gleich Asträa zurückgekehrt zu sein, und der Verstand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, seine Rechte durchzusetzen.«

* * *

Hexenprozesse hat die Kirche schon im frühen Mittelalter begünstigt!

Gregor von Tours[1]) berichtet, dass (um 570) Chilperich und Fredegundens Sohn in eine schwere Krankheit verfiel und der Verdacht sich verbreitete, das Kind sei verhext worden. Eine Frau, die deswegen ins Gefängnis geworfen und auf der Folter viele Pariserinnen als ihre Mitschuldigen bezeichnete, erlitt den Feuertod, indess die übrigen Angeklagten zum Teil den Tod, zum Teil öffentliche und grausame Auspeitschung erlitten. Anstifterin des ganzen Verfahrens war die einstige Hörige und nunmehrige Frankenkönigin Fredegunde gewesen, eine jener weiblichen Medusen, welche überall, wohin sie ihren Fuss setzen, Thränen und Verzweiflung säen.

Karl der Grosse dagegen war allem Anscheine nach vom Hexenglauben frei und diese Thatsache allein sichert ihm bereits einen Ehrenplatz in der Kulturgeschichte. Er befahl (Capitul. de partib. Sax.): »Wenn Jemand vom Teufel verblendet nach heidnischer Weise glaubt, dass ein Mann oder eine Frau eine Hexe (Striga) sei und Menschen verzehre und deshalb ihn oder sie verbrennt und das Fleisch desselben oder derselben zum Aufessen hingiebt, so soll er hingerichtet werden.« Das Capitular von 799, welches

---

[1]) VI. 35.

verlangte, dass Zauberer von ihrem Wahne geheilt, aber niemals am Leben gestraft werden sollten, blieb von wohlthätigem Einfluss in Deutschland während voller vier Jahrhunderte; so lange nämlich kamen im Reiche keine Hexenverfolgungen vor [1]). Ja, die Kirche selbst war anfänglich nicht selten gegen solchen Wahnwitz aufgetreten. Erst die verschiedenen Kirchenversammlungen beziehungsweise ihre falsch ausgelegten Beschlüsse und vor allem des heil. Augustins Schrift »Über den Geist und die Seele« gaben die Grundlagen zu dem kirchlichen Einschreiten. Am frühesten erfolgte dies und zwar mit thatkräftigster Unterstützung der Landesherren in den skandinavischen Ländern, wo eben die staatliche Obrigkeit die schnelle und allgemeine Einführung des Christentums lebhaft betrieb und in den am alten Götterglauben festhaltenden Frauen folgerichtig Hexen erblickte. Später wurden dort übrigens die Todesarten der Beschuldigten gemildert. Nur die auf frischer That Ertappten sollten gesteinigt oder ertränkt werden. Sonst mochten sie sich durch Eide und Gottesurteile von dem auf ihnen ruhenden Verdachte zu reinigen und für

[1]) Auf den Standpunkt Karls des Grossen gelangte man erst wieder ein Jahrtausend später. Im XVIII. Jahrhundert wurden z. B. in Luzern die »Hexen« und »Zauberer«, welche behaupteten übernatürliche Kräfte zu besitzen, mit Spitalhaft und einer gehörigen Tracht Prügel abgelohnt. Der im X. Jahrhundert lebende Graf Wilhelm von Angoulême erkrankte einmal und sein Leiden wurde als die Missethat einer zauberkräftigen Frau angesehen. Diese, durch Gottesurteil und durch Zeugenaussagen überführt, sollte gefoltert werden. Der Graf — es sprach aus ihm wohl weniger der aufgeklärte wie der altgermanische Geist — liess dies jedoch nicht zu, sondern schenkte der Beschuldigten Freiheit und Leben. Vor Karl d. Gr. erliess bereits der Longobardenkönig Rothar ähnliche Gesetze wider den Hexenglauben.

»übernächtigen Frevel« büsste man sie um eine Summe von vierzig Mark — natürlich zu Gunsten des Staatssäckels.

Die milde Auffassung, deren sich die Kirche bis dahin befleissigte, verschwand um die Mitte des XIII. Jahrhunderts als Thomas von Aquino die Erklärung abgab: »Von den Hexen wissen wir, dass einige glauben, Hexerei bestehe gar nicht, und dass sie aus Unglauben entspringe; sie glauben auch, dass die Dämonen nur in der menschlichen Einbildung vorkommen, indem die Menschen sie sozusagen nur aus ihrem Innern hervorbringen und durch diese Einbildungen erschreckt werden. Aber der katholische Glaube behauptet, dass es Dämonen giebt, dass diese durch ihre Handlungen schaden und die Fruchtbarkeit in der Ehe hindern können.«

Woher dieser plötzliche Umschwung? Es ist die Reaktion der Kirche gegen die Idealisierung der Frau, welche das höfische Wesen geschaffen hatte und die sich über alle mitteleuropäischen Länder verbreitete. Die Idealisierung der Frau widerstrebte jedoch allen Lehren und Grundanschauungen der Kirche; da musste mit Gewalt eingeschritten werden. So sehen wir den scheusslichen Konrad von Marburg die Landgräfin von Thüringen, die nachmals heilig gesprochene Elisabeth, seelisch und körperlich misshandeln, um darauf als der erste Ketzerrichter im Reiche aufzutreten. Freilich wird der Unhold von deutschen Rittern erschlagen; denn diese hängen noch fest an ihren Anschauungen, die das Minnezeitalter verkörpert.

Im Süden Frankreichs jedoch, wo die Troubadours bereits der von Italien her eingeschleppten reinen Lüder-

lichkeit das Feld geräumt haben, und wo der die rohen Ausschweifungen begünstigenden Kirche in den sittenstrengen Albigensern ein neuer mächtiger Gegner ersteht, vermag die Clerisei zu einem ersten tötlichen Schlage gegen den die Liebe idealisierenden Geist auszuholen. Schon 1260, im Todesjahre des Thomas von Aquino findet im Languedoc eine umfassende Hexenverfolgung statt. Der Zorn der Kuttenträger richtet sich ganz besonders gegen jene edlen Frauen, welche eine Schaar von minnenden Rittern einst um sich vereinigten. So besteigt Angela, die Herrin von Labarèthe den Holzstoss und ihr folgen rasch eine ganze Anzahl anderer adeliger Damen.

Dann erst wendet sich die wütende Verfolgung auch gegen das gemeine Volk; 1439 spielt zu Arras ein grossartiger Hexenprozess, und aus diesem XV. Jahrhundert stammt nun auch die schamlose Beschuldigung von der Buhlschaft des Weibes mit dem Teufel.

In Deutschland beginnt die gründliche Verfolgung der Hexen, seitdem der Predigermönch Johannes Nider (gest. 1440) seinen »Formicarius« mit all dem bis dahin gekannten Aberglauben herausgab. Leider war dieses Werk eines der ersten, welches durch die neue Erfindung der Buchdruckerkunst in die Hände vieler Dunkelmänner gelangte. So starben denn auch schon 1446 einige Frauen zu Heidelberg als Hexen; 1459 und 1460 folgten Massenverbrennungen wiederum in Arras. Auf der Folter hatten die Opfer natürlich Alles zugegeben, was ihr Untersuchungsrichter, der Predigermönch Pierre le Broussard von ihnen wissen wollte.

Trotzdem muss gesagt werden, dass die Zeit der grossen Hexenverfolgungen erst mit der Bulle »Summis desiderantes« des Papstes Innocenz VIII. anhebt, welche am 5. Christmonat

1484 erlassen wurde. Auf Grund dieser Bulle verfassten nämlich 1487 die beiden Ketzerrichter Heinrich Institoris (Krämer) und Jakob Sprenger das Werk, den »Hexenhammer« (Malleus maleficarum). Es erschien mit kaiserlicher Erlaubnis und unter Billigung der theologischen Fakultät zu Köln; es erlangte bald geradezu Gesetzeskraft und hat innerhalb von fast zwei und einem halben Jahrhundert Millionen unglücklicher Menschen der Folterbank, dem Scheiterhaufen und dem Tode im Kerker überliefert. Ueber den Inhalt dieses Buches, von dem wir bereits einige Proben mitteilten, schrieb der schaumburg-lippische Superintendent Hauber (1737): »Alles, was man von einem Inquisitore der Ketzerey und von den damaligen Zeiten, da das Reich der Finsternis und Bosheit auf das Höchste gestiegen war, sich nur vorstellen kann, das findet sich in diesem Buche mit einander verbunden: Bosheit, Tumheit, Unbarmherzigkeit, Heucheley, Arglistigkeit, Unreinigkeit, Fabelhafftigkeit, leeres Geschwätz.« Das Buch erklärt ja z. B. ausdrücklich, dass man der Hexe, die auf der Folter liege, das Leben zusichern möge, um sie zu rascherem Bekennen zu bringen, dass man dieses Versprechen aber nicht zu halten brauche. Als andere Untersuchungskniffe werden empfohlen, dass man die Hexe, wenn sie trotz allem Foltern nicht bekennen wolle, ins Gefängnis werfen solle. »Nach einigen Tagen stellt sich der Schliesser so, als habe er eine grosse Reise vor; inzwischen kommen einige Freundinnen oder andere ehrbare Weiber, die Gefangene zu besuchen mit dem Versprechen, ihr zur Flucht behülflich zu sein, wenn sie ihnen nur einiges von ihren Hexenkünsten mitteilen wollte. Auf diese Weise haben sie sich meistens zum Geständnis bringen lassen und sind überwiesen worden.« Eine andere Stelle lautet: »Ist Inquisitin

der Hexerei stark verdächtig und beharrt auf Leugnen, und der Richter meint sie nicht dem Feuertode überliefern zu können, so muss sie gefangen bleiben und die Untersuchung unter Foltern weiter geführt werden. Im Falle, dass noch keine Indicien zu Handen kämen, ist sie wenigstens ein Jahr lang in einem schmutzigen Kerker, wo sie Elend zu ertragen hat, festzuhalten und recht häufig zu examinieren (d. h. zu foltern), besonders an Festtagen.«

»Nach dem Hexenhammer, diesem theologisch-juridischen Kommentar des Kriminal-Codexes der Zauberbulle — sagt Ennemoser (Gesch. d. Magie, S. 762) — wurde der Glaube an die Buhlteufel und an die Gemeinschaft mit dem Hexenheer in allerlei Unzucht und Uebelthat ein unverwerfliches Axiom und der Feuertod ein unumstössliches Recht und Gebot.« Wie niedrig stand doch die Zeit, welche in der Frauenwelt nichts Heiliges, ja nicht einmal mehr etwas Menschliches, sondern nur Teuflisches sah und diese Völker, die in den Frauen nicht mehr die Hüterinnen der guten Zucht und Sitte, sondern die boshaften Buhlerinnen des Höllenfürsten erschauten![1]) Da mag es als ein Lichtstrahl

[1]) Die Humanisten freilich haben dort, wo sie überhaupt den Mut fanden, gegen den Wahnwitz des Hexenglaubens aufzutreten, ihrem Namen hohe Ehre gemacht. Um 1489 erklärte der Konstanzer Sachwalter Dr. Ulrich Molitor in der dem Erzherzog Sigismund gewidmeten Schrift »Dialogus de lamiis et pythonibus mulieribus« all' die abergläubischen Erdichtungen über das Leben und Treiben der Hexen als vollkommenen Unsinn. Erasmus von Rotterdam schrieb 1500 eine Abhandlung, worin er sich gegen ‚die teuflischen Buhlschaften' aussprach und sie als ein Machwerk, als eine Erfindung der Hexenrichter bezeichnete. Auch Agrippa von Nettesheim vertrat einen ähnlichen Standpunkt. — Aber diese Urteile drangen nicht ins Volk; denn die gelehrten Herren besassen keine Muttersprache, sondern schrieben lateinisch.

erscheinen, dass sich im Weinmonat von 1498 der Henker von Wien weigerte, eine Hexe zu richten. Wir wissen zwar nicht, warum er das that, aber wir dürfen wohl annehmen, es sei aus dem Gefühle geschehen, er solle einen ungerechten Spruch vollziehen.

Die Hexenrichter freilich kannten keine Barmherzigkeit! So wurde 1593 an einer jungen Nördlingerin — also aus der Stadt wo zwischen 1590 und 1594 zweiunddreissig Hexen den Scheiterhaufen bestiegen und wo sich der Bürgermeister Pheringer bemühte, die »Unholden« mit Stumpf und Stiel auszurotten — die Folter auf zweiundzwanzig Grade gebracht, ohne dass von dem Mädchen ein Geständnis zu erpressen war. Erst als der Henker zum dreiundzwanzigsten Male die Unglückliche angriff, bekannte sie alles, was man von ihr wissen wollte.[1])

Die Folter ist keine germanische Erfindung und im frühen Mittelalter kam sie in Deutschland selten bei Männern, niemals jedoch bei Frauen in Anwendung. Die raffinierte Tortur lernten die Deutschen bei den Romanen kennen und die geistlichen Gerichte waren es, welche diese Wissenschaft überall hin verpflanzten. Ebenso sind sie es gewesen, welche das Geständnis vom Angeklagten unter allen Umständen forderten und dadurch erhoben sie in Deutschland die Folter zu einem gesetzmässigen Werkzeug bei den Untersuchungen, das natürlich auch für das weibliche Geschlecht in Bereitschaft stand.

Und: »Zwischen der ersten Einkerkerung der Hexe

---

[1]) Aus dem Jahr 1631 wird sogar von der Folterung einer schwangeren Frau berichtet, die alle Grade aushalten musste, weil sie nicht bekennen wollte.

bis zu ihrem letzten Atemzuge war ein unbeschreiblicher Weg voll Jammer und Elend.« [1])

Wir dürfen uns auch nicht dem Eindrucke verschliessen, dass bei der Folterung von Frauen, also von Hexen, nicht gar selten die Grausamkeit mit der Wollust Hand in Hand gingen. Nicht immer war die Angeklagte ein altes hässliches Weib. Die Richter mögen etwas ähnliches wohl gefühlt haben, was wir uns denken; denn aus den Einrichtungen verschiedener Folterkammern lässt sich ersehen, dass die Inquisitoren hinter einem hölzernen Verschlage sitzen mussten, um nicht durch den »Anblick verwirrt zu werden.« Aber, man darf auch füglich behaupten, dass selbst Phryne, wenn sie in die Hände der Hexenrichter gefallen wäre, keine Gnade ob ihres göttlichen Körpers bei ihnen gefunden haben würde.

In den »Hexentürmen« war die Gefangene der Kälte, dem Hunger und dem Durste, sowie — wie oft mag das nicht geschehen sein? — den Schändungen durch die Büttel ausgesetzt. Klagte sie über solche an ihr begangene Unthaten, so verschlimmerte sie ihr Los; denn es war ja klar, dass der Satan auch im Kerker noch mit seiner Buhlerin Umgang pflog.

Ehe noch die Tortur zu einer rechten Wissenschaft ausgebildet worden war, [2]) unterwarf man die leugnenden Angeschuldigten gewöhnlich einem Ordal, dem »Hexen-

---

[1]) Haas: »Die Hexenprozesse.« S. 13.

[2]) Man vergleiche nur die zum Teil recht umfangreichen Werke: Marsilius: »Tractatus de Quaestionibus« (1529 und 1537). Chartario: »Praxis Interrogandum Reorum« (1618). Simancas: »De Catholicis Institutionibus«. Eymericius: »Directorium Inquisitorum«. Loiseleur: »Sur les Peines«. etc. etc.

bade« oder der »Hexenwage«. Ist es doch ein uralter germanischer Glauben, das Wasser dulde nichts Unreines und vermöge demnach auch keine Verbrecher aufzunehmen. So warf man denn die fest geschlossene ganz entkleidete Hexe ins kalte Wasser; schwamm sie obenauf, so galt dies als ein Zeichen ihrer Schuld. Umgekehrt musste sie freigelassen werden, wenn keine Zeugenaussage gegen sie vorlag. Das Wägeverfahren, welches in manchen Gegenden, zumal am Rheine Anwendung fand, bestand darin, dass die ebenfalls völlig entkleidete Angeklagte auf die eine Schale, eine bestimmte Zahl von Gewichten auf die andere gebracht ward. Blieb die Menschenlast in der Luft schweben, so hatte der Teufel seine Krallen im Spiele und die Prozedur mochte ihren Fortgang nehmen. Es versteht sich von selbst, dass der Ausgang von derlei Hexenproben ganz im Belieben der Henker stand.

Waren diese Arten von »Gottesurteilen« schon dazu angethan, die Schamhaftigkeit und die Würde des Weibes gröblich zu verletzen, so sind sie doch mild im Vergleiche mit dem Verfahren der »peinlichen Frage« zu nennen. Denn diese begann damit, dass die Angeklagte durch den Henker splitternackt ausgezogen wurde und dass man nun auf das genaueste ihren Körper nach einem »Hexenmal« absuchte, wobei alle Haare an den verschiedenen Teilen des Leibes gewöhnlich durch Absengen entfernt wurden. In das Hexenmal, das ja angeblich vom Szepter des Satans herrührte, stach der Henker mit einer Nadel. Blutete die kleine Wunde, so hatte der Teufel seiner Buhlerin geholfen; andernfalls wurde ein neues schweres Indicium gewonnen. Fand sich überhaupt kein Mal, so hatte es der Höllenfürst rechtzeitig ausgelöscht.

Nun erst kam die etwa noch leugnende Hexe auf die Folterbank, um regelrecht gemartert zu werden. Diese Scheusslichkeiten zu schildern, können wir uns ersparen, da sie oft genug beschrieben worden sind.

Dass sehr häufig ein Racheakt vorlag, besonders gegen schöne Mädchen und Frauen, welche dem Liebesgewinsel von Pfaffen oder einflussreichen Laien gegenüber unzugänglich geblieben waren, erhellt aus einer ganzen Anzahl der bekannt gewordenen Hexenprozesse. Wir begnügen uns hier mit einer bezüglichen Schilderung [1]).

Katharina von Hennoth, eine Postmeisterstochter, führte bis 1627 ihrem Bruder, einem Domherrn in Köln, die Wirtschaft. Sie war sehr schön und gebildet. »Es ist anzunehmen, dass sie durch ihre Schönheit sich Anträge zuzog, welchen sie weder Gehör geben wollte noch konnte, und dass sie dadurch eine Menge von Hass und Rache sich zuzog. Nun verbreiteten sich allerlei Gerüchte im Volke: in ihrem Garten zeigen sich Raupen, und zwei Pfarrer sagten aus, sie hätte es ihnen angethan und lasse ihnen des Nachts keine Ruhe. Sie wurde eingekerkert und gefoltert, ‚dass die Sonne sie durchscheinen konnte'. Sie ertrug standhaft alle Grade und blieb bei der Behauptung ihrer Unschuld. Auf dem Wege zur Hinrichtung gelang es den Freunden, ihr eine Verwahrungsurkunde gegen das schreckliche Verfahren zur Unterzeichnung vorzulegen. Als sie mit der linken Hand unterschrieb, riefen die sie begleitenden Väter Jesu: ‚Seht, dass sie eine Hexe ist, sie schreibt mit der linken

[1]) Nach Georg Längin: »Religion und Hexenprozess.« S. 21. Man vergleiche auch die Anekdote über das Fräulein La Force auf S. 222 des vorliegenden Werkes.

Hand'. Da riss sie den Verband von der rechten Hand und zeigte sie dem Volke mit den Worten: ‚Ja, ich schreibe mit der Linken, weil die Henkersknechte mir die Rechte zerschmetterten, um mich Unschuldige zum Geständnis zu bringen'. Grausen und Entsetzen erfüllte das Volk und es fielen harte Worte gegen die Hexenrichter; da stimmten die frommen Väter einen Psalm an, der Karren setzte sich in Bewegung und über dem heldenmütigen Mädchen schlugen bald die Flammen zusammen.«

Man mag auch aus dieser Historie, die in poetische Form vor die Öffentlichkeit zu bringen, wohl eine dankbare Aufgabe wäre, ersehen, wie gut es die Kirche verstanden hat, den Deutschen das seelische Gefühl, im Weibe etwas Heiliges zu sehen, aus dem Leibe zu treiben. Es fallen harte Worte, aber niemand wagt, die Unglückliche den wahren lebendigen Teufeln zu entreissen; diese stimmen einen Psalm an und das Volk plärrt ruhig mit — ad majorem Dei gloriam. — Wer will es den Kulturhistorikern verübeln, wenn sie ganz und gar pessimistischen Anschauungen huldigen?

Die Verachtung jedoch, die moderne Buben den Frauen auf Schritt und Tritt zeigen, die wir täglich um uns her beobachten, sie ward gepflanzt durch jene Lehre, die das Weib als die lebendige Erbsünde, als die Buhlerin des Satans bezeichnet. Öffentlich wird dieses Dogma freilich nicht mehr von der Kirche aufrecht erhalten, weil die heutige Zeit solch schamlose Behauptungen nicht mehr vertragen würde. Man irrt jedoch, wenn man meint, es sei ein und aus mit derlei Sachen; insgeheim ist alles beim Alten geblieben. Die Frauen nun, in deren Köpfen noch immer ein gut Teil egyptischer Finsternis zurückblieb, haben ihre durch

Jahrhunderte planmässig geregelte Dressur so in Fleisch und Blut übernommen, dass sie als die überzeugtesten Kämpfer für ihre geistige Sklaverei auftreten. Auch diejenigen unter ihnen, welche zwar von dem Kirchenglauben nicht viel mehr halten und der Emanzipation ihres Geschlechtes zujubeln, kommen doch nur sehr selten über den springenden Punkt der gesamten Frage hinweg — nämlich mit all' jenen Vorurteilen zu brechen, die sich an die kirchliche Auffassung von dem sexuellen Verhältnisse zwischen Mann und Weib knüpfen. Und ehe das nicht geschieht, bleibt unserer Meinung nach die gesamte »feministische« Bewegung ein Spiel wesenloser Kräfte, ein Gefecht, in dem Lufthiebe ausgeteilt werden, kurz und gut, ein Etwas, das einer augenblicklichen Modelaune gleicht wie ein Ei dem andern.

Dem Wüten des finstern Aberglaubens, der in der Liebe ein Geschenk des Teufels sah, sind nach der niedrigsten Berechnung, welche angestellt ward, im Laufe von fünf Jahrhunderten mindestens neun Millionen Frauen zum Opfer gefallen. So viel Blut haben die im gleichen Zeitraume geführten Kriege nicht gefordert, obwohl man ja heute beliebt — und zwar hauptsächlich auch wieder von »emanzipierter« weiblicher Seite — den Krieg als den Urgrund alles menschlichen Jammers und Elends anzuklagen. Hexenbrände kamen selbst in unserem Jahrhundert in Europa und zwar in Spanien vor; sie treten auch jetzt noch in den spanisch-amerikanischen Ländern und zwar immer nur dort in Erscheinung, wo die Kirche fast unumschränkt herrscht.

Und wir möchten ausdrücklich — nach unserer Kenntnis von dem im Volke herrschenden Aberglauben — vor der Annahme warnen, dass die grossen Zirkel der Menschheit, sei es auch in den zivilisiertesten Reichen, den Hexenwahn

abgeschüttelt hätten. Hören wir nicht fortdauernd von Hexenverfolgungen, Teufelsaustreibungen, Besprechungen und Beschwörungen? Giebt es nicht ganze grosse Gesellschaften, die der Pseudowissenschaft des Occultismus und anderem Hokuspokus ihre Zeit und ihr Geld opfern — von dem Verstand, der bei diesen Leuten nur ein Imponderabile ist, ganz abgesehen. Noch immer regt sich der nämliche scheussliche Wahnsinn, der die Frauen der Buhlschaft mit dem Teufel bezichtigte und wenn er heute keine Scheiterhaufen mehr entzündet, so geschieht dies nicht etwa deswegen, weil das Weib höher geachtet wird und höher geachtet werden soll, sondern weil die Staatsgewalt sich Gott sei Dank! losgesagt hat von dem Aberglauben und es nicht mehr erlaubt, die Mitmenschen im Namen Gottes als Werkzeuge des Teufels zu verurteilen und zu verbrennen.

Niemand jedoch, der den Peripathien des menschlichen Geistes und im weiteren Sinne gesprochen, den allgemeinen Anschauungen der menschlichen Gesellschaft aufmerksam folgte, wird die Gewähr dafür übernehmen wollen, dass nicht wieder einmal Hexenverfolgungen in Aufnahme kommen. So lange wenigstens nicht, als man jene angeblich moralischen Einrichtungen ungestört weiter bestehen lässt, die dem in den Hexenverfolgungen verkörperten Wahnsinn als die sicherste Grundlage dienten und die sich mit der wahren Kultur, mit der göttlichen Liebe, im absoluten Gegensatz befinden.

Auf diesem Gebiete zu kämpfen, machtvoll einzutreten in den Kampf wider alle Unnatur, das wahre Menschentum zu fördern, das erachten wir als die alleinige Aufgabe der Frauen. Ihr Reich ist die Liebe, das sollen sie schützen vor allen rohen und frechen Angriffen der Horden, die der

Barbarei bedürfen, um über die Menschheit ihr despotisches Szepter zu schwingen.

Und nur dann, wenn die Frauen diese ihre Aufgabe verstanden haben werden, wenn sie an deren Lösung alle ihre Kräfte setzen, welchen nichts auf Erden zu widerstehen vermag, nur dann ist ein wirklicher Fortschritt in der Kultur möglich.

Und es wird das wahre goldene Zeitalter für die Sterblichen anheben.

Liebes-Ideale.

»Man nannte manchen treulos, höchst verkehrt,
»Wo man nur Schönheitssinn erkennen sollte,
»Bloss weil er Reizen, die Natur bescheert
»In reichster Fülle, schuld'ge Achtung zollte;
»Und wie man holde Statuen göttlich ehrt,
»So ist auch dieser Kultus des Realen
»Nur ein erhöhter Drang zum Idealen.«

Byron: »Don Juan« II. 211. Übers. v. Gildemeister.

»Ich habe behaupten hören — sagt Charles Darwin[1]) — dass Wilde inbezug auf die Schönheit ihrer Frauen völlig indifferent seien und dieselben nur als Sklaven schätzen; es dürfte daher der Mühe wert sein, zu bemerken, dass diese Folgerung durchaus nicht zu der Sorgfalt stimmt, welche die Frauen darauf verwenden, sich zu schmücken, ebenso wenig wie zu ihrer Eitelkeit. — Burchell giebt einen umfassenden Bericht von einer Buschmännin, welche so viel Fett, roten Ocker und glänzendes Pulver brauchte, dass sie ‚jeden anderen als einen sehr reichen Ehemann ruiniert haben würde'. Sie zeigte auch ‚viel Eitelkeit und gar zu offenbares Bewusstsein ihrer Vorzüglichkeit'. Mr. Winwood Reade teilt mir mit, dass die Neger der Westküste oft über die Schönheit ihrer Frauen sich in Erörterungen einlassen. Einige kompetente Beobachter haben den fürchterlich verbreiteten Gebrauch des Kindesmordes zum Teil auf Rechnung des von den Frauen gehegten Wunsches geschrieben, ihr gutes Aussehen zu bewahren. In mehreren Ländern tragen die Frauen Talismane und Amulette, um die Zuneigung der Männer zu gewinnen, und Mr. Brown zählt vier zu diesem Zwecke von den Frauen von Nordwest-Amerika gebrauchte Pflanzen auf. Hearne, welcher viele Jahre unter den amerikanischen Indianern

[1]) »Abstammung des Menschen.« Übers. v. Carus. S. 553/554.

lebte und ein ausgezeichneter Beobachter war, sagt, wo er von den Frauen spricht: ‚Man frage einen nördlichen Indianer, was Schönheit sei, und er wird antworten: ein breites, plattes Gesicht, kleine Augen, hohe Wangenknochen, drei oder vier schwarze Linien quer über jede Wange, eine niedrige Stirne, ein grosses breites Kinn, eine kolbige Hakennase, eine gelbbraune Haut und bis zum Gürtel herabhängende Brüste‘. Pallas, welcher die nördlichen Teile des chinesischen Reiches besuchte, sagt: ‚Es werden diejenigen Frauen vorgezogen, welche die Mandschu-Form haben, d. h. ein breites Gesicht, hohe Wangenknochen, sehr breite Nasen und enorme Ohren‘; und Vogt bemerkt dazu, dass die schräge Stellung der Augen, welche den Chinesen und Japanern eigentümlich ist, in ihren Gemälden, ‚wie es scheint, zu dem Zwecke übertrieben wird, die volle Pracht und Schönheit dieser Stellung im Kontraste mit dem Auge der rothaarigen Barbaren hervortreten zu lassen‘. Es ist, wie Huc wiederholt bemerkt, wohlbekannt, dass die Chinesen aus dem Innern die Europäer mit ihrer weissen Haut und den vorspringenden Nasen für hässlich halten. Nach unseren Ideen ist die Nase bei den Eingeborenen von Ceylon durchaus nicht zu sehr vorspringend, und doch waren ‚die Chinesen im siebenten Jahrhundert, an die platten Gesichtszüge der Mogulrassen gewöhnt, über die vorspringenden Nasen der Cingalesen überrascht, und Thsang beschreibt sie als ‚den Schnabel eines Vogels und den Körper eines Menschen habend‘. — Finlayson, der eingehend das Volk von Cochin-China beschreibt, sagt, dass ihre runden Köpfe und Gesichter ihre hauptsächlichsten charakteristischen Merkmale seien, und fügt dann hinzu:

‚Die Rundung des ganzen Gesichts ist bei den Frauen noch auffallender, welche in dem Verhältnisse für schön erklärt werden, als sie diese Form des Gesichts darbieten‘. Die Siamesen haben kleine Nasen mit auseinanderstehenden Nasenlöchern, einen grossen Mund, etwas dicke Lippen, ein merkwürdig grosses Gesicht mit sehr hohen und breiten Wangenknochen. Es ist daher nicht zu verwundern, dass ‚Schönheit, unserem Begriffe nach, für sie fremd ist. Und doch betrachten sie ihre Frauen als viel schöner, als die von Europa‘. — Es ist wohlbekannt, dass bei vielen Hottentottenfrauen der hintere Teil des Körpers in einer wunderbaren Weise vorspringt; sie sind steatopyg; und Sir Andrew Smith erklärt es für sicher, dass diese Eigentümlichkeit von den Männern sehr bewundert wird. Er sah einmal eine Frau, welche für eine Schönheit gehalten wurde; dieselbe war hinten so ungeheuer entwickelt, dass, als sie sich auf ebenem Boden niedergesetzt hatte, sie nicht aufstehen konnte, sondern sich soweit fortziehen musste, bis sie an einen Abhang kam. Manche von den Frauen in verschiedenen Negerstämmen sind ähnlich charakterisiert; der Angabe von Burton zufolge sollen die Somali ‚ihre Frauen auf die Weise wählen, dass sie alle in eine Reihe stellen und diejenige auswählen, welche am meisten a tergo vorspringt, Nichts kann für einen Neger hassenswürdiger sein, als die entgegengesetzte Form‘.

Es wäre sehr leicht, noch in weiteren Beispielen zu zeigen, dass die Naturvölker und selbst die in der Gesittung am weitesten zurückgebliebenen unter ihnen, ein Liebesideal haben. Aber ebenso klar würde sich aus allen Angaben ergeben, die nach dieser Richtung hin von den verschiedenen Reisenden vorliegen, dass das Liebesideal

der nichteuropäischen Völker und zwar einschliesslich der Turko-Semiten weder mit dem Geschmacke der Arier übereinstimmt, noch auch im entferntesten mit den allgemeinen Regeln, welche die Ästhetik giebt, zusammen fällt.

Die wahre Schönheit im menschlichen Körper zu entdecken, gelingt nur dem ästhetisch sowohl wie anatomisch Gebildeten, und ein wirkliches Ideal kann sich nur aus dem Niederschlage einer Kultur entwickeln, die auf einer rein geistig-sinnlichen Grundlage ruht.

Schon der stark abgeschwächte Einfluss einer solchen Kultur vermag glückliche Wirkungen hervorzubringen. Ein drastisches Beispiel hierfür bildet das Liebesleben jener Neger, die aus ihrem Erdteile in europäische oder von arischen Völkern besiedelte Länder verpflanzt worden sind. Der roheste Neger in den Südstaaten der nordamerikanischen Union weiss es ganz genau, dass die weiblichen Vertreter seiner Rasse hässlich sind — wie die Nacht. Sein Liebesideal bildet die weisse Lady, welche freilich für ihn unerreichbar bleibt, sofern sie nicht eine Prostituierte oder eine Perverse ist, oder wenn er nicht an ihr ein sexuelles Verbrechen begeht; denn die Weissen hindern noch immer jedes Ehebündnis zwischen einem Neger und einer Arierin.

Dies Sittengesetz, welches freilich nicht geschrieben steht, wird mit furchtbarer Strenge zur Anwendung gebracht. Aus dem Jahre 1867, also nachdem bereits die Negersklaverei in allen Teilen der Union aufgehoben worden, liegt ein bezüglicher Bericht vor. Es wurde damals in Virginien ein Schwarzer, dem eine weisse Predigertochter Herz und Hand geschenkt hatte, ohne weiteres von der empörten Volksmenge gelyncht, seine Frau getheert und gefedert

und in diesem Zustande ausgepeitscht. Es wird von guten Kennern jener Länder behauptet, dass auch heute noch sich derartige Vorkommnisse wieder abspielen dürften, wenn solche Mischehen der Öffentlichkeit zur Kenntnis gelangten.

Trotz der grossen Gefahren, welche ihm drohen, wird jedoch die leidenschaftliche Liebe eines Negers zu einer weissen Frau häufig erschaut. Umgekehrt hören wir niemals von einem Europäer, der sein Leben geringer als eine schwarze Venus schätzt. Dass Verbindungen zwischen weissen Männern und Negerinnen zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen in jenen Gebieten der Erde gehören, wo weisse Frauen gar nicht oder nur in verschwindender Minderzahl auftreten, wissen wir; aber, solche Halbehen werden nicht von Hymen beseeligt, sondern durch die natürliche Notwendigkeit diktiert, also von Priapos geschlossen.

Wenn wir das Liebesleben der ungebildeten Schichten überhaupt betrachten, und zwar in den sogenannten Kulturstaaten, so treten uns sonderliche Erscheinungen entgegen. Da giebt es kein Liebesideal, sondern nur die natürliche Notwendigkeit. Nicht die Schönheit steht dort dem Werber und der Umworbenen zur Seite, sondern der sexuelle Instinkt und vor allem die Idee, ob die Verbindung für beide Teile irgend welchen Nutzen hervorzubringen vermag.

Tschernischewsky hat die sehr richtige Behauptung verfochten, dass das Liebesideal immer den gesellschaftlichen Verhältnissen entspricht und wir setzen hinzu, dass diese Thatsache von jeher bestand und bei den Naturvölkern so gut zu beobachten ist, wie bei den zivilisiertesten Nationen.

Der russische Autor sagt: [1])

---

[1]) Tschernischewsky: »Werke.« I. S. 44 45.

»Ein gutes Leben, ein Leben wie es sein soll, besteht nach der Ansicht des gemeinen Volkes darin, dass man sich satt isst, in einem guten Hause wohnt und nach Genüge schläft; beim Landmann ist aber auch der Begriff ‚Leben' mit dem Begriff ‚Arbeit' aufs engste verknüpft; ohne Arbeit ist kein Leben denkbar und ein solches wäre auch langweilig. Die Folge guter Lebensverhältnisse bei vieler, jedoch nicht erschöpfender Arbeit ist bei den Bauernburschen oder Bauernmädchen eine ungemein frische Gesichtsfarbe und rote Wangen — die erste Bedingung der Schönheit nach Volksbegriffen. Wegen grober Arbeit auch stark gebaut, wird das Bauernmädchen bei ergiebiger Kost recht rund — auch ein notwendiges Attribut bei einer ländlichen Schönen; eine aristokratische ‚ätherische Schönheit' scheint dem Bauer durchaus unansehnlich, macht sogar auf ihn einen unangenehmen Eindruck, weil er gewöhnt ist, die ‚Magerkeit' nur als die Folge der Krankhaftigkeit oder eines ‚bitteren Lebens' zu betrachten. Andererseits lässt aber die Arbeit das Fettwerden nicht zu: Ist nun ein Bauernmädchen fett, so gilt das als eine Art von Krankheit, als das Zeichen einer ‚schwammigen' Konstitution, und das Volk hält Fettleibigkeit für ein Gebrechen. Eine ländliche Schöne kann keine kleinen Hände und Füsse haben, da sie viel arbeitet — von diesem Zubehör der Schönheit singen denn auch die Volkslieder nichts. Mit einem Worte: In den Schilderungen der Schönen in den Volksliedern findet man kein einziges Attribut der Schönheit, das nicht der Ausdruck einer blühenden Gesundheit und eines Gleichgewichts der Kräfte im Organismus wäre — der beständigen Folge eines behaglichen Lebens bei einer fortwährenden ernsten, jedoch nicht übermässigen Arbeit. Ganz anders verhält es sich

mit einer Salon-Schönheit: Schon mehrere Generationen ihrer Vorfahren lebten ohne körperliche Arbeit; bei einer mässigen Lebensweise ist aber der Blutzufluss zu den Extremitäten gering; mit jeder neuen Generation werden die Muskeln der Hände und Füsse schwächer, die Knochen werden dünner; die notwendige Folge davon sind kleine Hände und Füsse, das Zeichen eines Lebens, welches die höheren Klassen der Gesellschaft allein für Leben halten — eines Lebens ohne physische Arbeit. Hat nun eine Weltdame grosse Hände und Füsse, so gilt sie für schlecht gebaut, oder man nimmt an, sie stamme nicht von guter, alter Familie ab. . . Freilich kann die Gesundheit nie ihren Wert in den Augen der Menschen verlieren, weil auch im Wohlstand und Luxus ein Leben ohne Gesundheit traurig ist; daher sind Wangenröte und eine von Gesundheit strotzende Frische auch für Salonmenschen noch immer anziehend; aber auch Krankhaftigkeit, Schwachheit, Schlaffheit, Mattheit haben in ihren Augen den Wert von Schönheit, sobald sie die Folge einer mässig-luxuriösen Lebensweise zu sein scheinen. Blässe, Mattheit, Krankhaftigkeit haben noch eine andere Bedeutung für diese Leute. Sucht der Bauer Erholung, Ruhe, so suchen die Menschen der gebildeten Gesellschaft, welche keine materielle Not und physische Müdigkeit kennen, welche aber durch Nichtsthun und durch die Abwesenheit materieller Sorgen oft gelangweilt werden, ‚starke Empfindungen, Aufregung und Leidenschaft‘ — Dinge, welche dem sonst eintönigen und farblosen Salonleben Farbe, Abwechselung und Reiz geben. Von heftigen Empfindungen, von glühenden Leidenschaften wird nun aber der Mensch bald verbraucht: Wie soll man also nicht von der Mattigkeit, der Blässe einer Schönen entzückt sein, da

ja ihre Mattigkeit und ihre Blässe Zeugen sind, dass sie viel erlebt hat.«

Armut und Sorge hindern nicht nur die Entwickelung der körperlichen Schönheit des Menschen, sondern sie vernichten sie auch vollständig. Das soziale Elend, der chronische Hunger, mit welchem doch unbestritten die grössere Hälfte der Bewohner in den sogenannten Kulturländern zu kämpfen hat, macht sich beim einzelnen Individuum besonders schädlich bemerkbar in den Jahren der Entwickelung. Man betrachte das moderne Proletariat, und zwar nicht nur das der grossen Städte, sondern auch das des platten Landes, und man wird über die allgemeine Volksgesundheit ein eigenes Urteil gewinnen.

Die ungünstigen Lebensbedingungen wirken noch weit stärker auf den weiblichen Körper als auf den männlichen ein. Würden von staatswegen Untersuchungen durchgeführt an den Mädchen, wie dies bei der Rekrutierung an den Jünglingen geschieht, so dürften ganz trostlose Ergebnisse zu Tage treten. Gesunde Mütter sind in unserer Zeit zur grössten Seltenheit geworden; die Frauenärzte wissen davon zu erzählen, wie ungeheuer die Zahl der Leidenden ist, denen die Mutterschaft zum Martyrium wurde.

Wenn wir an das hellenische Altertum denken, so treten blühendschöne Menschengestalten vor unser geistiges Auge; denn die Kunst hat sie uns überliefert. Nur ungern wollen wir uns mit der Thatsache vertraut machen, dass gewiss auch im Altertum hässliche Leute lebten. Aber wir müssen uns dabei unter allen Umständen sagen, dass damals die schönen Gestalten ebenso in der Mehrheit waren, wie sie heute, und zwar seit dem späteren Mittelalter in immer grösser werdendem Verhältnisse, in der Minderheit sind.

Zunächst ist das Altertum immer besorgt gewesen, die Frauen vor jeder schweren Arbeit zu schützen. Dadurch sicherte sie dem Weibe den rein weiblichen Typus und schuf ihren Bürgern schöne Gattinnen und Hetären. Ganz undenkbar bleibt es jeder antiken Auffassung, dass man ein Weib als Lasttier auf dem Felde und in Bergwerken, als menschliche Maschine in den industriellen Werkstätten verwenden könne. Erst die aus dem Morgenlande stammende und zum religiösen Glaubenssatze erhobene Idee, dass das Weib die Erbsünde sei, brachte es dazu, dass man jene Seele und Körper zerstörende schwere Arbeit, welche im Altertum von den niedrigsten Sklaven verrichtet wurde, dem Weibe zuwies.

In den romanischen Ländern, wo die Herrschaft der Kirche noch heute so gut wie unbestritten ist, haben wir das nackte Beispiel stets vor Augen, wohin die durch die Priesterschaft verkündete Missachtung der Frauenseele führt. Der gemeine Mann betrachtet dort sein Weib als ein mit der Sprache und mit etwelcher Vernunft begabtes Arbeitstier, dem er alle schwere Hantierung aufladen darf. Von Liebe ist dort zwischen Ehegatten nur selten eine Spur zu finden, und ein Schönheitsideal besteht beispielsweise für den italienischen Bauer auch nicht einmal dem Wortlaute nach. Oder will man dies behaupten — es giebt bekanntlich unverbesserliche Schwärmer für alles Italienische — wenn man hört, dass der oberitalienische Landmann ein hübsches Mädchen mit einem — rundgemästeten Schweine vergleicht [1]).

Im Zeitalter des Rinascimento sei dies anders gewesen,

---

[1]) So hört man ihn oft ausrufen: »Quella ragazza è bella com'un porcell'!« (Dieses Mädchen ist hübsch wie ein junges Schwein.)

mag man vielleicht einwerfen. Wir verweisen auf die Erzählungen aus dem Leben des Volkes, die damals entstanden. Boccacio zum Beispiel giebt eine Novelle, worin ausführlich beschrieben wird, dass der alte Bauer es gern sähe, wenn sein junges Weib in einen — Esel verwandelt würde, und darum einwilligt, dass der schlaue Nachbar die nötige Beschwörung vornimmt. Im »Zaubertrank« des Macchiavelli giebt der Ehemann die Erlaubnis, dass seine Frau einen betrunkenen Vagabunden umarmt, nur damit sie dem heiss ersehnten Erben das Leben gebe. Noch heute gilt die Frau in Italien, welche wenig oder gar keine Kinder hat, als eine Unglückliche, wenn nicht als eine von göttlicher Strafe Heimgesuchte. Die Folgen dieses Wahnsinns ergeben sich in dem allgemeinen, hauptsächlich durch Übervölkerung hervorgerufenen Elende, unter dem ganz Italien seufzt, dazu welke sieche Frauen, die mit dreissig Jahren schon in das Greisenalter treten, und rhachitischer Nachwuchs.

Und leider steht es nicht viel besser in den nordeuropäischen Ländern. Auch hier spielen Rhachitis und Schwindsucht die Hauptrolle unter den Würgengeln der Menschheit.

»Es leiden an englischer Krankheit (Rhachitis), die leichten Fälle nicht mitgerechnet, mindestens 30 % aller lebenden Menschen, und es sterben an Schwindsucht 15 %. Zusammen also 45 %, die an englischer Krankheit und an Schwindsucht leiden, also beinahe die Hälfte aller jetzt lebenden Menschen. Nun können allerdings häufig bei ein und demselben Individuum beide Krankheiten zugleich auftreten, wodurch der Prozentsatz der Gesunden ein wesentlich besserer würde. Dem steht aber gegenüber, dass einerseits die leichteren Fälle von Rhachitis, andererseits die ge-

heilten Fälle von Schwindsucht in dieser Berechnung nicht berücksichtigt sind, beides Umstände, die das Verhältnis wieder wesentlich ungünstiger gestalten[1]).«

Es darf ohne Übertreibung behauptet werden, dass es so gut wie keine Familie unter unserer arbeitenden proletarischen Bevölkerung giebt, die nicht wenigstens ein, wenn nicht selbst mehrere Kinder besitzt, die an der englischen Krankheit leiden. Und die wahre Proletarierkrankheit ist und bleibt die Schwindsucht, die unter der armen Bevölkerung in den Grossstädten so gut wie auf dem platten Lande, im Gebirge wie an den Ufern des Meeres unerbittlich ihre Opfer fordert. Die Phthisis ist die dem industriellen Jahrhundert eigentümliche Art der Pest und sie verschwindet nicht, weil man sie bisher nur mit halben Massregeln bekämpfte.

Und angesichts der Verwüstungen, welche diese Seuche unter dem modernen Menschengeschlechte anrichtet, ist es leicht verständlich, dass seine körperliche Schönheit, damit aber auch seine Schönheitsideale fast vollständig verschwunden sind. Selbst die Kunst und die Dichtung in unseren Tagen besitzen kein Liebesideal mehr.

* * *

Die bildende Kunst weist eine gute Zahl von Epochen auf, aber nur zweimal hat sie bisher thatsächlich einen Höhepunkt erreicht; im Zeitalter des Phidias, Polyklet und Praxiteles und im Rinascimento, der scheinbaren Wiedergeburt des Altertums. Original ist aber nur die alte hellenische Kunst, alle nachfolgenden Epochen haben aus ihr die

---

[1]) Dr. C. H. Stratz: »Die Schönheit des weiblichen Körpers.« S. 61/62.

nötigen Grundlagen gewonnen oder wenigstens zu gewinnen gesucht.

Das Schönheitsideal aller Zeiten ist altgriechischen Ursprungs bis in die kleinsten Einzelheiten,[1]) und es kann ja auch nicht anders sein, da die plastischen Werke, welche jene grossen, niemals wieder erreichten Meister schufen, ihre Vorbilder in der Natur fanden und diese Natur zugleich mit dem Altertum ins Grab sank.

Niemals wieder haben die Künstler die nämliche Gelegenheit gefunden, so viel schöne unverhüllte menschliche

---

[1]) »Wir nehmen selbst, ohne es zu wissen, altgriechische Moden als Massstab zur Beurteilung moderner Kunstwerke und auch des Lebens, wo uns dies nackt entgegentritt. Nur zwei Beispiele. In der ganzen klassischen Kunst, soweit wir sie kennen, finden sich nur Bildwerke eines nackten Mannes mit einem Schnurrbart, nämlich der sterbende Gallier und der Gallier in der Gruppe Arria und Paetus. Alle anderen Figuren sind mit vollem Bart oder bartlos dargestellt. Weder bei den Griechen noch bei den Römern war es Mode, einen Schnurrbart zu tragen; in den genannten Statuen ist gerade dadurch der Barbar charakterisiert. Trotzdem bei uns Tausende von Schnurrbärten im täglichen Leben angetroffen werden, finden wir sie, ausser bei Porträtstatuen, kaum in der Kunst. Wenn wir sie zusammen mit einem unbekleideten Körper antreffen, befremden sie unser Gefühl, wir sehen nicht den nackten, sondern den entkleideten Mann, weil — die altgriechische Mode den Schnurrbart verurteilte. — Ein weiteres Beispiel ist die Darstellung des nackten weiblichen Körpers in der Kunst. Derselbe wird stets ohne jegliche Körperbehaarung nachgebildet. Weil dieselbe hässlich ist? Nein, weil es bei den alten Griechen und Römern, wie noch jetzt bei allen orientalischen Völkern, Sitte war, dass die Frauen die Haare ihres Körpers künstlich entfernten. Dies geht deutlich hervor aus dem 103. Gesange der Belitis, wo als Merkwürdigkeit von den Priesterinnen der Astarte gesagt wird: »Sie ziehen sich niemals die Haare aus, auf dass das dunkle Dreieck der Göttin ihren Unterleib zeichne wie einen Tempel.« Trotzdem die Mode des Epilirens seit Jahrhunderten bei

Natur zu sehen, wie im alten Hellas, wo die Gymnasien ihnen die Idealfiguren des männlichen Geschlechtes zeigten, während die schönsten freien Frauen und die Hetären darin wetteiferten, als Modell für die Gestalt einer Göttin den Meistern zu dienen. Es ist bekannt, dass die Künstler dies hoch zu schätzen wussten; Praxiteles stellte im Aphrodite-Tempel zu Thespiä neben dem Bilde der Schaumgeborenen die Porträtstatue ihrer menschlichen Verkörperung, der Phryne auf.

Lysikrates aber führte eines der wichtigsten Mittel zur

---

uns nicht mehr besteht, hat die Kunst sie doch beibehalten und damit auf das Schönheitsideal der modernen Menschen übertragen.« Dr. C. H. Stratz: »Die Schönheit des weiblichen Körpers.« S. 8/9. Vor längeren Jahren stellte ein Bildhauer in einer grossen nordischen Hauptstadt eine plastische Gruppe aus, die Adam und Eva, wenn wir nicht irren, bedeuten sollte. Die männliche wie die weibliche Figur wiesen die in der Natur vorkommende Behaarung an den verschiedenen Körperteilen auf. Die Jury des Salons verweigerte die Aufnahme der Gruppe in den Ausstellungsräumen — aus Gründen der öffentlichen Moral. Wir fanden die Idee an sich barock, weil der nackte Mensch thatsächlich nicht verschönert wird durch die Behaarung. Das kann jeder ermessen, wenn er einmal einen nackten weiblichen Körper betrachtet, an dem die Epilation stattgefunden hat und ihn mit dem natürlichen Zustande vergleicht. Die Behaarung ist eben doch eine gar zu deutliche Erinnerung an den Urmenschen, der wie die Tiere, eines Pelzes bedurfte. Das Altertum verlangte die Epilation vornehmlich der weiblichen Körper aus Gründen der Ästhetik. Übernommen ward der Gebrauch aus dem Morgenlande, wo er aus Reinlichkeitsgründen gepflegt ward. Seit den Kreuzzügen und bis ins XVII. Jahrhundert bestand er auch in Europa und zwar deswegen, weil die Epilation das Aufkommen und die Verbreitung von Ungeziefer verhindert. Das Eifern gegen alles heidnische Wesen, dessen sich die Geistlichkeit seit dem XVI. Jahrhundert befleissigte, vernichtete auch diesen hygienischen Brauch so gut wie die öffentlichen Bäder.

Schöpfung naturgetreuer plastischer Werke in den künstlerischen Gebrauch ein; er nahm von den schönsten Körperteilen lebender Personen genaue Gipsabgüsse. Es war diese Hülfe um so höher anzuschlagen, als zwar der hellenische Künstler über einen sehr geschärften Blick für plastische Eigenarten und mannigfache technisch-praktische Traditionen verfügte, aber keinerlei Kenntnis der Anatomie des menschlichen Körpers besass.

Die hellenische Kunst war frei in ihrem Schaffen. Sie durfte alles darstellen, was ihr und der über ein sicheres ästhetisches Urteil gebietenden Öffentlichkeit für schön erschien. Es war gewissermassen eine religiöse Forderung, welche an die Kunst gestellt wurde, dass sie nicht das Reich des Schönen verlassen dürfe. Hatte doch das Volk selbst eine abergläubische Scheu, irgend etwas, sei es leblos, sei es lebend, zu zerstören, das nach der allgemeinen Ansicht für schön galt.

Athenäus hat uns darüber eine sehr bezeichnende Anekdote hinterlassen in der Beschreibung der vor dem Volksgerichte der Heliäa stattfindenden Verhandlung gegen Phryne. Die schöne und reiche Hetäre, welche ihre Gunst begreiflicherweise nicht jedem Rüpel schenken mochte, war von einem von ihr abgewiesenen athenischen Philister, dem geldgierigen Euthias, der Gottlosigkeit angeklagt worden[1]). In den christlichen Zeiten wäre sie jedenfalls ungehört und nach einem durch die Folter erpressten Geständnisse, als

---

[1]) Die Hetäre Bacchis schrieb über diesen Euthias an ihre Freundin: »Versuche nur etwas von Euthias zu bekommen für jenes, das du ihm beutst und du wirst es gewiss erleben, dass man dich anklagt, du habest versucht, die Flotte in Brand zu stecken oder gar, dass du im Begriff seist, die Grundfesten des Staates zu untergraben.«

Hexe verbrannt worden. Im alten Athen gestattete man ihr jedoch die Verteidigung, und diese übernahm ihr Freund Hyperides. Aber so eindringlich er auch sprach, die Richter, die an geistiger Beschränktheit gewiss nicht viel vor modernen Geschworenen voraus hatten, blieben durch seine Worte ungerührt. Sie sahen in der anwesenden verhüllten Angeschuldigten lediglich die stolze, übermütige Hetäre, für die sie, als ihnen unerreichbar, nur ein Verdammungsurteil schöpfen mochten. Da riss Hyperides rasch die Gewänder vom Körper der Phryne, die Richter stutzten ob solcher überraschenden Schönheit und kamen dazu, die angeblich Gottlose freizusprechen; denn, berichtet Athenäus, die Heliäasten wurden bei diesem Anblick von einer abergläubischen Scheu ergriffen, die es ihnen als eine Sünde erscheinen liess, eine Gestalt durch Menschenhände zerstören zu lassen, welche Aphrodite selbst durch die höchste Schönheit zu ihrer Priesterin geweiht. Nach der Ansicht jener Zeit konnte ein Mensch nicht gottlos sein, dem die Götter selbst das herrlichste Geschenk, die körperliche Schönheit, verliehen hatten.

Der finstere Geist des Mittelalters aber hätte gerade in der Schönheit Phryne's ein sichtbares Werk des Teufels erschaut und gewiss nicht gezögert, es der irdischen Hölle, dem brennenden Holzstosse zu überliefern, um es so rasch wie möglich seinem vermeinten Buhlen, dem Satan, zuzusenden.

Ein altgriechischer Künstler würde sich auch niemals dazu verstanden haben, Folter- oder Hinrichtungsszenen bildlich darzustellen. Selbst die frühesten litterarischen Beschreibungen all' solcher Scheusäligkeiten, wie diese selbst stammen erst aus der spätrömischen Periode. Die Todes-

strafe wurde in Griechenland zudem verhältnismässig selten und immer in einer, man möchte sagen, ästhetischen Form vollzogen. Die grausamen Todesarten, die raffinierten Quälereien, welche an den Hinzurichtenden vorgenommen wurden, sind wie die Folter römischen Ursprungs.

Und sobald das Christentum zu bildlichen Darstellungen aus seiner Stiftungs- und frühesten Entwickelungsgeschichte griff, schilderte es nichts anderes als qualvolle Todesarten. Durch den steten Hinweis auf das wirkliche und das erdichtete Märtyrertum gewann es ja hauptsächlich seine schwärmerischen Anhänger, und kein christlicher Tempel blieb und bleibt zu denken ohne eine Kreuzigungsszene oder ein sonstiges Dulderbild. In einer gewissen Kirche in Rom, die freilich dem Publikum nur selten geöffnet wird, sind alle Wände von Darstellungen der schrecklichsten Todesarten bedeckt. Es sind das gewissermassen Vorlagen für diejenigen, welche ein Gemälde zu Ehren irgend eines christlichen Heiligen herstellen oder der Kunst in Auftrag geben wollen. Der Anblick der bezeichneten Fresken ist ebenso barock wie scheuslich. Wir mögen heute mit einem überlegenen Lächeln vor solchen Dingen stehen, aber wir wollen uns gleichzeitig erinnern, dass gerade diese christliche Liebhaberei nicht nur die gesamte europäische Kultur, sondern auch alle späteren Kunstepochen beeinflusste.

Durch die Übernahme der römischen Grausamkeit in die bildlichen Darstellungen der christlichen Welt ward auch in den Gemütern der Völker des nördlichen Europas der Grund gelegt zu den unmenschlichen Ideen, welche einen unauslöschlichen Schandfleck für die gesamte christlich-germanische Zivilisation ausmachen. Noch im Mittelalter

kämpfte das deutsche Volksbewusstsein gegen derartige Einflüsse; nur in dem finsteren theologisierenden Zeitalter der Reformation und Gegenreformation ist es verschwunden, um erst langsam nach der Barbarei des XVII. Jahrhunderts wieder zu erwachen.

Eindrücke, welche einzelne Individuen und ganze Völker durch die Kunst gewinnen, äussern sich im guten wie im bösen Sinne[1]). Im hellenischen Altertum wirkte die die wahre Schönheit darstellende Kunst veredelnd auf die Menschheit, welche ihren unsterblichen Werken täglich gegenüber trat; im christlich-germanischen Zeitalter brachten die ewig wiederholten Greuelscenen jenen Geist hervor, der sich in Grausamkeit und heuchlerischem Puritanismus niemals genug thun konnte.

Die »heidnische« Kunst hatte den menschlichen Körper unverhüllt dargestellt oder wo bei den Statuen eine Gewandung Erfordernis war, dieses doch derart angeordnet, dass alle Formen gleichsam hindurch schimmerten. Alles »Heidnische« widerstrebte jedoch dem christlichen Prinzipe, sofern es sich diesem nicht anzupassen vermochte. Die nackte Aphrodite verwandelte sich zwar im naiven Mittelalter in eine dem germanischen Brauche entsprechend züchtig

[1]) Hier nur ein Beispiel dafür, welches der Verfasser gelegentlich beobachtete. Ein sonst durchaus gut geartetes Kind, das seitdem zum tüchtigen Manne erwuchs, sah einst in einem illustrierten Werke die Darstellung der Hinrichtung der Jungfrau von Orléans auf dem Holzstosse. Wenige Tage später wurde der Knabe überrascht, wie er in einem Versteck den Versuch machte, die Puppe seiner Schwester auf einem improvisierten Scheiterhaufen zu verbrennen. Er wusste sehr wohl, dass er etwas Unrechtes that, darum hatte er sich auch in das Versteck zurückgezogen, aber er konnte dem Wunsche nicht widerstehen, selbst eine Art von Probe auf das erschaute Exempel zu machen.

verhüllte, minnigliche Mutter-Gottes, [1]) aber aus dieser ward sehr bald eine strenge Richterin oder eine einflussreiche Fürbitterin menschlich-sündiger Kreaturen. Niemand hätte es mehr wagen dürfen, anders als in verzückten Träumen der Maria zu nahen.

Dann kam die strenge Richtung auf, welche alles Nackte als unmoralisch — frühere Jahrhunderte sagten auch dafür »heidnisch« — ansah und dem entsprechend der Natur überhaupt entgegentrat. Diese Richtung beherrscht noch unsere Zeit! Die blechernen Feigenblätter, welche mit zum Inventar fast aller Kunstsammlungen gehören und das blecherne Gewand, welches die vatikanische Venus trug oder vielleicht selbst noch zu dieser Stunde trägt, die Verbannung des Bildes der Wahrheit aus dem Hause der Vertreter des deutschen Volkes, die immer wiederkehrenden, an den seligen Mühler und seine sitteneifernde Adelheid erinnernden Anträge, welche eine gewisse politische Partei auf »Reinigung« der Museen von allen »Nuditäten« stellt, die ‚Kunstdebatte' im Reichstag anno 1899 im März — das sind einige aber durchaus nicht alle Dokumente für das Kunstverständnis des angeblich nahezu auf dem Gipfelpunkte der Kultur angelangten naturwissenschaftlichen Jahrhunderts.

An der Hand aller dieser Betrachtungen werden wir leicht verstehen, warum die christliche Welt kein Liebes-

---

[1]) Wir erinnern an die bekannte Strophe von Reinmar von Zweter († um 1270):

»Durch Minne ward der Alte jung,
»Der immer war ohn' Ende.
»Vom Himmel that er einen Sprung
»Herab in dies Elende;
»Ein Gott und drei Genende
»empfangen von einer Magd Jugend. Das geschah durch Minne.«

ideal in dem Sinne des Altertums besass. Ist ja doch selbst der geringe Rest von wahrer Schönheit, der uns in der Kunst geblieben, hellenischen Ursprungs und uns einzig dadurch erhalten worden, dass das Rinascimento ihn in seiner pseudo-antiken Richtung aufgriff. Ihn auf unverrückbar sichere Grundlagen zu stellen, dazu hat die Kraft der sogenannten Wiedergeburt nicht ausgereicht; denn diese Kraft musste sehr rasch in dem Kampfe mit einer übermächtigen Gemütsbarbarei erlahmen. Heute hat sich die bildende Kunst in die Sackgasse der Dekorationsmalerei, der »stilvollen« Schildereien, des Mystizismus, des Naturalismus, der im Grunde genommen nur die vollends wahnsinnig gewordene Romantik bedeutet, des Symbolismus, der Böckliniaden und anderer »Ismen« und »Iaden« verrannt. Die künstlerische Originalität möchte zwar gern, sehr gern sogar der bedrückten Menschenwelt ein Ideal wiedergeben, aber sie bringt es höchstens zu Werken, welche nur dadurch verständlich werden, dass ihr Schöpfer glücklicherweise daneben geschrieben hat, was das Werk bedeuten soll.

Ohne ein allgemeines Rinascimento in der Kultur — freilich nicht im Sinne der kunstfeindlichen politischen Parteien, die völlig impotent sind auf dem Gebiete des wahren Menschentums, weil viel zu viel Fanatismus und Doktrinarismus in ihnen steckt — kann die Kunst die ihr zufallende Aufgabe, unser Geschlecht für alles Hohe und Edle zu begeistern, niemals erfüllen.

* * *

Das Altertum besass eine Fülle von Schönheit in den lebenden Vorbildern seiner Kunstwerke, die späteren Epochen mussten sich mit dem begnügen, was sich den Meistern

darbot. Die moralischen Anschauungen verboten es, wie sie es auch heute verbieten, sich nackt vor einem fremden Auge erblicken zu lassen[1]). So kam es denn dazu, dass die Künstler trotz ihrer wachsenden anatomischen Kenntnisse sehr bald gar kein Urteil mehr darüber besassen, ob ein menschlicher Körper wirklich schön sei oder nicht. Dies fällt besonders in Rücksicht auf die Darstellung nackter Frauengestalten inbetracht; schöne männliche Modelle sind zu allen Zeiten leichter zu erlangen gewesen, weil die männliche Nackheit für weit weniger unanständig gilt, als eine entkleidete Vertreterin der »Erbsünde«, und weil es thatsächlich unendlich viel mehr normale männliche als weibliche Gestalten giebt.

Die Meister der deutschen Renaissance waren froh, wenn sie »eine Jungfer von geraden Gliedern« um ein kleines Entgelt Akt stehen lassen durften; die nackten Frauengestalten Dürers und anderer sind denn auch von einer geradezu abschreckenden natürlichen Hässlichkeit. Man möchte fast sagen, diese Darstellungen seien eigens dazu gemacht worden,

---

[1]) Ein sprechendes Beispiel liefert dafür u. a. der viel gelesene Bombastus Mantegazza. An einer Stelle seiner »Physiologie der Liebe« erklärt er feierlich: »Der Mann soll nie seine Frau nackt sehen, und ebensowenig die Frau vor ihrem nackten Genossen dastehen.« An einer anderen aber: »Der Mann soll, bevor er eine Frau auf ewig zu der Seinen macht, dieselbe wenigstens einmal im Hemd gesehen haben, (Anm. Was sieht er dann? Ein junges oder ein altes Weib im Hemd, weiter nichts!) und sollte er dabei sich auch so erniedrigen, durch das Schlüsselloch zu gucken.« (!!!) Leider erklärt der welsche Herr nicht, warum man sich nur im Hemd und nicht ohne dasselbe sehen darf. Aber, für den nicht kritisch urteilenden Leser solcher Schriften klingen derartige Aussprüche wie eine Art von Dogmen.

um im männlichen Geschlechte den höchsten Widerwillen gegen das Weib hervor zu rufen.

Die Italiener waren besser daran als ihre nordischen Brüder in Sankt Lucas. Aber auch sie haben nicht übermässig viel Gelegenheit gehabt, schöne Frauen in vollständiger Enthüllung zu sehen. So kam es dazu, dass selbst sie Modelle benutzten, welche keineswegs schön waren.

Nur ein Beispiel, das bei sehr gelungener Beweisführung die berührte Thatsache erläutert.

Ich wähle die florentinische Venus von Sandro Botticelli, der gerade in letzter Zeit von den Präraphaeliten mit ungeteilter Bewunderung auf den Thron erhoben wurde. — Brücke hat bereits auf einige anatomische Fehler derselben aufmerksam gemacht. Ullmann, einer der besten Biographen Botticelli's, erkennt dieselben auch als solche an. Er führt die Verse Polizian's an, die wahrscheinlich der Darstellung zu Grunde lagen, er bespricht ausführlich und sachlich die Möglichkeit, ob Simonetta Catanea, die Geliebte des Giuliano di Medici, als Modell zur Venus gedient habe, und entscheidet sich im verneinenden Sinne, da das einzige authentische Bildnis der Simonetta nicht mit dem Gesichte der Venus völlig übereinstimmt (Ullman, Botticelli, p. 102). Man vergleiche hiermit den Erguss von Ernst Steinmann (Künstlermonographieen von Knackfuss, 24, 1897):

»Frau Schönheit ist's,
Von deren Lobgesang
Noch zittert Herz und Hand,
Die Du so oft erkannt
Am fliegend goldnen Haar,
Am flatternden Gewand.

»Mit diesen Versen aus einem Schönheitshymnus Rossetti's

lässt sich der poetische Zauber, welcher die Geburt der schaumgeborenen Aphrodite umschwebt, vielleicht am ersten in Worte fassen. — — — Leise plätschernd umspielen die Wogen das schwankende Fahrzeug, auf dessen Rand die reizende Liebesgöttin steht, Brust und Schoss mit keuscher Gebärde bedeckend. Eine unendliche Fülle goldenen Haares umflattert die Himmlische. — — — Man hat diese Gestalt mit Recht als das schönste Venusbild der neueren Kunst gepriesen; es lässt sich wohl überhaupt nur mit der schlummernden Venus des Giorgione vergleichen, wo uns ebenso die Reinheit der Seele entzückt, die in der keuschen Hülle eines vollendet schönen Weibes Wohnung genommen hat. Wie eine Sage aus dem goldenen Zeitalter, das Marsilio Ficino in seinen Briefen mit so glühenden Farben geschildert hat, redet dies Bild zu uns, vor welchem sich der Beschauer bald als unberufener Zeuge eines der heiligen Geheimnisse fühlt, welche die Natur im grossen Buche ihrer Wunder verborgen hat. So wahr ist dieser Vorgang geschildert, so lebendig wirkt der jungfräuliche Reiz der atmenden Göttin u. s. w.« — Dieser ganze Wortschwall, bei dem ich noch alles nicht direkt auf die Venus Bezügliche wegliess, wird durch das (beigefügte) Bild noch überflüssiger gemacht. — Schreibt man so Kunstgeschichte? [1]) Ich glaube nicht. — Es wird Brücke nicht erwähnt, Ullman nicht erwähnt, Warburg (die Geburt der Venus und Primavera von Sandro Botticelli. Diss. inaug. Strassburg 1892) nicht erwähnt — nur Steinmann.

Ich möchte diesen Phrasen das Folgende gegenüberstellen.

---

[1]) So schreiben aber unsere modernen deutschen Kunstgelehrten. Sie sehen nicht, weil sie niemals wirklich sehen lernten. Dafür klingeln sie mit Worten und erfinden Ideale, die jeder Wahrscheinlichkeit spotten.

Die Figur der Venus des Sandro Botticelli ist erfüllt von einem zarten, wehmütigen Liebreiz, der einen tiefen Eindruck macht. Betrachtet man die Gestalt näher, so findet man in dem langen, schmalen Halse, den stark abfallenden Schultern, dem schmalen eingesunkenen Brustkasten, dem dadurch bedingten Tiefstand und der geringen Divergenz der Brüste den ausgeprägten Typus der Schwindsüchtigen wieder, der, wie im Leben, so auch in der bildlichen Darstellung durch seine tieftraurige Schönheit das innige Mitleid des Beschauers erregt. — Wenn wir bedenken, dass Simonetta Catanea im Jahre 1453 geboren ist, und, nachdem sie sich 1468 mit Marco Vespucci verheiratet hatte, bereits im Jahre 1476, noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, an Schwindsucht starb, so ist es mehr als wahrscheinlich, dass sie, wie einige Autoren annehmen, wirklich als Modell zu Botticellis Venus gestanden hat, und dass der Künstler aus leicht begreiflichen Gründen nur das Gesicht etwas verändert hat. (Auch auf dem Bildnisse der Simonetta von Pollajuolo in der Sammlung des Duc d'Aumale zeigt der bis unter die Brüste entblösste Oberkörper trotz seiner grossen Schönheit alle Zeichen von Schwindsucht. Stich von de Mare in der Gazette des beaux-arts, 22.) Botticelli hat also, ohne es zu wissen, den Typus einer schönen Schwindsüchtigen zu seinem Ideal gemacht. Seine Bewunderer und Nachfolger aber wussten dies auch nicht und haben, seinen Idealen nachstrebend, ihren gesunden Modellen das Gepräge der Schwindsüchtigen aufgedrückt und so unwahre Mischgestalten geschaffen. — Dies eine Beispiel möge genügen, um darzuthun, wie sich in den späteren Werken Natur und Kunst in den verwickeltsten Verhältnissen verschlingen. Um einem Künstler gerecht zu werden, muss man nicht nur seine

Werke, sondern auch sein Leben und die Zeit, in der er lebte, äusserst sorgfältig studieren, doch nur selten wird es gelingen, daraus ein giltiges Schönheitsideal zu formen [1]). — Je eher wir imstande sind, den Kunstwerken analoge Gestalten im Leben zurückzufinden, desto wahrscheinlicher wird es, dass der Künstler sich ganz an das Leben gehalten hat, und in dieser Beziehung stehen die nackten weiblichen Gestalten der Tizian, Giorgione, Palma Vecchio und van Dyck oben an. Rembrandt und Rubens sind ihnen ebenbürtig in der Naturwahrheit, jedoch haben beide keine so schönen Modelle gehabt [2]).«

So hässlich wie die Kleidung am Ausgange des Mittelalters gewesen ist, so hässlich waren auch die Menschen. Über die erste sagt J. Falke: [3]) »Die Pracht blendet, aber edlen Geschmack, Anmut, schöne Linien, Reiz suchen wir vergebens in der äusseren Erscheinung dieser Menschenwelt. Lasciv und kokett nach der einen Seite, sind diese Trachten nach der andern steif und formlos, ja missgestaltet und barock.« Man möchte fast sagen, wenn man diese Modeprotzen einerseits und die verkrüppelten Körper, die blöden oder rohen Gesichtszüge andererseits auf den bildlichen Darstellungen jener Zeit betrachtet, dass eine schöne, wahrhaft ästhetische Gewandung nur von schönen Menschen gewählt und getragen wird; dabei liegt der Vergleich mit dem Altertum, dem Zeitalter der Kreuzzüge, dem Rinascimento in den romanischen Ländern — und im negativen Sinne mit unserem nüchternen Jahrhundert nahe genug.

---

[1]) Möglich ist dies nur an den Werken des hellenischen Altertums.

[2]) Dr. C. H. Stratz: »Die Schönheit des weiblichen Körpers.« S. 21 ff.

[3]) J. Falke: »Deutsche Trachten- und Modenwelt« I. 227.

Ähnlich, wie das auch heute der Fall ist, beherrschte am Ausgange des Mittelalters die ödeste und flachste Genussucht die Gemüter und drückte ihnen den Stempel geistlosen Wesens auf. Auf den grossartigen, aber niemals in das Volk eingedrungenen Aufschwung der äusseren Kultur in der Epoche des höfischen Lebens, folgte die jämmerlichste Entartung und das Aufkommen eines Elementes, das völlig im Materialismus versunken, Luxus und prunkende Zurschaustellung der mit Handel und Gewerbe errungenen Reichtümer liebte, aber wirkliche Ideale gar nicht zu verstehen vermochte. So trat denn für jene, nur dem Instinkte folgenden Kulturbarbaren an die Stelle der Venus victrix die schamlose Venus vulgivaga; das Minnelied verwandelte sich in obscöne Gassenhauer, die Liebe in einen rein mechanischen, nicht einmal nach Raffinerien verlangenden Akt, die irdische Vertreterin der himmlischen Göttin in die freche Bewohnerin eines schmutzigen »Freudenhauses«, und der Mann in einen stupiden Trunkenbold, dem Fressen und Saufen als die liebste Beschäftigung erschien.

Wie hätte die nordische Kunst bei derlei Eindrücken ein Schönheitsideal zum Ausdruck bringen können? Die Beziehungen der Künstler zu der Frauenwelt entbehrten jeder idealen Grundlage; es sei nur an die Ehen Dürers und Holbeins erinnert. Noch im XVI. Jahrhundert und zu der Zeit, da Tizian auf der Höhe seines Könnens stand, brachte die nordische Kunst kaum ein halbwegs erträgliches Bild vom unbekleideten weiblichen Körper zu Stande. Sehen wir uns nur einmal die plattbrüstige, steif mit mageren Beinen und auf Plattfüssen daher staffelnde »Venus« des Lucas Cranach an, der doch als hochgeehrter Maler in steter Verbindung mit einer reichen Hofhaltung lebte und

dem dadurch mehr wie jedem anderen Künstler im ganzen Reiche die Gelegenheit sich bot, wirkliche Schönheiten zu erschauen, sofern es solche eben gab. Oder das »Urteil des Paris« von dem nämlichen Meister! Da liegt ein sichtlich bezechter Landsknecht im Gebüsch und vor ihm entkleiden sich drei frech lachende Dirnen, die über so wenig körperlichen Reiz verfügen, dass sie im romanischen Lande bei ihrem Gewerbe sicherlich verhungert wären. Oder, man beschaue sich das »Frauenbad« von Dürer: Giebt es überhaupt etwas Scheusslicheres wie diese Versammlung abschreckender Hässlichkeiten?

Die modernen Supernaturalisten und Krankenhaus-Maler haben so etwas, zur Ehre der Kunst sei es gesagt, nie fertig gebracht. Und Dürer schuf diese Darstellung im naiven Vergnügen, die Natur getreulich zu kopieren; vielleicht hat er ja nur ein einziges Mal, beim Einzuge Karls V. in Antwerpen, schöne weibliche Körper gesehen. Dass Cranach nach lebenden Modellen malte, und dass diese einem Bevölkerungskreise angehörten, in dem sich alle äusseren, rein materiellen Bedingungen vereinten, die notwendig erachtet werden müssen, um schöne Menschen hervorzubringen, dürfte wohl kaum zu bestreiten sein.

Ein altes deutsches Sprüchwort sagt jedoch schon, dass wo Nichts ist, der Kaiser sein Recht verloren habe.

Erst im XVIII. Jahrhundert, zu einer Zeit da Rohheit, unduldsamer Puritanismus und sonstige Barbareien langsam weichen, erscheint in den nordischen Ländern so etwas wieder, das als »schöner Mensch« bezeichnet werden kann; vor den Prachtfiguren, welche das Altertum und Tizian schufen, stehen freilich die Rokkoko-Gebilde noch immer erheblich zurück. In den Niederlanden haben Rubens und

Rembrandt bereits im XVII. Jahrhundert Frauen gemalt, die, wenn sie auch nicht im entferntesten von der Schönheit und Anmut durchtränkt sind, welche den Modellen Tizian's und Palma Vecchio's zu eigen gewesen, mindestens nicht hässlich-langweilig erscheinen. Das sind flandrische Bürgerinnen voll strotzender Lebensfülle und kräftiger Sinnlichkeit, welche oft nahezu an das Gröbliche streift, aber zugleich verrät, dass die Kultur in den Niederlanden darnach strebte, ein Liebesideal zu finden. Erreicht hat sie es nicht; die vielen uns erhalten gebliebenen Darstellungen aus dem Volksleben lassen deutlich genug erkennen, dass Trunk, Spiel und Umgang mit Dirnen den Mynhers als recht ergötzliche Dinge galten.

Und nun das Rinascimento, Tizian!

»Warum — ruft Jakob Burckhardt aus[1]) — sind dieses ewige Formen, während die Menschen es so selten über schöne Modellakte hinausbringen? Weil Motiv und Moment und Licht und Farbe und Bildung mit einander im Geiste Tizians entstanden und wuchsen. Was auf diese Weise geschaffen ist, das ist ewig. Die wonnig leichte Lage,[2]) die Stimmung der Carnation zu dem goldnen Haar und zu dem weissen Linnen und so viele andere Einzelschönheiten gehen hier durchaus in der Harmonie des Ganzen auf, nichts präsentiert sich abgesondert.«

Und Wilhelm Lübke sagt:[3]) »In ähnlichem Sinne, wie es von den griechischen Bildwerken gilt, kann man bei

---

[1]) Jakob Burckhardt: »Cicerone.« II.

[2]) Gemeint wird das in der Tribuna der Ufficien zu Florenz aufbewahrte Venusbild, dessen lebendes Modell die Geliebte des Herzogs von Urbino gewesen sein soll.

[3]) In einer Abhandlung über Tizian.

den Gestalten Tizians von ihrer Natürlichkeit sprechen. Aber es ist eine auf die höchste Stufe der Schönheit, Kraft und Gesundheit erhobene Natur, frei von allen Kümmerlichkeiten, jenem Zufälligen und Kleinlichen oder gar Hässlichen, in welchem man unter unserm nordischen Himmel von jeher seit den Tagen Dürers bis auf die Gegenwart das Wesentliche der Natur zu finden geglaubt hat. Es ist also im vollen und besten Sinn eine idealische Natur, nicht eine nach Abstraktionen idealisierte, sondern eine aus der Fülle und Tiefe künstlerischer Anschauung wiedergeborne.«

Es ist der freie und feine Lebensgenuss gewesen, wie ihn besonders Venedig durch mehr als drei Jahrhunderte, fast bis zum Sturze der Dominante kannte, welcher den Künstler wie den Menschen Tizian über alle erhob, die vor und nach ihm an das Problem der Darstellung vollendeter weiblicher Schönheit herantraten. Nicht das sinnlich Reizende in den Linien des Frauenkörpers, wie dies Correggio that, malte uns der grosse Venetianer, sondern das volle warme Leben, das im Dasein an und für sich bereits den höchsten Genuss findet. Den Liebesgöttinnen des Meisters sehen wir es an, dass sie nichts anderes sind als schöne Frauen, die ihre Vollkommenheit wohl kennen und auch wissen, dass sie um ihrer Reize und um der Kunst willen, welche sie darstellte, gleichsam unsterblich sein werden.

Schon die Zeitgenossen des Meisters wussten sich zu erzählen, dass er über die herrlichsten Modelle aus den Kreisen der höchsten Gesellschaft verfüge. Zu wiederholten Malen hat er die Gestalten der Geliebten mächtiger Herren auf die Leinwand gebracht. Trotzdem liegt stets auf dem Antlitz dieser Frauen der Ausdruck der natürlichen Unbefangenheit. »Es ist keine kokette Schaustellung, keine

Empfindung der Schuld, kein kleinlicher Reiz des Verbotenen darin. Der goldene Rahmen umspannt ein Stück des Paradieses; wer möchte einen unreinen Gedanken hineintragen?«

Das im »Salon quarré« des Louvre aufgehängte Bild, welches eine Dame bei ihrer Toilette und vor einem Spiegel im ruhigen Anschauen ihrer eigenen Schönheit zeigt, wird wohl als das Porträt der Geliebten des Malerfürsten bezeichnet.[1]) Die Annahme ist willkürlich und wenn wir auch aus einem Briefe Tizians wissen, dass er seine Geliebte malte, so ist doch lange nicht ausgemacht, dass gerade diese Leinwand jene Frau darstellt, die einst das Herz des grössten Darstellers weiblicher Schönheit besass. Freilich, man sieht es diesem Gemälde an, dass auf ihm die Liebe den Pinsel führte, so vollendet ist es, so vollkommen schön, und Lübke hat wohl recht, wenn er erklärt, dass sich hier das Ideal Firenzuolas verwirklicht habe.[2])

Die Frauen im Italien des Rinascimento, welche ihr Leben der illegitimen Liebe weihten, suchten ihre Vorbilder bei den antiken Hetären. Sie wollten schön sein, körperlich und geistig, und sie waren es. Selbst gewöhnliche

---

[1]) In Paris trägt es die amtliche Benennung: Alfons von Ferrara und Laura de' Dianti. Ticozzi nämlich erklärt, dass diese Frau thatsächlich Laura de' Dianti gewesen ist, die Tizian ein anderesmal nackt dargestellt hat. Das letztere Gemälde soll sich noch in Ferrara befinden. Laura entstammte einer armen Familie, zeichnete sich jedoch durch ihre ungewöhnliche Schönheit und ihren glänzenden Geist aus. Nach dem Tode der ersten Gemahlin des Herzogs, der Lucrezia Borgia, nahm sie unter dem Namen Eustochia deren Stelle an der Seite des Geliebten ein.

[2]) Über des Firenzuola's Abhandlung »Von den Schönheiten der Frauen« vergl. Dr. Reinhold Günther: »Frauenschönheit im Spiegel der Jahrhunderte.« (Zürich u. Leipzig, 1897) S. 112 ff.

Courtisanen verfügten in jener Zeit über ausgebreitete Kenntnisse und mannigfache künstlerische Talente.[1]) Lucrezia Borgia, welche Unwissende heute noch als »das Muster eines berüchtigten sitten- und schamlosen Weibes« bezeichnen, besass die feinste Bildung und in hohem Masse »die Kultur der natürlichen Anmut eines hochbegabten Weibes durch die Erziehung, die durchgebildete Grazie. Sie entsprach im Weibe demjenigen, was im Manne der vollkommene Anstand des Kavaliers war.«[2]) Solche Frauen vermochten die Kunst zu den höchsten Leistungen anzuspornen, lohnten sie doch gleich den griechischen Hetären den Meister, vor dem sie ihre Reize enthüllten, gewiss nicht selten auch mit ihrer Liebe. Mochte das vielleicht auch ein flüchtiger Rausch sein, so war es doch ein Himmelssold und gerade weil er dem Künstler von mehr als einer irdischen Vertreterin der Liebesgöttin gewährt ward, so drückte er seiner Kunst einen unvergänglichen Stempel ewiger heiterer Schönheit auf.

Wie kläglich erscheinen neben den Liebesfürstinnen und Liebesköniginnen des italienischen Rinascimento die Geliebten mächtiger nordischer Herren im theologisierenden Zeitalter der Reformation und Gegenreformation! Hören wir, dass sie schön gewesen seien, so denken wir unwillkürlich an die »Venus« des guten Lucas Cranach; dass sie einen reichen Geist besessen hätten, meldet Niemand. Nicht eine einzige, ausser der ersten Staatsmaitresse in Deutschland, der »schönen Giesserin« Anna Sydow, erhob sich über das Niveau gewöhnlicher Weiber hinaus. Nur der

---

[1]) Jakob Burckhardt: »Die Kultur der Renaissance« (1860) S. 396.

[2]) F. Gregorovius: »Lucrezia Borgia«: I. 27/28.

Zufall warf sie in die Arme eines Fürsten, anstatt dass sie in einem Frauenhause endeten. Über sie alle besitzen wir lediglich dürftige Nachrichten und diese lassen uns erraten, dass jene Huldinnen ungefähr vom nämlichen Schlage waren wie die »Dragonerbraut«, die unehelich und leibeigen geborene Katharina, welche schliesslich russische Zarin wurde.[1]) Die spätere Markgräfin von Bayreuth, Friederike Sophie Wilhelmine giebt in ihren Memoiren von der Zarin, welche sie 1717 in Berlin sah, folgende Beschreibung: »Sie war klein und untersetzt, sehr brünett und besass weder Air noch Grazie. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihre geringe Herkunft zu erraten. Nach ihrem lächerlichen Aufzuge hätte man sie für eine deutsche Schauspielerin gehalten. Ihre Kleidung schien auf dem Trödel gekauft worden zu sein. Sie war à l'antique und sehr mit Silber und Flitterwerk überladen« usw. Ueber ihren Lieblingsgenuss schreibt der sächsische Gesandschaftssekretär Freussdorf im August 1726: »Wenn Fürst Menczikoff die Zarin des Morgens besucht und vor ihr Bett kommt, fragt er: Was wollen wir trinken? Beliebt Ew. kaiserliche Majestät eine Schale Branntwein? Hat man nun davon eine starke Portion eingenommen, so wird dann den Tag über bis in die späte Nacht mit allerhand Wein und mit gemeinem Branntwein die Fortsetzung gemacht, solchergestalt, dass man wenig nüchtern, sondern alle Zeit schwindlich und dösig ist.« Katharina starb denn auch an der Wassersucht; bei der Öffnung der Leiche fand man Lungen und Leber ganz von Geschwüren zerfressen.

---

[1]) Über Katharina I. zu vergl. Friedrich Bülau: »Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen.« Neu abgedruckt in der Universal-Bibliothek (Reclam) No. 3330.

Es sei gern zugestanden, dass die Gemahlin Peters des Grossen über viel natürlichen Witz verfügte und er gut daran that, sie zu seiner Nachfolgerin einzusetzen. Aber eine Barbarin ist sie immer gewesen, so gut wie jene anderen fürstlichen Geliebten, denen ein minder glänzendes Loos beschieden blieb.

Übrigens traten in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts an den verschiedenen deutschen Höfen noch ganz ähnliche Gestalten in Erscheinung, so in Berlin die Gräfin Wartenberg, in Stuttgart etwas später die Grävenitz u. s. w.

Die Wartenberg war eine Schifferstochter Namens Ricker aus Emmerich. Der kurfürstlich brandenburgische Kammerdiener Biedekap heiratete sie, nachdem er ihre erste Bekanntschaft in einer gemeinen Kneipe gemacht hatte. In Berlin ward das freche und späterhin ausschweifende und hässliche Weib[1]) die Geliebte des Grafen Kolbe-Wartenberg, der sie nach dem Tode Biedekaps heiratete. Diese Hochzeit ward in des Kurfürsten Friedrich III. Gegenwart im Hause des Kammerdieners Kornmesser gefeiert. Unbegreiflich blieb es schon den an mancherlei Dinge gewöhnten Zeitgenossen, dass der erste preussische König diesem Weibe die höchsten Gnaden gewährte[2]).

---

[1]) Sie versuchte es nach Angabe von »La Saxe Galante« auch den starken August von Sachsen zu einem Schäferstündchen zu gewinnen. August ward jedoch durch die Hässlichkeit dieser Potiphar abgeschreckt.

[2]) Friedrich protestierte stets dagegen, dass er jemals intime Beziehungen zu seiner Freundin unterhalten habe. Sie selbst sagte später einmal zu Poellnitz, als er mit ihr über dieses Thema scherzte: »Oh, was den König anbetrifft, nein! Niemals ist das geringste dieser Art zwischen uns geschehen. Ich habe Ihnen alle die übrigen zugestanden, es wäre also doch natürlich, dass ich auch diesen zugäbe, dessen Liebe mir die höchste

Schliesslich wurde die Unverschämtheit der Wartenberg aber doch zu gross[1]) und als ihr Mann von seinem Ministersessel stürzte, musste sie ihn in die Verbannung begleiten.

Bei derartigen Zuständen mag man es gewiss verstehen, wenn die hohen Herren ihre Maitressen vorzugsweise aus den Reihen der welschen Komödiantinnen und Tänzerinnen erkoren. Diese besassen doch wenigstens etwas Anmut. Selbst am sächsischen Hofe spielten solche Elemente neben den blaublütigen Geliebten keine geringe Rolle. Übrigens waren die Haupt- und Staatsmaitressen alle durch die französische Schule gegangen und diejenige, welche anerkanntermassen als die erste unter ihnen galt, die schöne Aurora von Königsmarck, ist ebenfalls eine Ausländerin gewesen.

Man glaube aber nur ja nicht, dass die Moralität die deutschen Damen jener Zeit daran verhinderte, fürstliche Maitressen zu werden.[2]) Nein, es war lediglich der Mangel an Anmut und Geist, dem sie ihre Zurücksetzung verdankten.

Dass diese Elemente der Kunst keine Förderung gewähren konnten, versteht sich leicht. In der That, die gemalten und gemeisselten Liebesgöttinnen des Barock-

---

Ehre hätte sein müssen.« »Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la Maison de Brandebourg, Royale de Prusse, écrits par Charles Louis, Baron de Poellnitz. I, 191.«

[1]) Poellnitz erzählt in den »Mémoires« (I. 348) aus dem Jahre 1710 eine sehr bezeichnende Anekdote von der Frechheit, mit der die Wartenberg selbst der Königin und zwar in deren eigenen Gemächern begegnete. Die Gräfin konnte nur durch einen bestimmten Befehl des Königs zu einer Entschuldigung gezwungen werden.

[2]) Vergl. hierüber: Dr. Reinhold Günther: »Weib und Sittlichkeit.« (Carl Duncker, Berlin, 1898) S. 233 ff.

Zeitalters sind im besten Falle mehr oder minder entkleidete Hofdämchen, gewöhnlich jedoch wenig ansprechende, den frechen Courtisanentypus aufweisende Aktmodelle.

Seume hat (in dem »Spaziergang nach Syrakus«) ein vernichtendes Urteil über den ästhetischen Sinn seiner Zeit mit den Worten gefällt: »Empörend aber ist es für Geschmack und Feinheit des Gefühls, wenn man in unserm Vaterlande in der schönsten Gegend das hässlichste Bild der Aphrodite Pandemos mit den hässlichsten Attributen zuweilen aufgestellt sieht. Das heisst die Sittenlosigkeit auf der Strasse predigen und blos ein tiefes Gefühl für Freiheit und Gerechtigkeit hat mich gehindert, die schändlichen Missgeburten zu zertrümmern oder in die Tiefe des nahen Flusses zu stürzen.«

Andererseits herrschte eine Prüderie, welche sich oft ebenso ärgerlich wie lächerlich äusserte. Friedrich Förster hat eine sehr bezeichnende Anekdote hierüber aufbewahrt.[1]) Minna Stock, die Mutter Theodor Körner's, war als Braut von dem bekannten Porträtmaler Graff, der sich für ihre seltene Schönheit begeistert hatte, auf die Leinwand gebracht worden. Graff berichtete nachmals darüber: »Noch niemals hatte ich ein Bild mit so viel Liebe und Lust gemalt, wie dieses, nie war mir eines besser gelungen und wird mir auch keines wieder so gelingen, ich hatte meine Freude daran . . . Aber, Körner's Vater war Superintendent und zwar ein strenggläubiger von dunkelster Färbung und schwer herabhängender Wolkenperücke! Als das glückliche Brautpaar ihm das Bild auf sein Zimmer bringt und dem Papa eine grosse Freude zu machen gedenkt, ruft er beim

[1]) »Kunst und Leben.« Aus Friedrich Försters Nachlass herausgegeben von Hermann Kletke. S. 88 ff.

ersten Anblick mit Entsetzen aus: »ein Sündenkonterfei! ein heidnisches Götzenbild! ein heidnisches Götzenbild! eine Venustochter ohne Scham und Scheu! Dergleichen werde ich weder vor meinen noch vor Euren Augen dulden!« ... Der hochpriesterliche Scharfrichter schnitt die Leinewand mit dem Federmesser aus dem Blendrahmen, legte es wie einen Bogen Papier zusammen und gab es dem verstummten und erstaunten Sohne mit der strengen Weisung, ein so unchristliches Bild ihm nie wieder vor die Augen zu bringen . . . Die Anwesenden waren neugierig zu erfahren, was denn wohl der geistliche Herr so Anstössiges an dem Bilde gefunden habe? worauf Graff erwiederte: »Ja, das haben sich weder die Frauen noch die Herren, welche das Bild auf meiner Staffelei gesehen hatten, noch hab' ich es mir selber zu erklären gewusst. Im allgemeinen mag die grosse Anmut und Schönheit einen bezaubernden Eindruck auf den frommen Mann gemacht haben, im Einzelnen aber der den züchtigen Busen nur leicht verhüllende Schleier unbequeme Empfindungen erregt haben.« [1])

Man sieht, die Bilderstürmerei sitzt dem Puritanismus tief im Blute, und so lange es zum guten Ton gehört, immer noch mit der Heuchelei und der Unnatur wenigstens auf dem »Hochachtungs-Fusse« zu stehen, wird die Kunst niemals dazu gelangen ideale Schönheit verklären zu können.

Welche weiblichen Modelle stehen nun heute den bildenden Künstlern zur Verfügung?

---

[1]) Die zelotische Barbarei hatte glücklicherweise das Bild nicht zerstört. Lange vermisst, fanden Frau Minna und Förster die zusammengerollte Leinwand nach dem Tode Körners unter alten Papieren wieder auf. Das Porträt konnte wieder hergestellt werden und gelangte in den Besitz Försters.

»Weitaus die meisten Künstler sind auf bezahlte Modelle angewiesen, und da dieselben sich meist aus den ärmeren, schlecht genährten Klassen rekrutieren, so findet man nur ausnahmsweise schöne Gestalten unter ihnen. — Unter hundert Lichtbildern in dem bekannten ‚Akt' von Koch und Rieth hat kein einziges dieser Künstlermodelle einen normalen Körper, ebensowenig in den fünfzig Freilichtstudien von Koch. Im Kinderakt von Max Peiser findet sich nur ein einziges Mädchen (Blatt 41), das normal gebaut ist. Also eine unter zweihundert, die aus dem Modellstehen einen Beruf machen. — Wenn der Künstler sich, was vielfach geschieht, dadurch helfen will, dass er von einem Modell diesen, von einem anderen jenen Körperteil benutzt, dann thut er der Natur Gewalt an, indem er die Individualität zerstört. Auf diese Weise wird er niemals imstande sein, ein harmonisches Gebilde zu schaffen.« [1])

Und findet der Meister ein Modell, das wahrhaft schön ist und lässt er seine die herrliche Gestalt verklärende Kunst von der Liebe leiten, so läuft er Gefahr, dass sein Werk von Barbaren zerstört, er selbst aber durch Intriguen auf's äusserste bedroht wird. Man denke nur an »Félicie« und ihren Schöpfer!

Wann werden die Frauen, anstatt um unfruchtbare und ihnen selbst verderbliche Rechte zu streiten, daran gehen, der Welt wieder ein Liebesideal zu schaffen, indem sie der Kunst dienen gleich den Helleninnen, den Italienerinnen des Rinascimento? Wann werden sie einsehen lernen, dass

---

[1]) Dr. C. H. Stratz: »Die Schönheit des weiblichen Körpers.« S. 188/189.

solche Art Emancipation von der uns beherrschenden Heuchelei ihre vornehmste Aufgabe sei?

* * *

Es bleibt ein Wort noch darüber zu sagen, was die Dichter und die Ästhetiker thaten, um ein Schönheitsideal zu entwerfen.

Zunächst bemerken wir, dass die Poeten ihre Ideale nach den Ansichten formen, welche gerade ihre Zeit und die Kunst ihrer Lebensepoche aufstellen. So hätte es beispielsweise ein antiker Dichter niemals vermocht, die Schönheit einer Barbarin zu schildern; die ersten Spuren, dass sich ein Verständnis für die körperlichen Reize germanischer Frauen bei den Romanen bemerkbar macht, finden wir um die Zeit des Unterganges des Römerreiches.[1]) Ein deutscher Minnesänger konnte sich niemals für eine schöne Jüdin begeistern, alles, was die Romantiker nach

---

[1]) Hier das älteste Beispiel. Ausonius, ein angesehener Römer, der zu Valentianus' I. Zeit, also in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte, erhielt aus der Kriegsbeute eines glücklichen Zuges gegen die Alemannen ein germanisches Mädchen, die Bissula, zugeteilt. Er besang sie wie folgt:

„Bissula, die nicht in Wachs nachahmbar oder in Farben,
„Schmückte mit Reizen Natur, wie nimmer der Kunst sie gelingen,
„Ja, mit Mennig und Weiss malt Bilder euch anderer Mädchen;
„Doch dies Farbengemisch des Gesichts nicht malen es Hände.
„Mische doch, Maler, wohlan, die Ros' und Lilienweisse
„Und die duftige Farbe dann nimm zu Bissulas Antlitz."

In vollem Enthusiasmus berichtet Ausonius dann weiter von dem lieblichen Antlitz seiner Geliebten, ihren blauen Augen und blonden Haaren. Diese Barbarin, sagt er, besiegt mit ihrer natürlichen Holdseligkeit alle die verzärtelten und geschniegelten römischen Puppen.

dieser Richtung hin gefabelt haben, ist barer Unsinn, weil den kulturgeschichtlichen Thatsachen widersprechend. Nur in der alten spanischen Litteratur, die vor dem XV. Jahrhundert entstanden ist, begegnen wir derartigen Denkmälern. [1]) Denn damals und dort waren die Hebräer nicht verachtet, wohl aber in allen germanischen Ländern.

Dass ein Romanschriftsteller es wagen durfte, für die etwa im gemeinen Volke verborgenen Schönheiten ein Auge zu haben, erschien im XVII. und in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ganz unmöglich. Spielt ein hübsches Mädchen in dienender Stellung eine Rolle in den Erzählungen jener längst vergessenen Autoren, so entpuppt sie sich regelmässig als eine Hochgeborene, welche nur aus Zufall oder aus Laune für den Augenblick in die Aschenbrödeltracht schlüpfte. Erst, nachdem die revolutionären Wellen langsam aber stetig an den Grundfesten der alten Ordnung zu rütteln beginnen, erscheinen die hübschen Bäuerinnen, die tugendhaften schönen Bürgermädchen in den Liebesfabeln, welche die Litteratur hervorbringt.

Das Schrifttum unserer Zeit sucht das Schönheitsideal in allen Ständen und bei allen Völkern. Es hat zudem die vagen Begriffe der »sittlichen« und der »sinnlichen« Schönheit entdeckt. Im einzelnen bemüht es sich mehr die Individualität des Ideals zu schildern als eine feste Regel für

---

[1]) Denn Jüdinnen gelangten vermöge ihrer hohen Schönheit nicht selten zu dem Range einer königlichen Geliebten und eine derartige Stellung allein sicherte ihnen die Aufmerksamkeit der mit den Höfen in enger Verbindung lebenden Dichter. In deutschen Landen hingegen wäre eine Jüdin noch im XVI. Jahrhundert nicht einmal in einem Frauenhause geduldet worden, so wenig wie ein Jude derartige öffentliche Anstalten besuchen durfte.

die zur wahren Schönheit notwendigen Formen aufzustellen. Letzteres bleibt freilich ein unmögliches Bemühen; denn jede Schönheit ist individuell und kann niemals mit einer anderen mehr als ganz oberflächlich verglichen werden.

Lessing sagt uns (»Laokoon« XX): »Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Teile, die sich aut einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, dass diese Teile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Teile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen. — Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nacheinander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, dass diese Elemente, nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, neben einander geordnet, haben; dass der konzentrierende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurücksenden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewährt; dass es über die menschliche Einbildung geht, sich vorzustellen, was dieser Mund, und diese Nase, und diese Augen zusammen für einen Effekt haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Komposition solcher Teile erinnern kann. — Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; Helena besass eine göttliche Schönheit. Aber nirgends lässt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxuriert haben!« — — — —

Und ferner (XXI): »Was Homer nicht nach seinen Be-

standteilen beschreiben konnte, lässt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt. Wer kann sich den geliebten Gegenstand der Sappho, bei dessen Erblickung sie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennt, als hässlich denken? Wer glaubt nicht die schönste vollkommenste Gestalt zu sehen, sobald er mit dem Gefühle sympathisiert, welches nur eine solche Gestalt erregen kann? Nicht weil uns Ovid den schönen Körper seiner Lesbia Teil vor Teil zeigt, sondern weil er es mit der wollüstigen Trunkenheit thut, nach der unsere Sehnsucht so leicht zu erwecken ist, glauben wir eben des Anblickes zu geniessen, den er genoss. — Ein anderer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholt, ist dieser, dass sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Der Maler kann die Bewegung nur erraten lassen, in der That aber sind seine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reiz bei ihm zur Grimasse. Aber in der Poesie bleibt er, was er ist, ein transitorisches Schönes, das wir wiederholt zu sehen wünschen. Es kommt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als blosser Formen oder Farben, so muss der Reiz in dem nämlichen Verhältnisse stärker auf uns wirken als die Schönheit.«

Folgt der Dichter diesen Ratschlägen und überlässt er es dem Leser seines Werkes, sich selbst aus den wenigen gegebenen Andeutungen ein Liebesideal vor die Phantasie zu zaubern, so wird er, in rein künstlerischem Sinne ge-

sprochen, die denkbar höchste Wirkung erzielen — ebenso wie andererseits der Künstler nur dann die ewige Schönheit uns nahe zu bringen vermag, wenn er sie ohne Zuthaten, also nackt und nicht durch Nebensächliches beeinträchtigt, darstellt.

Für die historische Erforschung des Schönheitsideals einer bestimmten Epoche oder eines Volkes, bedürfen wir jedoch der genauen Beschreibungen der Schriftsteller, welche diese von den körperlichen Reizen ihrer Phantasiegestalten entwerfen.

Es ist ganz richtig, dass das Altertum uns eine genügende Zahl von plastischen Werken hinterlassen hat, an denen wir unschwer erkennen mögen, was in der hellenischen Blütezeit für schön galt. Trotzdem sind wir wahrlich hoch zufrieden, dass auch die Poeten und Prosaisten sich nicht immer nur mit einzelnen allgemeinen Andeutungen begnügen, sondern auch Beschreibungen der von ihnen geschauten oder erwünschten körperlichen Reize geben. Aus dem Zeitalter der Kreuzzüge aber würden wir gar nichts davon wissen, was für ein Liebesideal die höfische Gesellschaft besass, wenn nicht die Minnesänger so gern in Worten von den schönen Eigenschaften ihrer Herrinnen geschwelgt hätten. [1])

Im italienischen Rinascimento endlich erschien die erste wissenschaftliche Abhandlung über die weibliche Schönheit und es mag gestattet sein, sie hier — mit einiger Freiheit

---

[1]) Hierüber zu vergleichen: Vachon: „La femme dans l'art.“ (Paris, 1891). Houdoy: „La beauté des femmes dans la litérature et dans l'art du XII. au XVI. siècle“. (Paris, 1876). J. Falke: „Deutsche Trachten- und Modenwelt“. I. Dr. Reinhold Günther: „Frauenschönheit im Spiegel der Jahrhunderte“. (Zürich u. Leipzig, 1897). —

und etwelchen Abkürzungen in's Deutsche übertragen — folgen zu lassen, da sie für immerwährende Zeiten von grösster Bedeutung für das von uns behandelte Thema bleibt.

Es ist des Messer Agnolo Firenzuola Schrift »Delle Bellezze delle Donne« (»Von den Schönheiten der Frauen«), welche er den »edlen, schönen Damen von Prato« widmete. Das kleine Werk hat die Form zweier Gespräche in antikem Muster, worin einige Prateserinnen mit Zwischenreden auftreten und datiert sich vom 18. Januar 1542. Wiederholt stützt der Autor sein Urteil und seine Behauptungen auf Wahrnehmungen, welche er an den Schönen des Städtchens machte. Dadurch gewinnt das Ganze viel Lebendigkeit.

Der erste »Discorso« giebt lediglich die allgemeinen Festsetzungen für die Schönheit und zwar in der Form einer trockenen, logisch-philosophischen Abhandlung. Erst das zweite Gespräch geht auf die Einzelheiten selbst ein. Nach der Art, wie sie Zeuxis gepflegt haben sollte, nimmt Firenzuola die einzelnen Schönheiten heraus; denn er lebt der Überzeugung, dass ein und dieselbe Person unter keinen Umständen alle mögliche und zu fordernde Schönheit in sich vereinigen könne, weder die körperliche noch die seelische.

Von den Farben kennt Firenzuola: Blond, löwenblond, rotblond, schwarz, leuchtend-weiss, lilienweiss, fast purpurrot und rosig.

»Und ihr wisst, sagt er, dass die wahre, einzig schöne Farbe der Haare das reine Blond ist. Das Löwenblond (gold-gelbblond) besteht aus zwei Arten, von denen die eine mehr ins Gelbe, die andere mehr ins Dunkle übergeht, in jenes nämlich, das wir fahlbraun heissen und wovon zwei leichte Pinselstriche hinreichen.« Zur Bekräftigung seiner

Worte beruft sich der Autor auf Apuleius, der erklärt habe, dass eine schöne Frau durchaus eines herrlichen wohlgepflegten Haarwuchses bedürfe.

Die Stirne muss geräumig sein; sowohl breit als hoch und von leuchtender Weisse wie von heiterem, freien Aussehen. Die Höhe misst sich vom Beginn des Scheitels an bis zu den Grenzen der Brauen und dem Nasenansatze. Die Stirne soll nach vieler Autoren Meinung ungefähr ein Drittel des Antlitzes in Anspruch nehmen. Das zweite Drittel von diesem entfalle dann auf den Raum bis zur Oberlippe, der dritte endlich reiche bis zur äussersten Spitze des Kinns. Die Höhe der Stirne muss demnach so viel ausmachen wie die Hälfte ihrer Breite; diese bestimmt übrigens die Höhe und die Höhe dagegen die Breite. Wir forderten die leuchtende Weisse. Darunter darf nicht etwa ein blasses, totes Weiss ohne jeglichen Glanz verstanden werden, sondern im Gegenteil ein leuchtender Schein in der Art, wie es der Spiegel hervorbringt — nicht aber ein Schein des Wassers, des Polirstahles oder des Fettes. Die Form der Stirne sei keineswegs völlig eben, sondern sie weise eine schwache Beugung auf in der Art des Bogens gegen dessen Kerbe hin. Zur Seite, an den Schläfen darf der Abfall etwas stärker sich ausdrücken.

Das ist es, was unsere Dichter die fröhliche Offenheit nennen.

Doch sprechen wir jetzt nur von den Augenbrauen, indem wir als Beispiel diejenigen von Verdespina (das ist nämlich eine der Anwesenden) nehmen; sie hat sie gleichsam von der Farbe des Ebenholzes, zierlich und von weichen kurzen Härchen, welche ganz gut von Seide sein könnten. Von der Mitte aus und in der Richtung, da sie verlaufen,

verjüngen sie sich; dies macht sie so anmutig. In leicht geschwungenen Bogen ziehen sie von der Augenhöhle unweit der Nasenwurzel gegen die Schläfen, um dort zu endigen. Das Auge soll, soweit es seinen Apfel, ausgenommen aber die Pupille betrifft, von jenem Weiss sein, das sich der Farbe der Leinblume nähert; dies jedoch in so geringem Masse, dass man es kaum bemerkt. Die Pupille, mit Ausnahme des Rädleins, welches sie inmitten trägt, braucht nicht gerade schwarz zu sein, obwohl alle Dichter, die hellenischen wie die römischen, und auch die unserigen vor allem die schwarzen Augen rühmen. Nichtsdestoweniger weiss man, dass die Göttin der Schönheit in ihren Pupillen die Bläue des Himmels wiederspiegelt — das sagen von der Venus auch die besten Autoren. Nicht selten beliebt jedoch etwa ein sanftes, fröhlich blickendes Dunkelbraun.

Das Auge muss gross sein, gewölbt und nicht gehöhlt, tief liegend. Ein tiefliegendes Auge muss wenigstens stolz blicken, ein gewölbtes hingegen bescheiden. Homer, welcher die Augen der Juno loben will, vergleicht sie mit jener einer Kuh, um damit anzuzeigen, dass sie rund, vorgewölbt und gross sind. Viele wünschen sie länglich geschlitzt, andere oval und auch dieses missfällt mir nicht. Sind die Lider weiss und mit Rosaäderchen gestreift und senken sie sich nicht wie aus Müdigkeit, so tragen sie viel zur allgemeinen Schonheit bei. Die Wimpern sollen nicht zu dicht und nicht zu lang und zu blond sein; die dunkelschwarzen gefallen mir am besten. Sie allein erlauben es ja, die Alle bezaubernden scheuen Blicke zu werfen. Die Augenhöhlung muss nicht stark ausgetieft erscheinen, nicht zu breit und von verschiedener Färbung als die Wange sein. Ich warne

die brünetten Damen, welche sich schminken, dass sie das Fett oder besser gesagt, das Pflaster nicht zu dick in der Augenhöhle auftragen; denn dadurch hindern sie die Beweglichkeit der Wimpern. Übrigens ist die Nachbarin von Mona Theophila nahe daran, in den nämlichen Fehler zu verfallen.

Die Färbung der mittelgrossen Ohren nähere sich eher dem bleichen Rot als dem Rubin oder wenn ich's noch deutlicher ausdrücken soll, mehr dem Schimmer der Topf- wie der wilden Rosen. Dennoch dürfen die Ohren lebhafter leuchten in den Windungen wie an dem Läppchen. Der Saum, welcher sie innen umgiebt, erscheine rosig transparent gleich den Körnern des Granatapfels. Vor allem verlangen wir aber, dass Muschel und Läppchen fest und wohlgeformt sich an den Kopf anfügen.

Von den Schläfen bleibt nicht viel zu erwähnen; es sei denn, sie möchten weiss und flach, nicht ausgehöhlt und nicht stark hervortretend erscheinen; auch dürfen sie nicht zu schmal sein.

Die Wangen brauche ich nicht mit vielen Worten zu beschreiben, da wir ihr schönstes Modell in denen der Selvaggia (also einer der Anwesenden) vor uns haben. Genug, die Wangen sollen ein etwas lebhafteres aber weniger schimmerndes Weiss tragen wie die Stirne. Dort wo sie beginnen, wünschen wir sie schneeweiss, dort am Hügel rosig etwa in der Färbung des schönen Abendhimmels in der Sommerszeit. Diese Färbung ist aber nichts anderes, wie wir alle wissen, denn ein mit Carmin beschattetes blendendes Weiss.

Wir kommen zur Nase, die für das ganze Antlitz, sei es ein männliches oder ein weibliches, von der grössten

Bedeutung bleibt. Denn wer nicht eine vollkommen schöne Nase besitzt, hat kein schönes Profil. Am Knorpel darf die Nase wohl eine geringe Erhöhung aufweisen, aber niemals bei Frauen in eine wirkliche Adlernase ausarten; diese nämlich ist hässlich. Im allgemeinen verlange ich sie gerade verlaufend, nicht lang und nicht gar schmal. Die Färbung am unteren Teile, über den Lippen ähnlich jener der Ohren, aber weit sanfter, niemals stark rosig oder weiss, als sei die Nase erfroren. Wo die fast unsichtbare Linie die beiden Nasenlöcher trennt, darf immerhin eine leichte Röte vorherrschen. Es versteht sich von selbst, dass die Nasenlöcher trocken und rein, und das ganz besonders an ihrem äussersten Teile sein müssen; sind sie feucht, so ist's ein widerlicher Anblick. Das bezeugt bereits ein lateinisches Sprichwort. Auch muss es für unschön gelten, die Nase zu rümpfen;[1]) denn dies bedeutet stets, die betreffende Person werde leicht zornig. Überdies verdirbt es das Profil.

Und nun zum Munde, der Quelle so vieler Liebessüssigkeiten. Er möge eher klein als gross, nicht gespitzt und nicht platt sein. Öffnet er sich zufällig, besonders wenn dies ohne Lächeln und wortlos geschieht, so dürfen sich nicht mehr als fünf bis sechs von den oberen Zähnen zeigen. Die Lippen sollen nicht zu fein, aber auch ja nicht zu dick sein und müssen gut auf einander passen, so dass der obere Teil nicht den unteren überrage und umgekehrt. Ihr Carmin muss sich über dem Inkarnat zeigen. Dort wo sie enden, sollen sie in einem abgestumpften Winkel verlaufen und

[1]) Und, fügen wir hinzu, hochmütig dareinzuschauen. Aber, wie viele Frauen versündigen sich nicht gegen diese Vorschrift und bewirken dadurch, dass ihr sonst gewiss gefälliges Antlitz dauernd eine hässliche Verzerrung aufweist.

nicht spitz oder in einer Bogenlinie. Es ist gewiss wahr, dass eine starke Unterlippe beim Öffnen des Mundes ein wenig mehr gegen die Mitte desselben hin anschwillt als die Oberlippe. Das teilt sie gleichsam in zwei Hälften und der genannte Aufwurf verleiht dem ganzen Gesicht grosse Anmut. In der Mitte der Oberlippe und unter dem Nasenstumpfe erscheint ein kleines mit Rosen besätes Grübchen. Wird der Mund mit süsser Bewegung und sicherer Anmut geöffnet, so dass ein heimliches Kichern im linken Mundwinkel entsteht: Beissen gar die Zähne unwillkürlich und nicht etwa aus Kinderei oder Gefallsucht, die Unterlippe, sehen wir, ach, es geschieht selten genug — ein demütig süsses Lächeln voll bescheidenen Verlangens, das ein leichtes Zwinkern der Augen begleitet, dann, ja dann mögen wir zur Erde schauen. Wer jedoch sehnsuchtsvoll hinblickt, dem begegnet die Anmut, ihm öffnet sich das Paradies und sein Herz erfüllt unfassbare Lust.

Aber, all dieses wäre nicht möglich, wenn nicht die Schönheit der Zähne bestände. Klein sollen sie sein, doch nicht zu winzig, viereckig, gleichmässig in schön geteilter Ordnung, blendend weiss und wie aus Elfenbein geschnitzt. Das Zahnfleisch ähnle eher einem rosigen Atlassaum als dem blutroten Sammet. Zeigt sich die Spitze der Zunge, so sei sie dünn, rot wie Brasilholz und klein, aber nicht spitz und viereckig.

Das Kinn wünsche ich rund, weder aufgestülpt und plump, noch auch spitzig; gegen die Beugung hin röte es sich ein wenig. Seine ihm eigentümliche und höchste Schönheit ist jene, von der Vallera spricht, wenn er die Reize der Geliebten aufzählend, ausruft:

»Meine Nencia hat im Kinne ein Grübchen
»Das verschönert ihre ganze Gestalt — — —«

Selbst die Bauern, die ein natürliches Schönheitsgefühl besitzen, erkennen, dass solch' ein Grübchen zu den Vollkommenheiten eines Frauenantlitzes gehöre. Dort, wo das Kinn gegen den Hals hin abfällt, darf es sich ein ganz klein wenig verdoppeln; das trägt zu der anmutigen Bildung des Halses bei.

Diesen will ich rund, voll entwickelt und weiss sehen ohne Leberflecken, ohne Krümmungen und ohne hervortretende Adern, mehr lang als kurz. Das Grübchen nur angedeutet und wie mit Schnee bedeckt; der Adamsapfel soll nur eben ein wenig hervortreten. Über dem allen liege ein rosiger Schein. Die Halswendungen müssen schöne Falten hervorbringen.

Die Schultern haben ein ziemliches Viereck zu bilden, also breit zu sein, auch dürfen sie nicht abfallen. Von der Brust verlange ich vor allem eine zarte, weisse Färbung, ihr vorzüglichster Schmuck ist die Breite. Auch möge sie fleischig sein, so dass man keinen Knochen daran bemerkt, wohl aber ein leichtes Zu- und Abnehmen der Muskeln. Auf den blendend weissen Schneegebirgen, die bei jedem Atemzuge dem Gefängnisse der Gewänder entfliehen wollen, ruhen Rosenknospen. Die Halbkugeln seien fest, frisch, richtig angesetzt und eher klein als gross.[1]) Die Breite der Hüften richte sich nach der Brust.

---

[1]) Dies war der altertümliche Geschmack. Im XVII. Jahrhundert prunkten die Italienerinnen mit möglichst üppig entwickelten Brüsten. Ähnlich die Rokkoko-Damen zu Rousseau's Zeit, da dieser das Selbststillen der Kinder durch seine Schriften über Erziehung in Mode gebracht hatte.

Das Bein will ich lang, eher dünn als dick, und zart an den unteren Teilen gebaut. Die Waden von genügender Stärke, weiss wie der Schnee und leicht oval anschwellend. Das Schienbein nicht zu fleischlos, aber auch nicht übermässig dick; die Fersen stark erhaben und keineswegs flach. Die Füsse verlange ich klein und schlank, doch nicht mager, dazu von hohem Spann. Wenn Homer von den Füssen der Thetis spricht, so nennt er sie silbern, ich fordere sie weiss wie von Alabaster. Da ich die Füsschen hier nicht unbekleidet sehen kann, so begnüge ich mich daran zu erinnern, dass die Schuhe nach den wahren Regeln der Kunst zugeschnitten werden sollten, d. h. lang, mit richtig geformten niedrigen Absätzen; die Breite der Notwendigkeit entsprechend, die Sohle kurz, niedrig und vorn nicht spitzig verlaufend.

Die Arme seien mässig lang, sehr weiss mit leicht rosiger Beschattung an den erhabenen Teilen, fleischig und muskulös, dies immerhin mit einer gewissen Zartheit in der Bildung der Muskeln verbunden, so dass sie nicht etwa dem den Cacus erwürgenden Herkules, sondern jenen gleichen, die Pallas Athene dem Hirten auf dem Berge Ida wies. Demnach: Natürlich kraftvoll, saftig, schlank und frisch, fest und prall. Drückst Du mit einem Finger darauf, so soll das Fleisch nachgeben und die Haut um die Druckstelle herum weiss erscheinen, lässt Du den Arm wieder frei, so muss das Weisse sogleich wieder übergehen in die frühere rosige Färbung. Die Hand wünsche ich weiss und das besonders auf ihrem Rücken, dazu gross und von

Leute, die von der Ästhetik nichts verstehen, begeistern sich auch heute noch für solche ekelhafte Hässlichkeit, wie sie ein übervoller und daher immer schlaffer weiblicher Busen darstellt.

mässiger Fülle mit gehöhlter Fläche. Diese sei rosig mit klaren, wenigen doch scharfen Linien, die sich weder kreuzen noch verwirren, sondern zierlich schneiden. Die Hügelchen des Jupiter, der Venus, wie des Merkur, mögen deutlich hervortreten, aber nicht zu stark; der Raum zwischen Daumen und Zeigefinger muss schön geformt sein und darf bei lebhafter Färbung keine Falten aufweisen. — Die Finger müssen von vollendeter Form sein. Sind sie lang, schlank und zart, so mögen sie ein ganz klein wenig dünner werden gegen ihre Spitzen hin; immerhin bleibe das fast nicht zu bemerken. Die Nägel klar und mit Rosen oder Granatflor bedeckt, nicht lang, nicht stark gebogen, nicht vollkommen viereckig, lediglich ein bischen abgerundet. Dazu müssen sie sauber und so gepflegt sein, dass der weisse Bogen an der Fingerhaut erscheint. Bis auf die Breite eines schmalen Messerrückens beschneide man sie und lasse auch nicht die geringste Spur eines schwarzen Saumes sich unter ihnen zeigen.«

Jakob Burckhardt setzt noch hinzu: [1])

»Neben dieser speziellen Ästhetik nimmt die allgemeine nur eine untergeordnete Stelle ein. Die tiefsten Gründe des Schönfindens, nach welchen das Auge »senza appello«, sich richtet, sind auch für Firenzuola ein Geheimnis, wie er offen eingesteht, und seine Definitionen von Leggiadra (Zierlichkeit), Grazia (Anmut), Vaghezza (reizende Schönheit), Venustà (blendende Schönheit), Aria (freies Äussere in der Erscheinung), Maestà (Hoheit) sind zum Teil philologisch erworben, zum Teil ein vergebliches Ringen mit dem Unaus-

---

[1]) Jakob Burckhardt: »Die Kultur der Renaissance in Italien« (1860). S. 346.

sprechlichen. Das Lachen definiert er — wahrscheinlich nach einem alten Autor — recht hübsch als ein Erglänzen der Seele.«

Der Minnegesang,[1]) die patrizischen Dichter[2]) und

---

[1]) Dietrich von Glaz giebt in seinem Gedicht »Der Borte« (Gürtel), abgedruckt in »Gesammtabentheuer« I, 455 ff. ein solches Ideal.

». . . . Der si bekande rehte,
Der gesach nie schoener wîp: wî, wie stolz was ir lîp!
Ir heubet, daruf gelwez hâr, stolz ir wengel rôsen var
Und liljenwîz darunder, mich nimet michel wunder,
Daz ir ougen sint sô klâr, si reht sam ein adel ar;
Ir wolgeschaffen nasebein was ze grôz noch ze klein,
Ir munt darunder rôsenrôt; wie saelik, dem si ir küssen bôt;
Ir kinne wîz, sine wel, ir kel was ein lûter vel,
Dadurch sach man des wines swank, swenne diu vrouwe trank;
Ir zene sam ein helfenbein, ir zunge sam ein guldîn zein,
Ir ahsel vil siuberlich, ir hende, ir arme ritterlich.
Stuonden ir ze wunsche wol; ir herze daz was tugende vol.
Swer ir an ir ougen sach, dem tet ir minne ungemach.
Ir lîp der was ungewollen ze wunsche wol en vollen;
Ir bein, ir vueze hovelich, ir schuohe stuonden ritterlich.
Ir guete was sô sueze, und waeren ir die vueze
Komen in des meres vlust, daz mer daz waere worden guot
Von iren vuezen reinen und von ir wîzen beinen.«

[2]) Aus einer Dichtung von Bernhard Rohrbach, einem Mitglied der berühmten Frankfurter Stubengesellschaft zum Limburg, stammt folgende Strophe:

»Sie ist gar ohn arge List,
An Zucht und Ehren ihr nit gebrist;
Sie ist auch aller Tugend voll,
Was sie thut, das ziembt ihr wohl,
Sie ist so tugendhaft und fein
Und leucht recht als der Sonnenschein;
Sie gleicht auch wol dem hellen Tag,

selbst die derben Bürger[1]) hatten im deutschen Mittelalter, jeder nach seiner Árt, ein Schönheitsideal gekannt. Der deutsche Humanismus dagegen hielt sich an ein romanisches Vorbild. Das geht klar aus der Aufzählung Bebels hervor von den einundzwanzig Schönheiten, welche eine schöne Frau bedarf[2]). Dies zeigt uns wieder, dass Deutschland im XVI. Jahrhundert keine eigene Schönheit

Kein Mensch ihr Lob schön preisen mag.
Sie hat ein rosenfarben Mund,
Zwei Wängelein fein zu aller Stund;
Sie hat ein schönes goltfarb Haar,
Zwei Aeuglein lauter und klar.
Ihr Zähn sind weiss als Helfenbein,
Ihr Brüstlein, die sind rund und klein,
Ihre Seiten, die sind dünn und lang,
Ihre Händlein schmal und dazu blank,
Ihre Füsslein schlicht und nit zu breit,
Der Ehren Kron sie pillich freit.«

[1]) In dem 1470/71 zu Augsburg zusammengestellten Liederbuch der Klara Hätzlerin (Edit. Haltau. 1840. p. LXVIII) findet sich der Wunsch:

»Ain haubt von Behmerland,
Zway weisse ärmlein von Prafand,
Ain brust von Swaben her,
Von Kernten zway tüttlein ragend als ain sper,
Ain pauch von Oesterreich,
Der wär schlecht und glaich,
Und ein ars von Pollandt,
Auch ein bayrisch fut daran,
Und zway füsslen von dem Rein:
Das möcht ain schöne fraw gesein.«

[2]) Heinrich Bebel's (von Justingen in Schwaben) »Facetien« (III) erschienen 1521. Dort heisst es: »Welches Weib ist mit allen natürlichen Gaben bedacht? Ein Weib wird nur dann vollkommen erscheinen, wenn es je drei Dinge hat: hart, weich, kurz, lang, schwarz, weiss, rot.« Im

mehr kannte. Freilich treten einzelne Dichter auf, die wie Hans Sachs in seiner Eva eine Frauengestalt feiern, wir hören auch von schönen Patriziertöchtern — wie Barbara Blomberg und Philippine Welser — denen die Liebe mächtiger Herren zufällt, aber das sind Ausnahmen. Für Ideale ist von jetzt ab und so lange die Glaubensstreitigkeiten andauern, kein Platz mehr im langsam dahinsiechenden Reiche.

Auch unserer Zeit fehlen die Ideale.

Die modernen Schriftsteller kennen im allgemeinen noch weniger von den notwendigerweise zu einer schönen Frau gehörenden Eigenschaften, wie die modernen Künstler. Wenn sie beispielsweise von einem schönen Fusse sprechen, so meinen sie einen eleganten Schuh, der wahrscheinlich ein monströses, krankhaft verändertes Etwas bedeckt, vor dem jeder Ästhetiker zurückschaudert. Begeistern sie sich für eine »herrliche« Büste, so meinen sie ein Pariser Korset, das seiner Trägerin wahrscheinlich den Brustkorb längst zusammenpresste, eine hässliche Schnürfurche schuf und auf die Eingeweide den ungünstigsten Einfluss hervorbrachte. Wir besitzen die Statue, welche ein berühmter französischer Bildhauer von jener Pariser Tänzerin gemeisselt hat, die gegenwärtig — wenigstens in Paris — als die schönste lebende Frau gilt. Ein Blick auf die völlig nackte und

---

Verlaufe der Aufzählung werden ausdrücklich gefordert: »Schwarz die beiden Augen und ihre Wimpern.« Das entspricht dem romanischen Typus.

Das altfranzösische »Liber de la louenge et beauté des Dames« kennt übrigens dreissig derartige Eigenschaften. Ebenso ein spanisches von Brantôme (»Dames galantes«) citirtes Sprichwort. Aber diese fordern ausdrücklich, in deutlicher Anlehnung an den antiken Geschmack, blonde Haare. Auch die Johanna von Aragon, Fürstin von Tagliacoci, des Augustinus Niphius Ideal (»De Pulchro«, 1549) hat »langes, goldig schimmerndes Haar«.

sicherlich getreu nach der Natur gearbeitete Gestalt zeigt eine hässliche Brust und die deutlich sich bemerkbar machende Schnürfalte und ein viel zu schweres Sprunggelenk. Die betreffende Dame, die als Modell diente, hat jene hässliche Haartracht eingeführt, welche die Ohren völlig verdeckt; böse Zungen behaupten, sie habe dazu sehr grosse Gründe gehabt.

Trotzdem wird diese Frau in Wort und Bild als eine irdische moderne Aphrodite verherrlicht; denn die Menge betet alles an, was ihr von einzelnen Leuten vorgesagt wird, wenigstens für eine gewisse Zeit. Die französischen Wörter »fou« und »foule« sind nicht umsonst einander so sehr ähnlich.

Im allgemeinen lässt sich sagen, dass das litterarische Liebesideal unserer Zeit entweder die »nervöse«, zu tausend Bizarrerien neigende, vornehme »interessante« Frau ist — die möglichst über eine rotblonde Perrücke und einen Perlmutter-Teint verfügt — oder der Backfisch in seinen mannigfachen Abstufungen, dessen ganzes Wesen jedem vernünftigen ernsten Manne (und dazu gehört doch gemeiniglich auch der traditionelle, von den jungen Mädchen angebetete Leutnant) durchaus zuwider ist.

Wie die moderne Frauenwelt sich in Wirklichkeit gestaltet, das haben wir an anderen Stellen dieses Werkes zu berühren. Wenn sie sich darüber beklagt, dass die wahre Liebe bei den Männern immer mehr verschwindet, so mag sie sich selbst an die Brust schlagen und ausrufen: Mea culpa, mea maxima culpa!

Das wahre Liebesideal des ernsten Mannes ist nicht das unreife, naseweise, kokette Mädchen im Alter der sweet seventeen, auch nicht die nervöse interessante Frau, bei

der man den Gedanken an die Psychopathia sexualis nicht los wird und vollends nicht das sterile gelehrte Weib, die moderne Virago, welche den Mann als ein inferiores unmoralisches Geschöpf erklärt und ihm doch in allen Äusserlichkeiten nachahmt. Nein, unser Liebesideal ist die sanfte Gefährtin auf dem Lebenswege, die stille Genossin unseres Glücks und unserer Leiden, vor allem aber die sich für ihre Kinder aufopfernde Mutter. Mögen die »Feministen« auch die Achseln zucken über die Mutterschaft [1]), sie werden den schönsten Beruf des Weibes und damit das uralte und doch ewig neue Liebesideal niemals aus der Welt schaffen.

Wissen es die Verfechter einer utopischen Zukunft der Gesellschaft, die von der Liebe nichts mehr wissen wollen, dass ein schöner Frauenkörper die höchste Schönheit im ersten Monate der Schwangerschaft erreicht? Vermögen sie sich wirklich dem Zauber zu entziehen, den das Bild einer schönen Mutter darbietet, welcher die Liebe zu ihren Kindern und zu dem Schöpfer ihres Glückes aus den Augen lacht?

Die öffentliche Meinung, welche immer wieder erklärt, dass die Madonnen Rafaels die herrlichsten bildlichen Darstellungen seien, welche die Menschheit von der Frauenwelt besitzt, erkennt mit diesem Urteile auch das wahre Liebesideal an.

* * *

[1]) . . . Es wird mit dieser Mutterschaft nachgerade ein Kultus getrieben, der über kurz oder lang zum Knieen und Anbeten dieser Obliegenheit treiben muss. . . .« Minna Cauer in Nr. 22 von »Die Frauenbewegung« (IV. Jahrgang; 15. Nov. 1898) Seite 243.

Aus der Geschichte der Liebe.

»Auf Erden vielgefeiert und nicht namenlos
»Bin ich die Göttin Kypris, und in Himmelshöhn:
»Und die von Pontos Marken zur atlantischen
»Erdgrenze wohnen und das Licht der Sonne schaun,
»Von diesen ehr' ich, die verehren meine Macht,
»Und stürze, wer sich wider uns trotzvoll erhebt.
»Denn auch in Götterherzen ja lebt dies Gefühl:
»Sie freuen sich, wenn Menschen ihnen huldigen.«

Euripides: »Hippolytos« 1—8. (Übers. von Donner.)

Kleopatra.

»— — — Nicht kann sie Alter
»Hinwelken, täglich Seh'n an ihr nicht stumpfen
»Die immer neue Reizung. — Andre Weiber
»Sätt'gen die Lust, gewährend; sie macht hungrig
»Je reichlicher sie schenkt! Denn das Gemeinste
»Wird geadelt, dass die heilgen Priester
»Sie segnen, wenn sie buhlt.«

Enobarbus in »Antonius und Kleopatra« (Shakespeare) II. Akt 2. Szene.

Eine oft gehörte Behauptung spricht sich dahin aus, dass die Menschheit erst um die Zeit Alexanders des Grossen etwa die ursprüngliche Barbarei so weit abgestreift habe, den sexuellen Instinkt durch die Liebe zu ersetzen. Sollte jedoch der Beweis für solche merkwürdige Erklärung gegeben werden müssen, so dürfte das schwer genug fallen.

Bereits im Morgenland und trotz der Idee, dass das Weib in den Harem gehöre, finden sich vielfältige Belege dafür, wie fein und wie zart die Liebe sich schon in uralter Zeit entwickelte. Da ist Indien, dessen poetische Litteratur den reichsten Schmuck an lyrischen Perlen aufweist, da finden wir bei den Hebräern das wunderbare Hohe Lied, dessen rein menschlichen Inhalt die liebesfeindliche, finstere, religiöse Mystik zu einer theologischen Prophezeiung zu stempeln wusste.

Eine Poesie, welche zu verkünden wusste: Stark wie

der Tod ist die Liebe, fest wie die Hölle ihr Wille, eine Flamme Gottes, jede Gewalt der Erde höhnend ihre Glut — konnte nicht wohl anders entstehen als in einer Zeit und unter einem Volke, das wirklich zu lieben wusste. Deutet auch diese Lyrik darauf hin, dass sie vor allem von der Sinnlichkeit beherrscht wird, so zeigt sie doch gerade. wie sehr veredelt solche sich zu geben vermag; es ist keine niedrige Sinnlichkeit, deren Strom über alle Dämme schäumt, sondern ein subjektives Empfinden, ein Streben nach reiner Schönheit, ein inniges Vermischen wahrhaften geistigen und körperlichen Genusses drücken dieser Lyrik ihren unvergänglichen Stempel auf. Die rein christliche Dichtkunst hat es niemals vermocht ein auch nur annähernd die nämliche Höhe des Gefühls erreichendes Werk zu schaffen.

Das Liebesleben der Griechen unterscheidet sich freilich wesentlich von demjenigen, welches sich unter dem Einflusse kirchlicher Dogmen und der von ihnen abgeleiteten Moralgesetze entwickelte. Was wir für unsittlich erachten, der durchaus freie, keinerlei Vorurteile kennende Umgang der beiden Geschlechter mit einander, entsprach dem natürlichen Bedürfnisse des Griechentums.

Man kann deshalb auch nicht von einer Prostitution im alten Griechenland sprechen, wenigstens gewiss nicht in dem Sinne, dass die Hetären als gemeine Buhlerinnen bezeichnet werden. Die Hetären waren in ihrer Art emanzipierte, freie Frauen, welche ein von jedermann geachtetes Gewerbe betrieben.

»Die Buhlerin war die einzige freie Frau in Athen, und sie benutzte oft ihre Freiheit, sich einen Grad des Wissens

anzueignen, der sie in den Stand setzte, ihre sonstigen Reize mit einem starken Zauber des Geistes zu vermehren. Die hervorragendsten Künstler, Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen um sich versammelnd, stürzte sie sich rückhaltlos in die intellektuelle und ästhetische Begeisterung ihrer Zeit und wurde bald der Mittelpunkt einer wissenschaftlichen Gesellschaft von unvergleichlichem Glanze. Aspasia, sowohl ihres Geistes, als auch ihrer Schönheit wegen berühmt, gewann die leidenschaftliche Liebe des Perikles. Sie soll ihn in der Beredsamkeit unterwiesen und einige seiner berühmten Reden verfasst haben; in Staatsangelegenheiten holte man immer ihren Rat ein, und selbst Sokrates suchte ihren Umgang. Plato lässt den Sokrates die Lehren über das Wesen der Liebe von einer Buhlerin Diotima empfangen. Die Buhlerin Leontium gehörte zu den eifrigsten Schülern des Epikur. — Mittelbar trug zur Erhebung dieser Klasse wohl noch ein anderer Umstand bei, über den zu sprechen in einem englischen Buche sehr schwierig ist, den man aber selbst bei der oberflächlichsten Uebersicht der griechischen Sitten unmöglich ganz und gar umgehen kann. Aussereheliche Verbindungen mit Frauen wurden als gewöhnliche und nicht schimpfliche Vorkommnisse im Leben eines rechtschaffenen Mannes betrachtet, denn die sinnlicheren Geister und sogar sehr viele der berühmtesten Männer Griechenlands sanken in jenen tieferen Abgrund der unnatürlichen Liebe, welche der dunkelste und überraschendste Flecken der griechischen Civilisation war. Dieses Laster, dessen in den Schriften Homers und Hesiods niemals Erwähnung geschieht, entstand ohne Zweifel unter dem Einflusse der öffentlichen Spiele, welche, indem sie die Männer an den Anblick vollständig nackter Gestalten gewöhnten, eine unnatürliche

Leidenschaft weckten,[1]) die allen Gefühlen der Jetztzeit vollständig fremd ist, aber der zu widerstehen in Griechenland für heroisch galt. Die Volksreligion war in diesem Falle, wie in anderen, dazu angethan, sich dem neuen Laster zu fügen. An Hebes Stelle wurde Ganymed der Mundschenk der Götter, und der Olymp der Sitz der schlimmsten irdischen Laster. Künstler suchten in den Bildsäulen des Hermaphroditos, des Backchos und des reichgelockten wollüstigeren Apollon diese Leidenschaft zu verherrlichen, Moralisten priesen sie als das Band der Freundschaft, und ihr schrieb man die Begeisterung zu, mit welcher die heilige Schaar der 300 Thebaner unter Epaminondas den Heldentod bei Chäronea starb. Im allgemeinen brandmarkte man sie jedoch als ein entschiedenes Laster,[2]) aber man behandelte

---

[1]) Hier spricht sehr vernehmlich der englische Reverend. Der Kultus des Schönen kann niemals Laster erzeugen. Die Knabenliebe fand (und findet sich noch heute) überall im Morgenlande verbreitet, von dessen Bräuchen und Sitten Hellas jederzeit beeinflusst wurde.

[2]) Dagegen protestierte die gesamte Männerwelt Altgriechenlands gegen die »lesbische Liebe«, aber freilich mehr mit Scherzen als im Ernste, obwohl die Tribadie sehr häufig vorkam.

»Diese Liebe, welche in Griechenland keineswegs von der allgemeinen Missbilligung getroffen ward, fand auch keine Strafandrohung in den weltlichen und den geistlichen Gesetzen. Besonders in den Dikterien (öffentlichen Häusern) herrschte diese »Gegenliebe« (*αντεgος*) mit all ihren Leidenschaften. Eine Buhlerin, die solch' widernatürlichen Geschmack (*τgιβας*) besass, flösste den Männern nur Abscheu ein (?) und darum verbarg sie sorgfältig das Laster, welches unter ihren Genossinnen soviel Nachsicht fand. Man schrieb Sappho die skandalöse Ausbreitung der lesbischen Liebe und die Begründung jener philosophischen Theorien zu, auf die sie sich stützte wie ein Kultus auf ein Dogma. Sappho fand ihre Strafe dafür, dass sie die Männer missachtet hatte, in ihrer von Phaon unerwiderten Liebe. Aber

sie mit einer jetzt kaum zu begreifenden Leichtfertigkeit, und es giebt kaum einen besseren Beleg für die grosse Veränderung, welche die sittlichen Ideen und Gefühle erfahren haben, als die Thatsache, dass die in unreiner Liebe verbundenen Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton die zwei ersten Griechen waren, welche von ihren Landsleuten der Errichtung von Denksäulen für würdig erachtet worden sind.[1]) — Wahrscheinlich wirkten alle diese Ursachen dahin, den Begriff höchster Verworfenheit, den man gewöhnlich mit dem der Buhlerinnen verbindet, davon zu trennen.[2]) Die grosse Mehrzahl derselben war indess damals, wie zu allen Zeiten, in niedrige Gemeinheit herabgesunken; verhältnismässig wenige erreichten die Stellung von Hetären, und selbst von diesen zeigte wohl die grössere Zahl Merkmale, welche zu allen Zeiten ihrer Klasse anhafteten. Treulosigkeit, übermässige Habgier und ausschweifende Prachtliebe waren bei ihnen gewöhnlich; aber dennoch steht es ausser Frage, dass es gar viele Ausnahmen gab. Der Ausschluss aus der Gesellschaft war für sie weder ein Druck, noch eine Entehrung; und obgleich man sie niemals mit

---

das Übel, das Sappho durch ihre Lehren geschaffen und durch ihr Beispiel in Aufnahme gebracht, vergiftete alle Klassen der Hetären und drang selbst in die Gynekäen der schamhaften Jungfrauen und verehrungswürdigen Matronen.« Pierre Dufour: Histoire de la Prostitution. I. 221—224.

[1]) Aber doch eben nur als die Befreier des Vaterlandes von der Tyrannei! Übrigens hatten beide eine Geliebte, die sich für die Verschwörung opfernde Leäna.

[2]) Die gewöhnlichen Dikteriaden waren zumeist Sklavinnen und folglich missachtet. Übrigens kennt die moderne Zeit bekanntlich ebenfalls sehr scharf ausgeprägte Gegensätze zwischen den Damen der Halbwelt und den Freudenmädchen der Strasse und der öffentlichen Häuser.

derselben Achtung, wie verheiratete Frauen ansah, so scheint man doch allgemein geglaubt zu haben, die Frau und die Buhlerin hätten jede ihren eigenen Platz und Beruf in der Welt, und jede ihren besonderen Typus der Vollkommenheit. Die Buhlerin Leäna, Freundin des Harmodios, starb lieber auf der Folter, als dass sie die Verschwörung ihres Freundes verriet, und, mit Anspielung auf ihren Namen, errichteten die Athener zum Andenken an ihre Standhaftigkeit das Standbild einer Löwin ohne Zunge. Das freundliche Wesen und die uneigennützige Liebe einer Buhlerin Bakchis werden besonders gerühmt, und ein sehr rührender Brief zeichnet ihren Charakter und schildert das Bedauern, welches ihr zum Grabe folgte.[2]) — Xenophon erzählt in einer seiner

---

[2]) Bakchis, eine Zeitgenossin der Phryne, war die Geliebte des Hyperides, um dessen willen sie selbst die glänzendsten Anerbietungen ausschlug, obwohl er ihr keineswegs die Treue hielt. So blieb sie arm; als sie in jungen Jahren auf den Tod erkrankte, hatte sie nur den alten Mantel des Hyperides, um sich auf ihrem Lager vor der Kälte zu schützen. Obwohl sie wusste, dass Hyperides die Phryne ihr vorziehen werde, bestürmte sie doch den Geliebten, jene Verteidigung gegen die von Euthias erhobene Anklage zu übernehmen.

Als sie ihm entrissen worden, erkannte erst Hyperides, welchen Schatz er an diesem Weibe verloren. Tief erschüttert, schrieb er:

»Niemals, niemals werde ich Bakchis vergessen. Wie edel und wie grossmütig zeigte sie sich in ihrer Liebe, die den Namen Hetäre adelte. Möchten sich doch alle Hetären vereinigen, um ihr eine Bildsäule zu errichten, sei es im Tempel der Aphrodite oder dem der Charitinnen. Das fordert ihr Andenken von euch, die man als treulose, unersättliche, goldgierige Sirenen schildert, welche die Liebe nach den gemachten Geschenken abmessen und die Anbeter zuletzt in den Abgrund des Elends stossen .... Ich erfasse nicht mehr die Süsse ihrer Blicke; ich werde nie wieder das wollustatmende Lächeln des reizenden Mündchens sehen. Vorbei für immer sind die Wonnen jener Nächte, die ihre stets neugeborne Lust beseelte.

bemerkenswerten Schilderungen des griechischen Lebens, wie Sokrates, auf die Kunde von der Schönheit der Buhlerin Theodota, um sich selbst von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen, mit seinen Schülern zu ihr ging, wie er sich mit Ruhe nach den Quellen der Prachtentfaltung ihrer Wohnung erkundigte, und wie er ihr dann das Benehmen vorzeichnete, welches sie pflegen sollte, um ihre Liebhaber zu fesseln.[1]) Sie müsse, sagte er ihr, die Thür den Unver-

Ihr Charakter, ihre unvergleichliche Sanftheit zeigten sich in der vollständigen Hingabe an den Geliebten. Welche Blicke! Welche Gespräche! Welch' lockende Unterhaltung! Welch reiner und berauschender Nektar in ihren Küssen. Die Verführung ruhte auf ihren Lippen und sie vereinte in sich Aphrodite und die Reize der drei Charitinnen; ja, es schien, als trüge sie den Gürtel der Himmlischen!« Es mag hier ferner noch an Theodote, die (im Texte der folgenden Anmerkung erwähnte) Freundin des Sokrates erinnert werden, welche nur dem Alkibiades lebte. Als er in Phrygien ermordet worden, suchte sie die unbegrabene Leiche auf, hüllte diese in kostbare Stoffe und vollzog die Bestattung in frommer Weise. Ganz Griechenland hatte den einst vergötterten Schüler des Sokrates vergessen, die Geliebte allein bewahrte ihm die Treue bis über das Grab hinaus.

[1]) »Als aber einst eine schöne Frau in der Stadt war, mit Namen Theodote, die mit jedem verkehrte, der sie zu gewinnen suchte, und einer der Anwesenden ihrer gedachte und bemerkte, dass die Schönheit der Frau über alle Beschreibung gehe und angab, dass Maler bei ihr eintreten, um sie abzubilden, denen dieselbe alles an sich zeige, was der Anstand erlaube, sagte Sokrates: Wir müssen wohl hingehen, um sie zu sehen; denn durch das blosse Hören kann man sich von dem keine Vorstellung machen, was über alle Beschreibung geht. — Und der, welcher von ihr erzählt hatte, sagte: Nun, so folgt mir, je eher je lieber. — So gingen sie denn zu Theodote, die sie einem Maler (Modell) stehend trafen und betrachteten sie; als aber der Maler fertig war, fing Sokrates an: Müssen mehr wir, ihr Männer, der Theodote Dank wissen, dass sie uns ihre Schönheit gezeigt hat, oder diese uns, dass wir sie betrachtet haben? Muss nicht, wenn für

schämten verschliessen, ihre Liebhaber in Krankheit warten, sich sehr freuen, wenn ihnen eine Ehrenthat gelingt, und

---

diese das Zeigen nützlicher ist, diese uns Dank wissen, wenn aber für uns das Betrachten, wir dieser? — Aber als einer antwortete, dass er recht habe, so fuhr Sokrates fort: Hat nun nicht diese nicht nur schon jetzt das Lob von uns zum Gewinn, sondern wird auch, wenn wir dasselbe weiter verbreiten, noch mehr Vorteil haben; wir dagegen wünschen nicht nur schon jetzt, was wir betrachtet haben, zu betasten, sondern werden auch von Liebe entbrannt von hier weggehen, und, wenn wir weggegangen sind, Sehnsucht nach ihr empfinden? Demgemäss aber sollte man meinen, dass wir dienen, dieser hingegen gedient werde. Da sagte Theodote: Wenn also dieses sich so verhält, so müsste, beim Zeus, ich euch für den Besuch Dank wissen. Hierauf sagte Sokrates, da er sah, dass sie nicht nur selbst kostbar geschmückt, sondern auch ihre Mutter bei ihr war in einem Anzuge und Putze von nicht gewöhnlicher Art und viele wohlgestaltete Dienerinnen, und dass auch an diesen nichts versäumt, und überhaupt ihr Haus mit allem reichlich ausgestattet war: Sage mir Theodote, hast Du ein Landgut? — Th.: Nein. — Sok.: Oder vielleicht ein Haus, von dem Du Einkünfte hast? — Th.: Auch kein Haus. — Sok.: Oder Sklaven, die ein Handwerk treiben? — Th.: Ebensowenig. — Sok.: Wovon hast Du also Dein Auskommen? — Th.: Wenn einer, nachdem er mein Freund geworden ist, mir Gutes erzeigen will, davon lebe ich. — Sok.: Bei der Hera, Theodote, ein schönes Besitztum und weit besser als Schafe, Rinder und Ziegen, eine Herde von Freunden zu besitzen! Aber überlässest Du es dem Zufall, ob Dir ein Freund zufliegt wie eine Mücke, oder wendest Du selbst auch ein Mittel an? Th: Wie könnte ich dafür ein Mittel finden? — Sok.: Beim Zeus, mit weit mehr Recht, als die Spinnen; denn Du weisst, dass diese ihre Nahrung erjagen; denn sie weben sich bekanntlich dünne Spinngewebe, und was in diese hineinfällt, das gebrauchen sie als Nahrung. — Th.: Giebst Du also auch mir den Rat, eine Art Jagdnetz mir zu weben? — Sok.: Du musst allerdings nicht glauben, dass Du so ohne alle Kunst das edelste Waidwerk, die Freunde, erjagen werdest. — Siehst Du nicht, dass man, auch nur um ein Waidwerk von geringem Werte, die Hasen, zu erjagen, mancherlei Kunst anwendet? Denn weil sie des Nachts auf die Weide gehen, so schafft man sich Nachtjagdhunde an

die zärtlich lieben, welche sie lieben. Nach einer heiteren, völlig leidenschaftslosen Unterhaltung, die von seiner Seite

und jagt sie mit diesen; weil sie aber bei Tage sich verstecken, so sieht man sich um andere Hunde um, welche auf dem Wege, auf welchem sie von der Weide in ihr Lager zurückgekehrt sind, mit dem Geruche sie wittern und sie auffinden; weil sie ferner schnellfüssig sind, so dass sie auch, wenn man sie sieht, durch ihre Schnelligkeit entkommen, so verschafft man sich wieder Hunde, welche schnell sind, damit sie dieselben, ihnen auf dem Fusse nachfolgend, fangen; weil aber auch diesen einige entkommen, so stellt man Netze auf die Wege, auf welchen sie fliehen, damit sie in diese hineinfallen und sich verwickeln. — Th.: Mit welchen ähnlichen Mitteln nun könnte ich Freunde erjagen? — Sok.: Wenn Du, beim Zeus, statt eines Hundes dich um jemand umsiehst, um dir spürend die Freunde des Schönen, welche reich sind, aufzufinden, und, wenn er sie aufgefunden hat, zu machen, dass er sie in deine Netze treibt. — Th.: Und was habe ich für Netze? — Sok.: Eines doch wohl, das sich ganz besonders gut umschlingt, Deinen Leib, und in diesem eine Seele, mit welcher Du erkennst, nicht nur, wie Du einen anblicken musst, um ihn zu erfreuen, und dass Du den, welcher Dir Aufmerksamkeit schenkt, mit Freuden einlassen, dem Nachlässigen dagegen die Thüre verschliessen, und wenn ein Freund krank wird, ihn teilnehmend besuchen, und wenn er eine rühmliche That verrichtet hat, dich von Herzen mit ihm freuen, und dem, welcher sich angelegentlich um dich bemüht, mit ganzer Seele ergeben sein müssest. Zu küssen ferner, bin ich überzeugt, verstehst Du nicht nur sanft, sondern auch herzlich, und dass dir deine Freunde angenehm sind, davon überzeugst Du sie, ich weiss es, nicht allein durch Worte, sondern durch die That. — Th.: Nein, beim Zeus, ich wende keines dieser Mittel an. — Sok.: Und doch kommt viel darauf an, dass man sich mit einem Menschen seiner Natur gemäss und auf rechte Weise benimmt; denn mit Gewalt kann man einen Freund weder fangen noch festhalten; durch Wohlthaten dagegen und durch Annehmlichkeiten lässt sich dieses Tier nicht nur fangen, sondern auch zum Bleiben bewegen. — Th.: Du hast recht. — Sok.: Du musst also erstens von denjenigen, welche sich um Dich bemühen, nur solche Dinge verlangen, dergleichen sie zu thun am wenigsten schwer nehmen, zweitens selbst es ihnen erwidern dadurch, dass

keine Art offenen oder versteckten Tadels, und auf der ihrigen keine Spur von Furcht oder Frechheit des Schuld-

Du auf die gleiche Weise ihnen einen Gefallen thust; denn so dürften sie am ehesten Deine Freunde werden und am längsten Dich lieben und Dir die grössten Wohlthaten erweisen. Du würdest ihnen aber am ehesten einen Gefallen thun, wenn Du ihnen nicht eher, als bis sie darnach verlangen, Deine Gunstbezeugungen gewährtest; denn Du siehst, dass auch die Speisen, mögen sie noch so wohlschmeckend sein, wenn sie einer anbietet, ehe man darnach verlangt, unschmackhaft erscheinen, wenn man aber gesättigt ist, sogar Ekel erregen; wenn dagegen einer vorher Hunger darnach erregt, ehe er sie anbietet, so erscheinen sie ganz wohlschmeckend, wenn sie auch weniger gut sind. — Sok.: Wenn Du, beim Zeus, erstens den Gesättigten es weder anbötest, noch in Erinnerung brächtest, bis die Sättigung vorüber ist, und sie wieder ein Verlangen darnach bekommen: zweitens denen, welche ein Verlangen darnach haben, durch den züchtigsten Umgang es in Erinnerung brächtest, und dadurch, dass Du zeigst, Du wolltest ihnen zu Gefallen werden, und ihnen ausweichst, bis ihr Verlangen auf das Höchste steigt; denn alsdann hat es weit mehr Wert, die gleichen Gunstbezeugungen zu gewähren, als ehe sie darnach ein Verlangen haben. — Th.: So werde doch Du, Sokrates, mein Gehülfe bei der Jagd nach den Freunden! — Sok.: Wenn Du mich dazu gewinnst, beim Zeus! — Th.: Wie könnte ich nun dich dazu gewinnen? — Sok.: Du wirst selber über dieses nachdenken und Wege finden, wenn Du mich nötig hast. — Th.: So kehre also fleissig bei mir ein. — Sok. (scherzend über seine Geschäftslosigkeit): Leider, Theodote, ist es für mich nicht ganz leicht, Zeit zu finden; denn eine Menge eigener und öffentlicher Geschäfte bereitet mir Abhaltungen; ich habe aber auch Freundinnen, welche weder bei Tage noch bei Nacht mich werden von sich weggehen lassen, weil sie Liebesmittel und Zauberlieder von mir lernen wollen. — Th.: Verstehst Du Dich denn auch auf diese, Sokrates? — Sok.: Warum meinst Du denn sonst, dass dieser Apollodoros hier und Antisthenes mir nie von der Seite weichen, warum auch, dass Kebes und Simmias von Theben aus zu mir kommen? Sei überzeugt, dass dieses ohne eine Menge Liebesmittel, Zauberlieder und Zauberkreisel nicht abgeht. — Th.: Leihe mir also Deinen Zauberkreisel, damit ich ihn zuerst gegen Dich umdrehe. — Sok.:

bewusstseins zeigte, schied der Beste und Weiseste der Griechen von seiner Wirtin mit einem würdevollen Schmeichelworte über ihre Schönheit.«[1])

Bekannt ist auch das Epigramm des Asklepiades; es zeigt in dichterischer Form, wie wenig berechtigt ein Vorurteil gegen die Hetären galt.[2])

Die altgriechische Lyrik tritt in den mannigfaltigsten Formen auf. Eine grosse Anzahl solcher Werke vermag man freilich nicht in moderne Sprachen zu übersetzen, weil es Schilderungen von Situationen aus dem Liebesleben sind, die heute gewiss von den Gerichten als Kundgebungen höchster Unsittlichkeit verfolgt werden würden.

Auf dem Gebiete des Dramas ist in Rücksicht auf die Erkenntnis der Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander wohl die merkwürdigste Schöpfung die »Lysistrata« des Aristophanes, deren erste Aufführung zu Athen im Jahre 412 vor unserer Zeitrechnung stattfand. Ueber den Inhalt mag eine kurze Andeutung uns hier genügen: Lysistrata, eine vornehme Athenerin, beschliesst dem ver-

---

Aber, beim Zeus, ich will nicht selbst zu Dir gezogen werden, sondern Du sollst Dich zu mir begeben: Th.: Gut, das werde ich: nur lass mich ein. — Sok.: Gut, ich werde es thun, wenn nicht eine andere Freundin bei mir ist, die ich lieber habe, als dich.«

Xenophon; »Erinnerungen an Sokrates«. (Übers. von Finckh.) III. Kap. 11.

[1]) W. E. H. Lecky: Sittengeschichte Europas (Übers. von H. Jolowicz). II. 242—245.

[2]) »Mit Hermionen einst, der verständigen, pflegt' ich der Liebe;
Den liebreizenden Leib umschlang ein zierlicher Gürtel,
Prächtig mit Blumen gestickt; darauf stand mit goldenen Lettern:
Liebe mich, Freund, und verarge mir nicht, was ich andren gewähre.«

derblichen Bürgerkriege[1]) durch ein heldenhaftes Mittel ein Ende zu bereiten. Zu diesem Zwecke beruft sie die Frauen von Athen, von Sparta, von Böotien zusammen und macht ihnen den Vorschlag, die Akropolis zu besetzen, den Gatten aber jede Umarmung zu verweigern, bis der Frieden in ganz Hellas wieder hergestellt sei. Nach mancherlei mehr oder minder ergötzlichen Zwischenfällen erreicht die wackere, ebenso thatkräftige, wie zungenfertige Lysistrata ihr Ziel. Die Männer müssen nachgeben, weil ihre Frauen schwören, bei ihrem Entschlusse auszuharren.

Ein Volk, dem diese frivole Auffassung von der Liebe so geläufig war, dass es an der entsprechenden dramatischen Bearbeitung sich ergötzte, empfand freilich nur rein sinnlich. Aber bei ihm deckte sich die Sinnlichkeit mit der Sittlichkeit. Wir dürfen die altgriechische Ehe nicht mit dem Massstabe der christlichen Moral messen[2]), sondern wir müssen uns stets bei derlei Betrachtungen das Wort des grossen Demosthenes vergegenwärtigen: Die Hetären halten wir uns des Vergnügens wegen, die Beischläferinnen, um uns von ihnen bedienen und pflegen zu lassen, unsere Gattinnen, um rechtmässige Kinder und treue Wächterinnen unseres Hauses zu haben.[3])

---

[1]) Der peloponnesische Krieg: 431—404 vor unserer Zeitrechnung.

[2]) »Im Altertum bestand das Schicksal der Gattin, die das weibliche Tugendmuster darstellte, darin, dass sie ewig in der engen Häuslichkeit weilte. Die Hetäre pflegte allein unter den Frauen Kunst und Wissenschaft, ihre Stellung basierte geradezu auf der Unbedeutendheit der rechtmässigen Gattinnen. Ihr Haus war der Sammelpunkt der Dichter, Redner und Künstler, also der gesamten gebildeten Gesellschaft.« Legouvé: »La femme au XIX^{me} siècle.« p. 168.

[3]) Auch das römische Altertum dachte ganz ähnlich. So sagt Cicero (in seiner Rede für den Coelius. C. XX): »Wenn nun jemand den Ver-

So unfrei das Individuum im Altertum in all' den Dingen blieb, welche rein politisch waren, so frei durfte es sich andererseits geben, wo nur private Fragen mitspielten, demnach ganz besonders in der Befriedigung seines Geschlechtstriebes. Wir möchten uns übrigens das Altertum das Zeitalter der Herrschaft brutaler Minoritäten, gar nicht in einem verklärenden Lichte denken können, wenn nicht das freie Weib, die Hetäre, in ihm eine so hervorragende Rolle übernähme. Das ist auch der Unterschied zwischen Hellas und Rom, soweit das kulturelle Element, folglich die gesamte Entwickelung der Gesittung in die greifbare Nähe tritt. Im alten Athen finden wir Hetären, gebildete, liebenswürdige, den guten Geschmack nicht nur, sondern das Edle schützende Frauen, die gewissermassen als Belohnung der männlichen Tugenden ihre Gunst verschenken und die ihnen von den Freunden gemachten Geschenke aufwenden, ein wahrhaft gastfreundliches Heim zu begründen und zu erhalten. In Rom dagegen eine schmutzige Prostitution oder eine bereits stark an die moderne ungebildete, geldgierige, stumpfsinnig das Erraffte verschwendende Halbwelt erinnernde Schaar von begehrten Frauen; daneben ausschweifende Aristokratinnen und blasirte Lebemänner. In Hellas werden uns hundertfünfunddreissig hervorragende Hetärengestalten biographisch zergliedert, in Rom tritt uns ganz gelegentlich eine Frauenfigur entgegen, die mit schwa-

---

kehr der jungen Leute mit Freudenmädchen für unerlaubt hält, so ist er, leugnen kann ich es nicht, sehr strenge. Auch setzt er sich nicht nur mit den freieren Sitten unserer Zeit in einen Gegensatz, sondern vor allem mit dem, was unsere Vorfahren für erlaubt und angemessen erachteten. Zu welcher Zeit geschah denn solches nicht? Wann tadelte man, wann verbot man dieses?«

chem Schimmer und erborgtem Glanze an die versunkene Pracht der altgriechischen Frauen-Emancipation erinnert. [1])

[1]) In den »Imagines« schildert Lucian des Lucius Verus Geliebte, die Panthea: »Ihre Schönheit kann nur beschrieben werden, indem man die Vorzüge der berühmtesten Meisterwerke des griechischen Pinsels und Meissels zusammenstellt, die sie alle vereint. Ihre Stimme ist der süsseste Wohllaut, im Gesang übertrifft sie an Kunst und Melodie die Nachtigal, selbst Orpheus und Amphion würden ihr schweigend lauschen, ebenso meisterhaft ist ihr Zitherspiel; mit den Werken der Geschichtsschreiber, Redner und Philosophen ist sie auf's beste vertraut.« . . . . In der Folge dieser Schilderung wird Panthea verglichen mit Theano, der Gattin des Pythagoras, mit der Lesbierin Sappho, mit Diotima u. s. w.

Das ist lediglich gut nachempfunden; die hellenischen Überlieferungen von dem Leben der grossen Hetären geben das leuchtende Vorbild dafür ab.

Und wir modernen Menschen haben von der altgriechischen freien Frau so wenig Kenntnis, dass wir unsere heillosesten Strassendirnen mit einer — Aspasia, Laïs, Phryne vergleichen. Das allein zeugt davon, wie unser gesamtes Hellenentum, mit dem sich die auf Gymnasien »klassisch« gebildeten Leute gern brüsten, nicht weiter reicht als bis zu den von trockenen Grammatiken gesteckten Grenzpfählen.

Ob es in unserer Zeit Frauen giebt, deren Persönlichkeiten man mit den berühmten Hetären des alten Griechenlands vergleichen könnte? — Wir lassen die Frage offen. Aber wir möchten an Georges Sand, sowie an die geniale Louise Aston erinnern, welche auch in der deutschen Revolution von 1848/49 eine gewisse Rolle spielte. Von ihr erzählt Corvin (in seinem Werke »Aus dem Leben eines Volkskämpfers, Erinnerungen.« 2. Aufl. Amsterdam 1864. III. S. 211—213): »Ich lernte damals in Berlin (im Winter von 1848 auf 49) manche interessante Person kennen . . . . Eine davon ist Louise Aston, bekannt als Schriftstellerin, Freischärlerin und Verteidigerin weiblicher Selbständigkeit. Sie war eine Freundin Held's und dieser machte mich mit ihr bekannt. Sie mochte damals 30 Jahre alt sein, ist blond und trug ihr Haar in vielen kleinen Locken, wie man es sonst à la neige nannte, und was zu ihrem hübschen zarten Gesichte ganz allerliebst stand. Ihre Figur war eher gross

An den Hetären ist Hellas nicht zu Grunde gegangen, wohl aber an der Unduldsamkeit, die sich seit dem V. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung mehr und mehr innerhalb des von Demagogen geleiteten Pöbels gegen die frei ihre Gunst verschenkende Frau entwickelte. Die Hetäre war naturgemäss eine Aristokratin; ihre Liebe fiel den Männern zu, die durch Geist und Bildung über die grosse Masse hervorragten. Der Neid der Demagogen, für welche die grosse Hetäre nur ein mitleidiges Lächeln besass, mischte

---

als klein zu nennen und ihre ganze Erscheinung die einer eleganten Frau. Aus ihren schönen, blauen Augen sprach viel Geist und Gefühl. Der Ton ihrer Stimme legte sich schmeichelnd an das Ohr, ja er war rührend, besonders wenn sie die Leidende spielte, in welcher Rolle sie sich gefiel. Damals litt sie an der Einbildung, dass sie am zweiten Weihnachtsfeiertage sterben werde und interessierte sich sehr für ihr Porträt, welches die Modenzeitung bringen wollte und wohl auch gebracht hat . . . . Von Vorurteilen habe ich bei der schönen Frau nichts entdecken können und besonders hat man über ihren Mangel daran in Bezug auf den Umgang beider Geschlechter Anstoss genommen, so dass man ihr selbst die Erziehung ihres Kindes entzogen hat. Louise Aston sagt: Es ist gemein, ewig diesen Unterschied zwischen Mann und Frau hervorzuheben, und durchaus ungerecht, auf den blossen geschlechtlichen Unterschied Vorrechte zu begründen. Sie ist der Apostel der »freien Liebe« und behauptet, dass eine Frau, die sich an einen Mann hingiebt, der sie begehrt, nicht verächtlicher ist, als ein Mann, dem eine jede recht ist; und wie man einen Mann nicht verdammen könne, der nach dem Besitze eines schönen oder berühmten oder interessanten Weibes trachte, so könne man eben so wenig eine Frau verdammen, die sich Männern hingiebt, von denen sie sich Genuss verspricht. — Ihrem Grundsatze gemäss handelte Louise Aston, und wenn irgend welche Berühmtheiten der damaligen Zeit bei ihr nicht glücklich waren, so lag die Schuld davon an ihnen; denn die schöne Frau war besonders neugierig auf die Bekanntschaft berühmter oder dafür geltender Männer. Die Gesellschaft, welche sie sah, war daher die geistreichtste, die man irgendwo treffen konnte und selbst Minister fand man dort.

sich mit der Eifersucht und benutzte den stets blinden Pöbel, um die wahre Liebe zu kreuzigen. Vor den wiederholten Verfolgungen, welche im Namen der angeblich gefährdeten Moral, des beleidigten religiösen Gefühls unternommen wurden, verschwanden die Hetären. Es blieben einzig die Dikteriaden und damit kam die Prostitution zur Herrschaft. Sie verweichlichte die Bevölkerung und die allgemeine Effeminatio beförderte den kulturellen Sturz, der sehr rasch auch den Verlust der politischen Selbständigkeit nach sich zog.

In Rom hatte der Mangel an Individualität, den die seit der Begründung des Staatswesens bestehende Bevormundung des privaten wie des öffentlichen Lebens hervorbrachte, die Sittenlosigkeit der Frauen befördert. Denn das stets lebhafte und alle, auch die rein äusserlichen Eindrücke völlig subjektiv auffassende weibliche Gemüt lehnte sich gegen die brutale, egoistische Männerherrschaft auf. Bei dem Zuschnitt der römischen Kultur war an einen wirklichen Sieg nicht zu denken. Für die wahre Freiheit musste das Weib mit dem Surrogat derselben vorlieb nehmen, das in der schliesslich stillschweigend erteilten Erlaubnis bestand, sich nach Belieben prostituieren zu dürfen.

Gewiss, in der römischen Kulturgeschichte lassen sich einzelne von den erhabenen Zügen jener Liebe wiederfinden, welche unsere Zeit die »sittliche« nennt. Aber, unstreitig tragen alle diese Episoden den Stich in das Gewöhnliche, in das Spiessbürgerliche, möchten wir es nennen, und auf den allgemeinen Verlauf der Dinge äusserten sie auch nicht den geringsten Einfluss.

Im Leben der hellenischen Hetären dagegen wird uns nicht schwer fallen, die Liebe mit ganz bestimmten kultu-

rellen Fortschritten zu verknüpfen; Liebe und Gesittung sind dort völlig untrennbare Begriffe gewesen.

Die grösste Liebesgeschichte endlich, welche das Altertum kennt, und deren Tragik wir heute noch mit der nämlichen Wucht empfinden, wie die Zeitgenossen des Ereignisses, sie hat als Heldin die bedeutendste hellenische Hetäre und sie schildert den Kampf, welchen die freie Frau um ihre höchsten Menschenrechte gegen das verworfene Geschlecht der Heuchler führt, die den verkörperten Fluch der erzürnten Gottheit darstellen.

Es ist die Geschichte der Kleopatra!

* * *

Zu allen Zeiten, wenn die europäische Kultur nach einer Ausdehnung drängte und es versuchte, ihren alten Ausgangspunkt nach Asien wieder zu erreichen, hat das Nilland, das Reich Ägypten eine weltgeschichtliche Rolle gespielt. Die glänzendste und kraftvollste Stellung aber nahm Ägypten seit dem Untergange der wahren Pharaonendynastien ein, als es unter die hellenische Herrschaft kam. Hier hatte der Makedonier die prächtige Hafenstadt begründet, welche seinen Namen trug und sein Grabmal barg.

Ägypten, dem die antiken Schriftsteller, von Herodot angefangen, gern nachrühmten, dass es an üppiger Lebensweise selbst Babylon überflügle, besass in Alexandrien einen Mittelpunkt, wo West und Ost zusammen trafen, um ihre kostbaren Güter, ihre geistigen Anregungen auszutauschen und die Verschiedenheit ihrer heimischen Genüsse gegen einander abzumessen. Unter den modernen Städten mag Paris am ehesten dem alten Alexandrien gleichen, das durch volle drei Jahrhunderte tonangebend blieb und selbst

nach dem Aufkommen eines kaiserlichen Roms seinen Ruf sich ungeschmälert zu bewahren wusste, wie es denn auch dem hellenischen Geiste am längsten ein Asyl bot und nur nach langem Widerstand den hereinbrechenden Katastrophen erlag.

Eine Hetäre war die Ahnfrau der auf dem Throne geborenen Ptolemäer; Thaïs die göttlich Geliebte des grössten Hellenen hatte, nach seinem plötzlichen Tode vereinsamt, rasch entschlossen ihre Hand dem geschicktesten der Heerführer gereicht und sich mit dem Diadem der ägyptischen Königin geschmückt.

Mochte diese Erinnerung die moralischen Anschauungen beeinflussen, mochte das feurig-sinnliche Temperament einer aus allen Elementen des morgen- und des abendländischen Völkerlebens gemischte Menge der Bewohnerschaft Alexandriens die grösste Freiheit für den Liebesgenuss fordern, so könnte das doch nicht die Thatsache hinreichend erklären, dass die Freiheiten selbständiger Frauen nirgends im Altertum eine gleich hohe und ähnlich ausgedehnte Achtung erfuhren, wie in dem Alexandrien der Ptolemäer. Die Liebe ward hier wirklich zur Religion, die Courtisane zur Priesterin, die Hetäre zur Fürstin. [1]) Da solche Auffassung von den Beziehungen der Geschlechter zu einander den natürlichen Bedingungen der Zeit und jenes glücklichen Himmelstriches entsprachen, so verweichlichte auch das volle Geniessen der höchsten Lebensfreuden das Volk keineswegs, und unter seinen Herrschern begegnen wir Gestalten, die zu den erhabensten in der gesamten Weltgeschichte gehören.

---

[1]) Eine klassische Schilderung des Lebens im alten Alexandrien, soweit das Treiben der Courtisanen in Frage kommt, giebt der bekannte Roman »Aphrodite« von Pierre Louys.

Zwar den Vater der Kleopatra, Ptolemäus XI. Auletes [1], darf man nicht zu ihnen zählen. Er war ein niedriger Intriguant und unfähig, den grossen Überlieferungen seines Hauses zu folgen. Seine Schuld ist der Ausgangspunkt des harten Schicksals gewesen, das die grossartigste hellenische Frauengestalt unbarmherzig zermalmte.

Aus des Auletes und der älteren Kleopatra Ehe entsprossen vier Kinder; das Recht der Erstgeburt gehörte der Kleopatra, die um das Jahr 69 vor unserer Zeitrechnung geboren worden sein mag. Nach der Sitte ihres Hauses vermählte sie sich, etwa siebenzehn Jahre alt, mit ihrem jüngeren Bruder Ptolemäus, um mit ihm zusammen die Herrschaft über Ägypten anzutreten. Aber bald kam es zu Zwistigkeiten zwischen den Geschwistern; Kleopatra bemühte sich, den Bruder wenigstens dem Einflusse seiner intriguanten Ratgeber zu entziehen. Da wurde die Schlacht bei Pharsala geschlagen, Pompeius fiel am Strande von Pelusium unter den Schwertern feiger Meuchelmörder, [2] das fernere Schicksal Ägyptens aber ruhte jetzt in den Händen Cäsars.

Das stolze Geschlecht der Julier leitete seinen Ursprung von Äneas ab und begrüsste in der Venus die göttliche Stammmutter. Die Neigung zu Liebesabenteuern, welche allen seinen Angehörigen gemeinsam war, fand solcherge-

[1]) »Auletes« (Flötenspieler) genannt, weil er auf der Flöte gleich einem berufsmässigen Virtuosen zu spielen vermochte.

[2]) Am 29. September des Jahres 48 v. u. Z. Anstifter der blutigen That, welche der junge Ptolemäus ins Werk setzen liess, war der Hämling Pothinus, welcher bei dem Könige im Verhältnis eines Vormundes und ersten Ministers stand. Natürlich hoffte man derart die Freundschaft und die Unterstützung Cäsars zu gewinnen.

stalt eine leichte und sinngemässe Erklärung, wie denn auch die antiken Autoren nicht zögerten, dieses ausdrücklich in ihren Schriften anzuführen. Von Cäsar selbst berichten die Geschichtsschreiber wie Suëton, Plutarch, Dio Cassius übereinstimmend, dass derselbe dem Liebesgenusse sehr ergeben gewesen sei; Suëton setzt noch hinzu, dass er ebenso geneigt zur Wollust, wie verschwenderisch gegen seine Geliebten gewesen wäre.[1]) Die römische Skandalgeschichte jener Zeit war erfüllt von den verschiedenen Liebesabenteuern des grossen Mannes. So erzählte man sich von sehr nahen Beziehungen, die er zu den vornehmsten Damen Roms unterhalten hätte. Man führte dabei die stolzesten Namen an, und es ward behauptet, dass nicht nur die römische, sondern auch die fremde Frauenschönheit ihm Tribut geleistet habe.[2]) Man beschuldigte ihn ferner, in

[1]) Servilia, die Mutter des Brutus, erhielt von Cäsar zur Belohnung für die ihm gewährte Gunst eine Perle, die angeblich sechs Millionen Sesterzen (etwa 900 000 Mark) gekostet hatte. Das geschah während seines ersten Konsulates. Später, nach den Bürgerkriegen, soll er der Geliebten einen ungeheuren Landbesitz zugeteilt haben. — Damals hiess es, Servilia habe ihre Tochter Tertia in die Arme Cäsars gelegt, und Cicero spöttelte, eben so wohl auf dieses Gerücht wie auf die Thatsache anspielend, dass Servilia ihre neuen Latifundien mit sehr niedrigen Summen bezahlte: »Der Preis für die Erwerbungen ist noch günstiger gestellt worden; denn man hat ein Drittel (Tertia) von ihm abgezogen.«

[1]) Es wurden aufgezählt die Posthumia, Gattin des Servius Sulpicius; Lollia, die Gemahlin des Aulus Gabinius: Tertulla, die Frau des Marcus Crassus; Marcia, die Gattin des Cneius Pompeius; Servilia, die Mutter, und Tertia, die Schwester des Brutus. Von berühmten Ausländerinnen steht neben Kleopatra vor allem die mauritanische Königin Eunoae auf dieser Liste. Uebrigens wird ausdrücklich erwähnt, dass Cäsar auf seinen Feldzügen nicht wählerisch war, sondern »alles nahm, was der Augenblick gerade bot.« So sangen seine Soldaten anlässlich seines Triumphes über

seiner Jugendzeit der Lustknabe des Königs Nikodemus von Bithynien gewesen zu sein. [1])

Als ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre, der von den höchsten Erfolgen getragen wird, dessen Herz aber nach einer edlen Liebe das heisseste Verlangen hegt, weil es bisher trotz allen sinnlichen Reizes unbefriedigt geblieben, so kommt der Welteroberer nach Alexandrien. Eine neue Welt trat ihm entgegen mit jener Feinheit aller Lebensgenüsse, die man in dem von Bürgerkriegen zerrissenen und innerlich wie äusserlich verrohten Rom vergeblich suchte. Und im Mittelpunkte dieser Anhäufung von Luxus und von geistigem Reichtum stand ein Weib, das in voller blendender Jugendschönheit nach dem Manne suchte, dem sie alles zu opfern vermöchte. Der Ruf von den wunderbaren Gaben, welche die Götter der Kleopatra geschenkt zu haben schienen, war längst bis zu Cäsars Ohren gedrungen. Erfüllt von heisser Leidenschaft, sehnte er sich nach dem Anblicke der irdischen Aphrodite.

Gallien: »Städter, hütet wohl eure Weiber, wir führen den kahlen Frauenjäger heran, der in Gallien der Liebe opferte all' das Gold, welches er in Rom erbeutet.«

[1]) Suëton berichtet, der ältere Curio habe in einer Senatsrede gesagt, Cäsar sei der Gatte aller Frauen und die Frau aller Gatten. Cicero erzählt, der junge Cäsar sei einst gleich einer Braut geschmückt in das Schlafgemach des Nicodemus von Bithynien geführt worden und habe diesem als Gattin gedient. Dolabella soll den grossen Feldherrn im Senat öffentlich als »die Beischläferin eines Königs« und als »Matratze des königlichen Lagers« bezeichnet haben. Jedenfalls wurden diese Gerüchte gläubig hingenommen und selbst in späterer Zeit vielfach verbreitet. So hiess es im Volke: »Cäsar unterwarf Gallien, Nikodemus aber unterwarf den Cäsar. Cäsar triumphiert über Gallien, Nikodemus geht leer aus, obwohl er der Herr Cäsars gewesen.«

Da erschien sie eines Abends, kurz nachdem Cäsar, bedroht durch einen gefährlichen Aufstand des von Ptolemäus XII. geleiteten alexandrinischen Volkes, von dem festen Königspalaste Besitz genommen, in dem Hause ihrer Väter, um sich »edelstolz und zugleich des höchsten Mitleids würdig« als Bittende zu Füssen des Römers zu werfen.

Unerkannt war sie in den Palast gelangt. Ihr treuer Diener, der Sicilier Apollodas, hatte die Königin in Teppiche gewickelt, mittelst eines kleinen Nachen durch den belebten Hafen geführt und dann wie einen Ballen in die innersten Räume der Burg getragen. Dort, im Schlafgemach Cäsars, enthüllte sich das süsse Geheimnis, dort flehte das wunderbarste Weib zu dem wunderbarsten Manne der Zeit. Die »Jeden durch ihren Zauber bestrickende Stimme« schlug an sein Ohr und sein Auge umfasste »einen Anblick, der Jeden, auch den ärgsten Weiberfeind, hätte überwinden müssen.« — — — Schon die folgende Nacht sah die Liebesverbindung der beiden Glücklichen und Kleopatra gehörte von nun ab Cäsar, der sich im Besitz eines solchen Weibes ein sterblicher Gott zu sein wähnte.

Obwohl sie eine Frucht ihrer Liebe unter dem Herzen trug, überwand sie doch alle Schwäche. Cäsar, auf das heftigste bedrängt, stählte inmitten der tausendfach gegen ihn anstürmenden Gefahren seine Thatkraft im Anblick dieser mutigen Frau, welche begabt mit heldenhafter Seele die Überwindung fand, unter den drohenden Wettern einer Belagerung für den Erwählten ihres Herzens eine Idylle hervor zu zaubern. Endlich vermochte das römische Schwert den Aufstand niederzuwerfen, Ptolemäus XII. kam auf der Flucht um, Cäsar setzte die Geliebte als unabhängige Herrscherin auf den Thron ihrer Väter. Dann jedoch musste er zum

Feldzuge gegen Pharnaces nach Kleinasien aufbrechen; damals war es, dass er die berühmten Worte schrieb: Veni, vidi, vici! Im Jahre 47 endlich nach Rom zurückgekehrt, fasste er den der Zeit und den Anschauungen seiner Mitbürger ungeheuerlich erscheinenden Plan, Kleopatra zur rechtmässigen Gemahlin zu machen. Ebenso mag sie den ehrgeizigen, aber in Anbetracht ihrer und des Cäsars Persönlichkeit wohl zu verstehenden Traum gehegt haben, an des Geliebten Seite die Weltherrschaft auszuüben.

Genug, noch während des Krieges gegen die Söhne des Pompeius erschien Kleopatra mit ihrem kleinen Söhnchen und umgeben von einem sehr zahlreichen Gefolge im Glanze des orientalischen Luxus in Rom. Tadellos war dort ihr Auftreten, aber die nationalen Vorurteile, welche »das fremde Weib vom Nil«, die Angehörige eines verachteten Volkes dem Cäsar nicht einmal als Beischläferin gönnen mochten, blieben unwandelbar.

Aber ein Cäsar, dem sich der grüne Lorbeer des Sieges von Munda um die Stirne wand, der in dem herrlichen Weibe sein Glück und seinen Stern sah, war nicht der Mann, den Schwierigkeiten zu weichen, welche ein fanatischer Stolz gegen die dauernde Verbindung mit der Königin erhob. Er erkannte den kleinen Cäsarion als seinen rechtmässig erzeugten Leibeserben an, er liess die Bildsäule der Kleopatra neben der Statue der mythischen Ahnfrau seines Geschlechtes im grossen Venustempel aufstellen, und trug sich bereits mit dem Gedanken, durch den Senat die alte auf strenger Monogamie beruhende Eheordnung aufheben zu lassen. Man hat gesagt, eine rechtliche Verbindung Cäsars mit Kleopatra wäre den Römern ungefähr ebenso undenkbar gewesen, wie den Spaniern des XVI. und XVII.

Jahrhunderts eine Ehe eines ihrer Granden mit einer schönen Jüdin. Doch mag darauf erwidert werden, dass Cäsar als unumschränkter Herrscher an der Spitze des Staates stand und jedenfalls seinen Willen erzwungen haben würde. Andererseits dürfte gerade die Abneigung der römischen Aristokratie gegen die dem Ziel ihrer Wünsche so nahe stehende Kleopatra mancherlei dazu beigetragen haben, dass Cäsar an den Iden des Märzes von 44 in der Curia Pompeia unter den Dolchen der Verschworenen fiel.

Der Traum der schönen Frau sank mit diesem furchtbaren Ereignisse in das Nichts zurück; sie verliess jetzt Rom, um es niemals wieder zu betreten. Ja, von Cassius heftig bedroht, musste sie schon das Ärgste befürchten, als die Vorfälle auf der Ebene von Philippi die politische Lage nicht nur, sondern auch das persönliche Schicksal Kleopatras in wunderbarer Weise umgestalteten.

Denn nun trat der Mann in ihre Lebensbahn, mit dem sie die höchsten Wonnen geniessen sollte, um dann mit ihm zugleich unterzugehen.

Im Frühjahr 41 traf sie, der ihr gewordenen Einladung endlich folgend, in Tharsus mit Marcus Antonius zusammen.

»Die Bark', in der sie sass, ein Feuerthron,
»Brannt' auf dem Strom: getriebenes Gold der Spiegel;
»Die Purpursegel duftend, dass der Wind
»Entzückt nachzog: Die Ruder waren Silber,
»Die nach der Flöten Ton Takt hielten, dass
»Das Wasser, wie sie's trafen, schneller strömte,
»Verliebt in ihren Schlag. — Doch sie nun selbst, —
»Zum Bettler wird Bezeichnung: sie lag da
»In ihrem Zelt, das ganz aus Gold gewirkt,
»Noch farbenstrahlender als jene Venus,

»Wo die Natur der Malerei erliegt.
»Zu beiden Seiten ihre holdseligen Knaben,
»Mit Wangengrübchen, wie Cupido lächelnd,
»Mit bunten Fächern, deren Wehn durchglühte —
»So schiens — die zarten Wangen, die sie kühlten,
»Anzündend statt zu löschen!
»Die Dienerinnen wie die Nereiden,
»Spannten Sirenen gleich nach ihr die Blicke,
»Und Sckmuck war jede Beugung. Eine Meerfrau
»Lenkte das Steuer: seidenes Tauwerk schwoll
»Dem Druck so blumenreicher Händ' entgegen,
»Die frisch den Dienst versahn. Der Bark' entströmend
»Betäubt ein würz'ger Wohlgeruch die Sinne
»Der beiden nahen Ufer. Sie zu sehen
»Ergiesst die Stadt ihr Volk — und Marc Anton,
»Hochthronend auf dem Marktplatz, sass allein
»Und pfiff der Luft, die, wär' ein Leeres möglich
»Sich auch verlor Kleopatra zu schaun,
»Und einen Riss in der Natur zurückliess. [1])

Ein wackerer Haudegen, ein von allen Untergebenen geliebter Reiterführer [2]), das Bild reifer männlicher Schönheit[3]),

[1]) Enobarbus in »Antonius und Kleopatra« (Shakespeare) II. Akt, 2. Scene. Von Appianus besitzen wir folgende Schilderung des Begebnisses: »Er staunte sie an als ein Wunder nicht nur von Schönheit, sondern auch von Einsicht, und fühlte sich plötzlich von jugendlicher Leidenschaft zu ihr hingerissen, obschon er bereits vierzig Jahre alt war. Von diesem Augenblicke stumpfte die bisherige unermüdete Thätigkeit des Antonius sich ab; nur was Kleopatra haben wollte, geschah, ohne dass lange gefragt ward, was recht und heilig sei.«

[2]) Man darf sagen: Der einzige hervorragende Reiterführer, den das gesamte Altertum hervorbrachte.

[3]) Marcus Antonius ward im Jahre 83 v. u. Z. geboren.

aber wenig erfahren in allen höheren Genüssen, hingegen zu rohen Ausschweifungen neigend, gefesselt durch den Ehrgeiz einer Frau, der Fulvia, an der »nichts Weibliches war als ihr Körper«, vor deren Liebe er floh, weil er sie nicht zu erwidern vermochte — so Marcus Antonius zu dieser Zeit. Und ihm gegenüber eine Kleopatra, die nun sechsundzwanzig Jahre zählte. Wahrlich, wer mag sich wundern, dass beide von der heftigsten Leidenschaft zu einander ergriffen wurden, dass sie nur sich und ihrer Liebe lebten, alles Übrige vergessend. Und dieses schuf ihren späteren Untergang! Denn während Antonius in Alexandrien weilte und Kleopatra ihm dort einen Sohn und eine Tochter schenkte, erregte Fulvia in Italien den Hader mit Octavian, zu dessen Beilegung Antonius nach Brundusium zurückkehren musste. Und hier zwang ihn die öffentliche Meinung, welche eine vollständige Aussöhnung der beiden Nebenbuhler ersehnte, zu der Heirat mit Octavia [1]. Mochte er »diesem Wunder von Weibe« auch gewiss nicht die verdiente Achtung versagen [2], schien es auch fast zwei

---

[1]) Fulvia war kurz zuvor auf ihrer Flucht in Sikyon gestorben.

[2]) »Octavia erscheint unbestritten als eine der edelsten Frauengestalten ihrer Zeit. Sie war eine der wenigen Frauen des damaligen Adels, welche ohne allen persönlichen Ehrgeiz nur das Beste des Vaterlandes im Auge hatten und die Kämpfe der bürgerlichen Kriege auch dann verabscheuten, wenn sie ihrem Hause Vorteil und Erhebung brachten. Zur Zeit der blutigen Proscriptionen hatte sie mit persönlicher Aufopferung alles gethan, um den Einfluss auf ihren Bruder Octavian, dessen Lieblingsschwester sie war, zur Hülfe und Rettung manches Unglücklichen zu benutzen. Darum weigerte sie sich auch nicht, ihre Person zum Opfer zu bringen, als ihr Bruder von ihr verlangte, dass sie zur Besiegelung des Friedens, gegen Sitte und Gesetz, kaum wenige Monde Witwe eines geliebten Gatten, von dem sie ein Kind unter dem Herzen trug, dem verrufenen Wüstlinge

Jahre hindurch (39—37) als lebe er zufrieden an ihrer Seite [1]), so bedurfte es doch nur des geringsten äusseren Anstosses — des Kriegszuges gegen die Parther [2]) — um ihn an das verlorene Liebesglück zu erinnern und die gewaltsam unterdrückte Leidenschaft von neuem zu voller Glut anzufachen.

Neben der Liebe war es die Reue über den an der Einzigen in schwacher Stunde begangenen Verrat, welche ihn in die geöffneten Arme Kleopatras warf. In Laodicea

---

Antonius ihre Hand reichen sollte. Denn das Heil des Vaterlandes, der Friede des Römerreiches standen ihr höher als ihr persönliches Empfinden. Zugleich mochte sie sich die Kraft zutrauen, den Wankelmuth des Antonius zu fesseln, und ihn der für ihn selbst und das Vaterland verderblichen Leidenschaft für Kleopatra zu entziehen. Sie mochte sich dieser Täuschung um so eher hingeben, je weniger sie selbst einer solchen dämonischen Leidenschaft fähig und dieselbe zu begreifen im Stande war. Vor allem aber hoffte sie, zwischen Bruder und Gemahl gestellt, als Vermittlerin und Friedensstifterin zu wirken und die Erneuerung der Schrecken des Bürgerkrieges zu verhindern. Dass ihr dies längere Zeit hindurch unter den schwierigsten Umständen gelang, spricht ebensowohl für die Güte ihres Herzens als für ihre Klugheit und Geschicklichkeit in der Auffassung und Behandlung politischer Verhältnisse.« Adolf Stahr. (»Bilder aus dem Altertume.« II.) »Kleopatra.« S. 116 117.

[1]) Octavia gebar dem Antonius eine Tochter (37), die Antonia, welche ihrerseits dem Germanicus und dem Claudius das Leben gab.

[2]) So sagt Plutarch: »Lange Zeit hatte das unheilvolle Geschick, die Liebesleidenschaft des Antonius für Kleopatra geschlafen, und es schien fast, als sei es für immer in Schlummer gebracht und der Zauberbann gelöst durch die besseren Ratschläge, als bei Antonius' Annäherung an Syriens Küste plötzlich wieder die Glut hervorbrach und neue Kräfte gewann, gleich als wenn, um mit Platon zu reden, das halsstarrige und unbändige Ross von dem Zweigespann der Seele alles Gute und Heilsame mit den Hufen von sich geschleudert hätte.«

trafen die so lange von einander Getrennten wieder zusammen; kaum zehn Monate später gebar Kleopatra dem Geliebten einen zweiten Sohn.

Die Zeit hat solch' leidenschaftliche, gewöhnlichen Menschen überhaupt unfassbare Liebe, die kaum jemals wieder erschaut wurde, nicht begriffen; sie vermochte ja auch nur kleinliche Gedanken zu erfassen. Während sie dem kaltherzigen Schleicher Octavianus den Ehrentitel »Augustus« schenkte, dem nämlichen Manne, der seine höchste Lust darin fand, Gattinnen in Gegenwart ihrer Eheherren und kaum herangereifte Töchter vor den Augen der Mütter zu schänden, schmähte sie den hochsinnigen Antonius einen Wüstling und erfand die schamlosesten Märchen über die angeblichen Ausschweifungen der Kleopatra.[1] Nur ein einziger und zwar Horaz wagte es dieser unvergleichlichen Frau gerecht zu werden, obwohl er als der Hofdichter des Augustus amtete. Mit einem schlichten Worte hat er alle die hässlichen Lügen zerstört[2], in denen sich die Schmeichler des Siegers von Actium, die Anbeter jeder nur denkbaren Gewaltthat gefielen, wenn sie der unglücklichen Königin gedachten.

Zwar vorerst, in diesen letzten acht Jahren ihres Lebens genoss Kleopatra ein Glück, das selten einem sterblichen Weibe zu teil wird. Die finsteren Wolken der Zukunft schwebten noch fern am Horizonte. Opferfreudig setzte Kleopatra all' ihren Besitz ein, um Antonius den endlichen

[1]) In die gesamte Literatur der späteren Zeiten sind solche hässlichen Entstellungen übergegangen; selbst neuere Geschichtswerke liessen sie — sei es aus Mangel an kritischer Forschung, sei es in bewusster Absicht, ein strahlendes Bild zu schwärzen — ruhig fortbestehen.

[2]) »Kein gemeines Weib war sie«! (»Non humilis mulier.«)

Sieg zu sichern. Fast schien es, als lächle ein wahres Glück. Der Feldzug in Armenien verlief erfolgreich, und Antonius vermochte (33), nach Alexandrien zurückgekehrt, dort den prächtigsten Triumph zu feiern, den das Altertum überhaupt kennt. Zu den Füssen der auf goldenem Throne sitzenden Geliebten, legte er die Beute nieder; sie selbst erhob er dankbar zur Grosskönigin, während er zugleich an Octavia den Scheidebrief sandte.

Dieser Schritt war Octavian hoch willkommen; denn er bot ihm den bequemen Vorwand, den genialen Nebenbuhler um die Weltherrschaft zu beseitigen. Das Glück stand ihm dabei zur Seite; am 2. September des Jahres 31 vor unserer Zeitrechnung trug er den entscheidenden Sieg in der Seeschlacht von Actium davon.

Als wollten sie noch einmal vor dem Scheiden der »kanopischen Lust« sich ergeben, so feierten Antonius und Kleopatra den Winter (31 auf 30) und die Frühlingsmonate hindurch die schwelgerischsten Feste. Dann aber kam der Tod! Auf das falsche Gerücht hin, dass Kleopatra bereits zum Selbstmord geschritten sei, stürzte sich Antonius in sein Schwert; doch blieb es ihm vergönnt, in den Armen der Geliebten zu sterben. [1]) Sie selbst traf das harte

---

[1]) Antonius und Kleopatra hatten sich ein grossartiges, gemeinsames Mausoleum erbaut und dort alle Schätze untergebracht. In das feste Werk zog sich K. während der letzten Kämpfe, die Octavian um den Besitz Alexandriens führte, zurück. Als Antonius verwundet herbeigebracht ward, zog sie ihn mit Hilfe ihrer Dienerinnen zu sich herauf; die Thore des Mausoleums waren nämlich verrammelt worden. Nach seinem Tode mag sie sich mit dem Gedanken getragen haben, durch die Drohung, alle ihre Kostbarkeiten zu vernichten, Octavian zu bewegen, wenigstens die Zukunft ihrer vier Kinder sicher zu stellen.

Schicksal, durch eine schmähliche List gefangen und an Octavian ausgeliefert zu werden.[1])

Als sie Sicherheit darüber gewonnen, dass Octavian ihr das Schicksal zugedacht habe, in seinem Triumphzuge die für die Schaulust des römischen Pöbels wichtigste Rolle zu spielen, um dann den Tod durch Henkershand in den mamertinischen Kerkern zu erleiden, hatte sie nur noch den einen Gedanken, ihren grausamen Besieger zu täuschen. So bat sie darum, das Todtenopfer an dem Sarkophage des Antonius verrichten zu dürfen[2]), und als sie von dem

---

[1]) Bei den Verhandlungen wegen der Uebergabe ihrer Kostbarkeiten gelang es dem Proculeius, durch Verrat in das Mausoleum zu gelangen und die Königin in Fesseln zu schlagen.

[2]) Plutarch berichtet: »Als ihre Wärter sie in das Mausoleum geleitet hatten, sank sie mit ihren vertrauten Dienerinnen (Iras und Charmion) an dem Sarkophage nieder und sprach: Oh, mein geliebter Antonius! Diese Hände gehörten noch einer Freien, da sie Dich jüngst in den Sarg legten. Jetzt ist es eine Gefangene, welche Dir diese Opferspenden bringt, und Wächter bewachen meinen armen Sklavenleib, dass ich ihn nicht mit Schluchzen und Brüsteschlagen verunstalte, da man mich behütet für den Triumph, den man über Dich feiern wird. Nimm daher, statt aller anderen Ehren, fürlieb mit diesen wenigen Opferspenden; es sind die letzten, welche Dir Kleopatra bringt. Denn uns, die im Leben nichts von einander zu scheiden vermochte, uns zwingt der Tod jetzt, räumlich uns zu trennen und unsere Wohnorte zu tauschen! Du, der Römer, wirst hier liegen, ich Unglückselige werde in Italien begraben werden und von Deiner Vatererde nur so viel besitzen, als ein Grab umfasst. Doch wenn einer der Götter, die man dort verehrt, irgend eine schirmende Kraft und Gewalt hat, so wende ich — denn meine heimischen Götter verliessen uns — mein Flehen zu ihm, dass er Dein lebendes Weib nicht verlasse. Auch Du darfst es nicht zugestehen, dass in mir Du selbst hinter dem Triumphwagen des Siegers einhergeführt wirst, sondern verbirg mich bei Dir und gönne mir mein Grab an Deiner Seite, so gewiss von all den tausend Leiden, die ich trage,

jüngeren Publius Dolabella insgeheim erfuhr, dass bereits die Stunde zu ihrer Überführung nach Italien festgesetzt sei, schied sie freiwillig [1]) in den letzten Tagen des Augustmonats (30) zusammen mit ihren beiden treuen Dienerinnen aus dem Leben. [2]) Ihr Wunsch, neben dem mit unwandelbarer Treue geliebten Antonius in einem Sarkophage vereinigt zu werden, ward erfüllt.

Kein treues Bild ist uns von dieser wunderbaren Frau erhalten geblieben, aber so lange wie es Menschen und geschichtliche Überlieferungen geben wird, kann ihr Name, ihr Andenken nicht verschwinden; denn sie muss unserem Geschlechte ein stetes Vorbild sein jener unendlichen, wahrhaft göttlichen Liebe, die nur den wenigsten Sterblichen zufällt, und die wohl ihr Unglück, ihr Leiden, aber auch ihr von anderen unfassbares Glück, ihre ätherreine Freude in sich begreift.

---

keines so schwer und so furchtbar auf mir lastet, als diese kurze Zeit, welche ich ohne Dich gelebt habe.«

Der feige Octavian liess den Sohn Cäsars (Cäsarion) sowohl wie auch den Sohn des Antonius (Artyllus) aus ihren Asylen hervorlocken und darauf töten. Dagegen erzog Octavia die Töchter der Kleopatra.

[1]) Wahrscheinlich durch den Biss einer Aspisschlange, welche ihr ein treuer Diener in einem mit Feigen gefüllten Körbchen zugestellt hatte.

[2]) Horaz sang:

»Sie wollte sterben! Daher ihr hoher Muth.
»Warum? Sie gönnt' es nimmer dem grimmen Feind,
»Das hochgesinnte Weib, sie, als Entthronte,
»Hin zum Triumph und zur Schmach zu führen.«

Frau Minne.

»Durchsüsset und geblümet sind die reinen Frauen:
»So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen,
»In Lüften noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
»Lilien oder Rosenblumen, wenn sie blicken
»Im Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
»Sind gegen solche Wonnen farblos, ohne Klang,
»Wenn man ein schönes Weib erschaut. Das kann den Sinn erquicken.
»Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund,
»Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süsser, roter Mund,
»Ihr glänzend Auge Pfeile schiesst in Mannes Herzensgrund.«

Walther v. d. Vogelweide.

»Das Christentum — sagt Jean Paul — vertilgte, wie ein jüngster Tag, die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen, es drückte sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelsstaffel und Schwelle zusammen und setzte eine neue Geisterwelt an die Stelle. Die Dämonologie wurde die eigentliche Mythologie der Körperwelt und Teufel als Verführer zogen in Menschen- und Götterstatuen: alle Erdengegenwart war zu Himmelszukunft verflüchtigt.«

Betrachten wir den Verlauf, welchen die Einführung des Christentums in Europa nahm, so sehen wir, dass es zunächst jede Individualität vernichtete und den Einzelnen aller persönlichen Freiheit zu berauben sich bestrebte. Im Altertum waren Religion und Priesterschaft nicht viel mehr gewesen als ein Schaustück des staatlichen Lebens, auf den Geist der Menschheit wirkten sie nicht ein, sonst möchte es um die Philosophie, welche doch eine so hervorragende Rolle im Hellenismus spielt, schlimm bestellt

sein. Unter keinen Umständen hätte die Priesterschaft solchen Einfluss gewinnen können, die Sitten dem ganzen Volke vorzuschreiben und der sie missachtenden einzelnen Persönlichkeit mit Feuer und Schwert zu begegnen. Anders im Christentum! Es erniedrigte die Freien zu Sklaven und forderte von allen den strengsten Gehorsam gegenüber den Forderungen der Priesterschaft, welche diese einmütig als religiöse Dogmen ausgab. Ist es auch richtig, dass das Christentum sehr viel von dem in sich aufnahm, was es an religiösen Bräuchen bereits vorfand und lediglich solche Reste seinen Ideen anpasste, so betrafen diese Anleihen zumeist nur den Aberglauben und seine hässlichen Auswüchse. Einen lebendigen Glauben vermochten die Priester den neu Bekehrten nicht einzupflanzen; denn sie entbehrten desselben eben so sehr, wie sie andererseits das Wesen ihrer Religion in rein äusserlichen Ceremonien sahen.

Häufig genug kennzeichnete sich die Wirkung, welche das Nazarenertum auf die Gemüter ausübte, in jenem Mysticismus, der zu einer menschenunwürdigen Askese trieb und im Büssen für vermeintliche Sünden das höchste sah.

Ein düsterer Fanatismus zerstörte die wahren Ideale und warf die Menschheit vollends in die Barbarei zurück. Rohheit und entsetzliche Unsittlichkeit kennzeichnen die ersten Jahrhunderte des christlich-germanischen Zeitalters. Von der Liebe, ja selbst nur von den raffinierten Liebesgenüssen des Altertums, findet sich keine Spur mehr; es ist einzig und allein der tierische Instinkt in seiner niedrigsten Form, welcher die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander kennzeichnet. Liebe bedeutet beim Mann in jener Epoche der möglichst reichliche Umgang mit Beischläferinnen, beim Weibe höchstens die Treue gegenüber dem Herrn.

Die Keuschheit einer Frau aber ist nichts anderes, als die Ergebung in die unnatürliche Askese. Was uns von angeblichen Liebesgeschichten etwa erzählt wird, trägt deutlich den Stempel eines weit späteren Zeitabschnittes und zwar eben desjenigen, der unter dem Eindrucke einer erweiterten Weltanschauung stand.

Diese geschaffen zu haben, ist das hauptsächlichste Verdienst der Kreuzzüge, welche in Ansehung ihrer wirklichen, politisch-militärischen Erfolge einen kläglichen Ausgang nahmen. Der Wahn, das Heilige Land den Ungläubigen entreissen zu wollen, bewirkte es, dass sich die verschiedenen Völker in Ost und West einander näherten, ihre Sitten und ihre Eigenart kennen lernten und austauschten. Sie liessen aber auch eine ideale geistige Richtung entstehen, welche freilich in stetem Kampfe mit der rohen Wirklichkeit blieb — und uns Fernstehenden darum häufig genug in einer sonderbaren Verzerrung erscheint —, die aber unstreitig als der erste grosse Versuch betrachtet werden muss, den die Menschheit machte, um ein Reich der Schönheit zu begründen.

So sehen wir denn, dass mit den Kreuzzügen zugleich die Kunst wieder auflebt und dass die Poesie die reichsten Blüten treibt. Und gerade die Dichtung wendet sich ihrem ewigen Urgrunde zu, der Liebe. Das aber geschieht mit einer Ausschliesslichkeit, wie sie nie zuvor und niemals seitdem beobachtet worden ist.

Gott und die Frau herrschen über den Ritter. Er ist nicht mehr der antike Heros, der sich, genau betrachtet, kaum von einem gewöhnlichen Klopffechter unterscheidet, sondern er adelt den blutigen Streit durch seine Aufopfe-

rung und durch die Treue, welche er dem freiwillig abgelegten Gelübde bewahrt.

Die gesamte Erziehung des jungen adeligen Mannes war dazu angethan, ihm feste Grundsätze für das Leben zu gewähren.

So hat uns Ulrich von Liechtenstein die Lehren überliefert, welche ihm sein Meister, der Markgraf Heinrich von Oesterreich, gegeben.

»Frauenliebe und Frauendienst« waren es vor allem, was er dem jungen Ulrich empfahl. Wer würdiglich leben wolle, der müsse sich einer reinen, guten Frau zu eigen geben; nie werde ein werter Mann, es sei denn einer solchen unterthan. Darum lehrte er ihn, wie mit Damen umzugehen, mit ihnen zu sprechen sei; er lehrte ihn von Minne dichten, denn mit süssen Worten müsse man von Frauen reden, aber in allen Werken ihnen gegenüber wahr sein; falsche Schmeichelei könne nur schaden bei guten Frauen. Aus diesen Lehren sog der junge Ulrich jene Verehrung vor dem Weibe, die ihn zu so vielen Minneliedern begeisterte, ihm viel Liebesleid erschuf und ihn zu manchen thörichten Handlungen verleitete, von denen allen er uns in seinem 'Frauendienst' treu und aufrichtig berichtet hat. Den poetischen Wert dieses Werkes mag man gering anschlagen, aber von allen ist es die trefflichste und wahrste Quelle zur Kenntnis des ritterlichen Lebens. — Ausführlicher sind uns die Lehren, wie sie die älteren Ritter dem jüngeren nachwachsenden und nacheifernden Geschlecht mitgeteilt haben mögen, in einer besonderen Dichtung erhalten, die den Namen 'Winsbeke' führt. Hier sind sie um so inniger gefühlt und ausgesprochen, als sie vom Vater an den einzigen Sohn, der ihm am Herzen liegt, gerichtet sind.

Mit der Religion fängt der Alte an: »Sohn, minne Gott inniglich«, denn trüglich sei der Welt Gaukelei, und darum solle er das Leben hier so einrichten, dass er dort wohl fahre. Auch das geistliche Leben möge er ehren, obwohl der Stand nicht vor Schlechtigkeit schütze und der Laien Sitte sei, ihn zu hassen. Nur gute, reine Frauen solle er minnen, und gebe ihm Gott ein rechtes Weib zur Ehe, das möge er halten wie den eigenen Leib und es fügen, dass ihr beider Wille stets aus einem Herzen gehe. Hoch und wert schätzen solle er den Namen des Ritters, der ein edler, den Frauen teurer Namen sei, und darum den Schild in Ehren rein und fleckenlos erhalten, das sei Schildes Recht. Rein aber halte er den Schild durch Befolgung der Ritterpflichten und -Tugenden, Treue und Milde, das ist Freigebigkeit, Keuschheit und Einfalt; ohne sie hinge der Schild besser an der Wand, denn an seinem Arm. Ebendeshalb auch solle er die Waffenübungen nicht vernachlässigen und wacker im Turnier bestehen. In Zucht und höfischer Sitte solle er sich bilden, dass er wisse und verstehe, wie man sich am Hofe zu benehmen habe; schweigen und reden zur rechten Zeit, keine Falschheit und Untreue üben, sich nicht vordrängen, aber auch mit Rat und That nicht zurückhalten, wenn er darum angegangen sei, in keuschen Worten reden, sich immer wohlerzogen zeigen und es an höflichem Gegengruss nicht fehlen lassen. Hohe Geburt allein mache es nicht aus, weder bei Mann noch Frau; ohne Tugend sei sie nichts als ein in's Wasser geworfenes Korn; wer Tugend habe, der sei hochgeboren. Die ‚Maasse' müsse er unter allen Tugenden minnen; lebe er nur in rechter Maasse, erlange er der Ehren genug; Hoffahrt aber verderbe ihm sein Spiel. Von Weisen solle er Rat annehmen, früh

sich als den Guten zeigen, der er einmal zu sein gedenke, denn »es brenne früh, was zu einer Nessel bestimmt sei«, und wer dreissig Jahre ein Thor, sei ein Thor auf immer. Vor liederlichem Leben und Spiel möge er sich hüten: sie seien beide des Leibes und der Seele Verderben. Sein Haus solle er in rechter Weise führen, dass er gegen die Armen Barmherzigkeit und gegen die Gäste Freigebigkeit üben könne; er solle ihnen stets ein fröhliches Gesicht zeigen, dass sein Brot dem Nehmenden wohl thue. Es sei ein schönes Ding um ein eigen Haus; wer sein mit Tugend pflege, nehme nicht ab an Wert und Ehre.« [1])

Die Übertreibungen, welche sich die Neu-Romantiker in ihrer blinden Verehrung allen mittelalterlichen Wesens zu Schulden kommen liessen, schuf um die Mitte unseres Jahrhunderts jene Reaktion, die sich darin gefiel, alles zu verneinen, was in irgend welchem Zusammenhange mit der Kultur der höfischen Epoche gedacht werden konnte. Ein wahrer Fanatismus beseelte die Gegner der Romantik, sie liessen nichts von dem gelten, was wahrhaft schön und herrlich gewesen, sondern sie bemühten sich — oft aus sehr durchsichtigen modern-politischen Gründen — im Rittertum lediglich Roheit, Unbildung und Liederlichkeit zu sehen. Dabei ermangelten sie zumeist tieferer kulturgeschichtlicher Kenntnisse, unterstützten aber ihr oberflächliches Urteil durch eine maasslos-scharfe Ausdrucksweise. Es ist ein Ehrentitel der deutschen historischen und literargeschichtlichen Wissenschaft, dass sie das einerseits von den Neu-Romantikern zur lächerlichen Karrikatur verzerrte,

[1]) Jacob Falke: »Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus.« (II. Bd. d. Dtsch. National-Bibliothek, hrsg. von Ferdinand Schmidt.) S. 28—30.

andererseits von den Realisten so viel geschmähte Zeitalter des Frauenkultus in seiner wahren Form geschildert hat. So allein ist es möglich geworden, ein klares Bild von der Minne zu entwerfen, welche in der Entwickelungsgeschichte des modernen Menschen gleichsam die Jahre seiner jugendlich-romantischen Liebesempfindungen darstellt.

* * *

An die Stelle des Naturalismus hatte die Kirche den Spiritualismus gesetzt, aber es gelang ihr nicht, die alten Empfindungen des Germanenvolkes zu unterdrücken. Die Natur wurde von der christlichen Kirche als das Werk des Teufels bezeichnet und ihr Kampf richtete sich gegen die ursprünglichen Anschauungen, welche in der belebten Welt das grösste Heiligtum erkannten. Der Spiritualismus hingegen blieb dem Volke ein Buch, welches ihm als mit sieben Siegeln verschlossen erschien, es mochte sich nicht daran gewöhnen, all' dasjenige, was es bis dahin verehrt und hoch gehalten, nun zu verdammen und auf den Befehl fremder Priester hin in den Staub zu treten. Ohne Einfluss blieben die von der Staatsgewalt unterstützten Bemühungen der Priester freilich nicht. Sie schufen einen oberflächlichen Gehorsam vor den Geboten der Kirche und zugleich jene sonderbare Mischung von christlichen Lehren und altheidnischen Anschauungen, in denen die Romantik ihren besten Nährboden fand.

Zwar die Romantik, selbst in ihrer höchsten Ausbildung, darf als der Widerstreit der christlichen Dogmen gegen die pantheistischen Glaubenssätze der versunkenen urgermanischen Welt aufgefasst werden. Und dieses drückt ihr den Stempel der Unklarheit, Verworrenheit und teilweise auch des völlig bizarren Wesens auf, welche Eigenschaften es den Kindern

späterer Jahrhunderte so erschwerten, den wahren Kern aller jener Erscheinungen zu erfassen, welche zusammen das Zeitalter des Frauenkultus ausmachen.

Die Romantik bestrebt sich, das Uebersinnliche, Ueberirdische als geistiges Eigentum zu gewinnen, sie fällt aber stets in das Sinnliche, das Natürliche zurück, und dieser ewig erneuerte Zwiespalt führt die Herrschaft des Gemüts, der Empfindungen herbei, denen wir nirgends in dem rein sinnlich veranlagten Altertum begegnen, und die nun das neue Element im Leben der Menschheit schaffen, nämlich die Liebe.

So ist die romantische Verehrung der Frau im Zeitalter des Minnedienstes ein Kunstprodukt des kirchlichen Spiritualismus und des einstigen Naturalismus. Das Christentum forderte den übersinnlichen Marienkultus, die germanische Auffassung sah auch im irdischen Weibe etwas Heiliges. Und wie das Christentum nur die jungfräuliche Gottesmutter verehrte, die sterblichen Frauen jedoch als das »Gefäss der Erbsünde« brandmarkte, so idealisierte die Romantik lediglich die Geliebte, während sie das Weib für sich keineswegs als ein höheres Wesen ansehen mochte. Dies stimmt mit den germanischen Anschauungen wiederum überein.[1])

---

[1]) »Wir haben gefunden, dass die Germanen wie alle anderen Völker mit der urrohen und starksinnlichen Auffassung des Weibes als einer blossen Sache und eines Werkzeuges zu sinnlicher Befriedigung begannen. Die Forderung, dass sich das Weib mit dem toten Manne verbrennen lasse, das Recht des Mannes, seine Frau zu vermachen und zu verschenken und zu verkaufen oder einem Gaste anzubieten, bewiesen diese Bildungsstufe und zeigten sich vereinzelt noch in den Zeiten des Minnedienstes. Wir konnten das Mitsterben des Weibes mit dem Manne durch einen inneren Grund be-

Der Mann blieb stets der Herr und forderte die Anerkennung seiner Rechte von der Frau. Ja, diese musste, wenn sie sich im Schutze eines Mannes befand, demselben höchst entwürdigende Dienste leisten. In Frankreich beispielsweise hatte sie jeden Gast ritterlichen Standes mit »Monseigneur« anzureden, sie sollte dem Gatten oder Vater, selbst dem Bruder den Steigbügel halten und von ihnen ohne weiteres körperliche Züchtigungen hinnehmen. Nach dem Rechte von Bordeaux stand dem Schutzverwandten über die Frau die volle Entscheidung zu, ob sie für irgend ein Vergehen den Tod verdient habe; die Strafe durfte auch ohne weiteres

schönigen, wir konnten dies auch mit der Rechtlosigkeit versuchen, welche auf den Frauen lastete; indessen war beides nur ein gesuchter Versuch und darf die eigentlichen Zustände nicht verhüllen wollen. Das Weib hatte von der Geburt bis zu dem Tode kein anderes Recht als den Willen seines männlichen Beschützers, und Milderungen dieser Verhältnisse sind Abweichungen von dem altgermanischen Rechtsbegriffe. Durch die Gnade des Vaters ward ihm zu leben erlaubt; durch Geld dem Vater abgekauft, musste es Leib und Leben einem Fremden überlassen; gegen Geld oder sonst konnte es dieser einem andern überlassen; fromm und still musste es sich fügen, denn es hatte kein Recht, und stumm musste es zuletzt in den Tod gehen. Die Last des Tages ruhte ausserdem allein auf seinen Schultern; Haus und Feld musste es bestellen, während der Mann teilnahmslos der Mühsal zusah. Trotz allem diesem haben wir jene altgermanische Frauenverehrung, von der Tacitus redet, nicht in das Reich der Träume verwiesen, allein wir haben sie auf einige bevorzugte Weiber beschränkt. Wir haben ausserdem hervorgehoben, dass der keusche Sinn der Germanen und die Achtung der weiblichen Ehre, die Anerkennung gewisser Geistesgaben und selbst die natürliche Schwäche des Geschlechtes jenen Nachteilen im Rechte grosse Vorteile im Leben entgegensetzten. Die Deutung der taciteischen Worte auf einen schmachtenden Frauendienst müssen wir aber auf das entschiedenste verwerfen.« K. Weinhold: »Die deutschen Frauen in dem Mittelalter.« (I. Aufl.) S. 471.

vollzogen werden. Dass Gattin und Töchter die Freunde des Burgherrn wie Mägde zu bedienen gehalten waren, will neben der angeführten gesetzlich gewährleisteten Unfreiheit des Weibes überhaupt wenig sagen.

Eigentümlich muss es ferner berühren, dass die südfranzösischen Troubadours, welche die »Liebeshöfe« mit ihren wunderlichen Urteilssprüchen begründeten und erhielten, neben ihren zart empfundenen lyrischen Gedichten die gröblichsten Schmähreden auf die Frauen hinterlassen haben.

Dass sich das Ideal lediglich in der ausserehelich Geliebten verkörperte, hatte die für die Aufrechterhaltung der legitimen Beziehungen so sehr besorgte Kirche selbst hervorgerufen. Denn ihre Ehegesetzgebung, ein aus orientalischer Missachtung der Frau und römisch-starren Rechtsauffassungen zusammengeschweisstes Produkt, das zudem noch von unnatürlicher Askese beeinflusst wurde, hatte der Liebe keine Rücksicht geschenkt. Das menschliche Herz sollte sich am Kanon ersättigen und auf jedes wirkliche Gefühl Verzicht leisten. Einen solchen Zwang vermochte jedoch der zum Individuum heranreifende Mensch und vollends nicht der an ein selbständiges Handeln gewöhnte Germane zu ertragen. Er verwarf die Ehe, soweit sein subjectives Bedürfnis, geliebt zu werden, in Frage kam, er behielt sie überhaupt nur bei, weil er durch sie zur Begründung der Familie gelangte, ohne die er nicht zu leben vermochte. Sein höheres erotisches Empfinden gehörte folglich nicht der Gattin, sondern der Geliebten, und in dem Umgange mit dieser suchte er den höchsten Genuss.[1])

---

[1]) »Die Ehe ward als eine äussere Veranstaltung betrachtet, die man wegen dieses oder jenes Vorteils einging, die aber in seltenen Fällen eine

Noch mehr: Die Geliebte, die Herrin haben wir uns in den meisten Fällen als eine verheiratete Frau zu denken, weshalb es auch als die höchste Pflichterfüllung des Minnen-

---

innere Wirkung hatte. Bei den vornehmen Herren Frankreichs war die eheliche Verbindung, wie in den hohen Ständen aller Zeiten und Länder, eine politische Veranstaltung, mit der das Herz nichts zu thun hatte. Bei dem Einflusse der Vornehmen und bei der allgemeinen Neigung zu mannigfachem Genusse breitete sich die Geringschätzung der Ehe auf alle aus, welche vornehm und fein erscheinen wollten, und es ward allgemach Grundsatz, Liebe und Ehe völlig zu trennen, so dass selbst in den wenigen Fällen, wo dem Liebesverhältnisse die Vermählung folgte, fortab die Zärtlichkeit ausgeschlossen wurde. Die Lebensphilosophie jener Zeit hatte natürlich einen Grund dafür, den wir durch Nostradamus kennen lernen. Dieser Mönch (er ist mit dem späteren berühmten Arzte und Astrologen Michael Nostradamus † 1556, den Goethe in dem ersten Monologe des Faust nennt, nicht zu verwechseln) antwortet auf die Frage, ob zwischen Ehegatten die Liebe statthaben könne: das sei unmöglich, denn Wesen der Liebe sei es, in ihren Gaben an keinen Zwang gebunden zu sein und alles freiwillig zu geben. Die Ehe verlange aber unbedingtes Fügen in den Willen des andern und das schliesse die Liebe aus. Daher galt in weitester Ausdehnung der Satz, die Ehe sei kein Grund, ein angetragenes Liebesverhältnis auszuschlagen, und durch mehr als ein Jahrhundert ward diese Lehre in die krasseste Praxis übersetzt. Wer auf die reiche Novellenliteratur des Mittelalters geachtet hat, wer die kleinen Geschichten kennt, die sich im XII., XIII. und den folgenden Jahrhunderten in grösster Fülle durch Frankreich, England, Italien und Deutschland trugen, und kennte er selbst nur Boccaccio's Dekamerone, wird in seinem Gedächtnisse eine Menge von Geschichten aufreihen, welche ein Hohn auf die Ehe und Sittlichkeit überhaupt sind. Die Ehe galt in der That gar nichts, und es ist ein Zeichen der menschlichen Selbstsucht, dass die leichtfertigen Ehemänner noch eifersüchtig waren; Peter von Auvergne vergleicht sie sehr treffend den listigen Schelmen, welche fremdes Brod stehlen und das eigene verschliessen.« K. Weinhold: »Die deutschen Frauen in dem Mittelalter.« (I. Aufl.) S. 180/181.

den erschien, sein süsses Geheimnis vor dem Klatsche der Gesellschaft und der nicht seltenen Eifersucht der in ihren Rechten gekränkten Ehemänner zu bewahren.[1])

---

[1]) »Ein eigentliches Minneverhältnis, das auf dem Frauendienst ruhte, musste geheim gehalten werden. Es war das um so mehr nötig, wenn die Eifersucht in das Spiel kam, obwohl nicht alle Ehemänner so grausam waren, wie Raimund von Roussillon gegen den armen Guillem von Cabestaing, den erhörten Geliebten seiner Gemahlin. Der eifersüchtige Gatte tötete ihn mit eigener Hand, riss sein Herz heraus und setzte es zubereitet seiner Gemahlin bei der Mahlzeit vor, worauf diese, als sie es inne geworden, jegliche Speise ferner verweigerte und dann vom Balkon sich herabstürzte, als der Gatte auch sie zu töten gedachte. Diese Unthat rief aber alle Welt zur Empörung gegen den Grafen auf, und er musste sie schwer büssen. — Die Liebenden hatten also Ursache genug, auf ihrer Hut zu sein. War die Eifersucht einmal wach geworden, so waren auch die Späher, Merker, Kläffer und Wächter bestellt, die alle Schritte derselben mit Argusaugen zu bewachen hatten. Die Minnelieder sind voll Klagen darüber. Es war dann schon schwer, nur Briefe auszutauschen oder der Geliebten Nachricht zukommen zu lassen, um sie zu einem Stelldichein aufzufordern, und mancherlei Versuche und Künste wurden dabei angewendet. Die Frau liess wohl einen Brief vom hohen Fenster auf die Strasse oder in den Graben fallen, und der Ritter mochte trachten, ihn heimlich und ungesehen zu gewinnen; auch zog sie wieder einen Brief am Faden hinauf. Andere benutzten die Armbrust, wie wir auf Bildern sehen, und schossen Briefe von unten möglichst in das offene Fenster hinein, oder sie wurden von der Burg aus über den Graben hinausgeschossen. Der Dichter Hadloub, der auch ein armes Minnerlein war, von dem die verehrte Dame nicht viel wissen wollte, und dem sie aus Gnaden ein Nadelbüchslein zuwarf, ein ander Mal in den Finger biss, als er aus seinen enggezogenen Schranken trat, dieser erbarmungswürdige Sänger verkleidete sich einmal als Pilger und heftete ihr, wie sie aus der Kirche kam, mit einem Angelhaken einen Brief voll »tiefer Reden von der Minne« an das Kleid. — Schwieriger noch waren die geheimen Zusammenkünfte, zu deren Ort nicht selten die Kirche benutzt wurde. Die Liebe macht schlau und erfinderisch, und so fehlte es

Die provençalischen Minnehöfe (Cours d'amour), welche in der Form von wohldurchdachten Urteilssprüchen alle die Liebe betreffenden Beziehungen regelten, erklärten denn

---

auch damals nicht an geistreichen Einfällen, an Verkleidungen, Bestechungen und andern ähnlichen Mitteln, um zur Geliebten zu kommen. Wenn Tristan mit seiner Isolde ein Stelldichein haben wollte, als sie bereits von allen Seiten beargwohnt und umspäht waren, so ging er in den grossen Baumgarten oder Park, der zu Markes königlichem Palast gehörte. Durch den Park floss ein Bächlein, das den Ausgang der Kemenate, des abgesonderten Frauenhauses, berührte. Tristan begab sich an das obere Ende des Bächleins, brach ein Zweiglein von einem Oelbaum und schnitt ein T und ein I hinein und liess es im Wasser hinunterschwimmen. Wenn es unten Isolde und ihre Vertraute wahrgenommen hatten, so erkannten sie die Anwesenheit des Geliebten und kamen an den bestimmten Platz. So hatte es Frauenlist angegeben. Den Minnesänger Dietmar von Aist sehen wir auf seinem Bilde in der Liederhandschrift, wie er sich in das Gewand eines Kaufmanns gethan und einen Esel mit allerlei Waare beladen hat, wie sie schöne Frauen brauchen, Gürtel und Taschen und Ringe und Schmucknadeln und dergleichen. So hausierend kommt er vor das Thor, wo die Dame wohnt, und sie vermag unbeargwohnt herabzukommen, um sich in einen Handel mit ihm einzulassen. — Die Bilder geben uns auch Beispiele, wie die Ritter mit Leitern das Fenster der Geliebten ersteigen, oder wie sie an Stricken in einem Korbe oder in einem Leintuch hinaufgezogen werden. Letzteres geschah Ulrich von Liechtenstein, der, nachdem er lange unten im Grase gewartet hatte, endlich von den beiden Frauen oben, der Gebieterin und ihrer Vertrauten, hinaufbefördert werden sollte. Aber er war zu schwer für sie. Da liess er seinen leichteren Diener voran, der im Dunkeln somit ungekannt die erste bewillkommnende Liebkosung erhielt; den Dreien gelang es, auch den Ritter nachzuziehen. Oft war die Zeit so kurz, dass den Liebenden nichts blieb, als eine rasche Umarmung und ein flüchtiger Kuss noch oben auf der Leiter, auch wohl, wie wir ein Bild haben, ein Kranz, den die Dame dem Scheidenden auf das Haupt setzte; oft aber auch war den Liebenden eine volle Nacht gewährt. Dann galt es, auf der Hut zu sein, und die Wächterin oder der Wächter lauschten

auch, dass eine Frau von mehreren Männern, ein Mann aber von mehreren Frauen geliebt werden dürfe. Um 1174 behauptete sogar ein von der Gräfin von Champagne er-

---

und warfen die spähenden Blicke umher, und wenn das erste Grauen des Tages im Osten sich zeigte, dann war es ihre traurige Pflicht, das Glück der Liebenden zu stören und den Ritter zu ermahnen, dass er aufbreche, bevor die Späher im Morgenlicht seiner gewahr werden konnten. Das hat eine besondere Gattung von Minneliedern hervorgerufen, die sogenannten Tage- oder Wächterlieder, sei es, dass der Wächter seine Warnung ruft oder die Liebenden in Klagen ausbrechen oder ein Zwiegespräch sich erhebt, in dem der Wächter noch um einen Aufschub, um eine kurze Frist des Glückes gebeten wird. So lauten ein paar Strophen eines provençalischen Tageliedes. Der Wächter singt, und erst am Schlusse antwortet ihm der aufgescheuchte Liebende:

»Glorreicher König, Licht und Glanz der Welt,
»Allmächt'ger Gott und Herr, wenn Dir's gefällt,
»Sei meinem Freund ein schützender Begleiter:
»Seitdem die Nacht kam, sah ich ihn nicht weiter,
»Und gleich erscheint der Morgen.

»Geliebter Freund, ich warne mit Gesang:
»Schlaf jetzt nicht mehr, das Vöglein singt schon lang,
»Das im Gebüsch sich sehnt nach Tageshelle;
»Der Eifersücht'ge, fürcht' ich, kommt zur Stelle,
»Und gleich erscheint der Morgen.

»Geliebter Freund, tritt an das Fenster nur,
»Betrachte selbst den Schein der Himmelsflur:
»Dass ich ein treuer Bote, wirst Du sagen,
»Doch folgst Du nicht, musst Du den Schaden tragen,
»Und gleich erscheint der Morgen.

»Lieb süsser Freund, so selig ruh' ich, traun,
»Ich möchte Tag und Morgen nimmer schau'n
»Im Arm der Schönsten, die ein Weib geboren,

lassener Urteilsspruch, dass es unmöglich erscheine, die Liebe mit der Ehe zu verbinden.

Nicht selten findet es sich übrigens auch, dass die Frauen selbst eine Ehre darein setzen, dass ihre vielfachen Liebschaften möglichst in die breite Oeffentlichkeit gelangen, ja dass um dessentwillen einzelne viel umherziehende, fahrende Sänger gelegentlich die Gunst der betreffenden Dame geniessen. Vielfach sind auch sehr hochstehende Frauen in

---

»Drum sollen mich die eifersücht'gen Thoren
»Nicht kümmern, noch der Morgen.«

Jacob Falke: »Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus.« (II. Bd. d. Dtsch. National-Bibliothek, hrsg. von Ferdinand Schmidt.) S. 91—94.

Von Dietmar von Aist stammt wohl das schönste »Tagelied«. Es lautet:

»Schläfst Du noch, Geliebter mein?
»Wir müssen leider wach jetzt sein.
»Ein Vögelein gar wohl gethan
»Stimmt auf der Lind' sein Taglied an.«

»Ich war entschlummert sanft und lind,
»Nun weckst Du klagend mich, lieb Kind.
»Die Liebe mag' ohn' Leid nicht sein;
»Ich bin gehorsam, Liebste mein.«

»Da ward voll Thränen wohl ihr Blick:
»Du reitest fort, lässt mich zurück.
»Ach, meine Freude geht mit Dir;
»Wann kommst Du wieder her zu mir?«

Shakespeare hat wohl die »Tagelieder« der Minnesänger gekannt. Wenigstens ist die Übereinstimmung der Abschiedsworte — und zwar gerade mit der eben mitgeteilten Dichtung des Dietmar von Aist — die zwischen Romeo und Julia (III. Akt; 5. Sc.) ausgetauscht werden und jenen, welche die lyrische Poesie des höfischen Zeitalters kennt, eine auffällige.

Dichter von niedriger Herkunft geradezu vernarrt gewesen und haben um solcher windiger Gesellen willen die grössten Thorheiten begangen; Seitenstücke zu derartigen Verhältnissen finden wir in der närrischen Schwärmerei, welche viele Weiber unserer Tage den Musikvirtuosen und Bühnenhelden im überschwänglichsten Maasse entgegenbringen, und die oft in wirklich widerlichen Formen sich geltend macht.

Die Minne in feste Regeln zu fassen, sie gleichsam zu einer Kunst umzubilden, das ist das Verdienst, nicht der Deutschen, sondern der welschen Troubadours. So setzten diese fest: Wer heimlich liebt und es der Holden nicht zu gestehen wagt, der steht auf der untersten Stufe des Minnens, er ist ein »Feignaire«, ein hinkender Liebender. Gelingt es ihm, so viel Mut zu fassen, um der geliebten Frau seine Gefühle kund zu thun, so erklimmt er die zweite Staffel, er wird damit ein »Pregaire«, ein um Liebe Bettelnder. Erwählt ihn nun die Dame zu ihrem wirklichen Dienstmanne, so heisst er der Erhörte (»entendeire«). Auf der höchsten Staffel befindet sich der Glückliche, dem der ersehnte Minnesold nicht versagt bleibt; er ist der Liebhaber (»drutz«).

Um diese Stufe zu ersteigen, bedurfte — nach der Theorie — der Liebende eine längere Zeit; die Dame ergab sich nur, wenn der Werbende hohe Proben der Treue und des Wohlverhaltens nach jeder Richtung hin aufzuweisen vermochte. Hatte die geliebte Frau diese Gewissheit gewonnen, so geschah es wohl, dass sie den Erwählten mit allen bei einer feierlichen Belehnung üblichen Gebräuchen für ihren Dienstmann erklärte. Zumeist wird sich diese Erklärung aber wohl nur in schriftlicher Form oder in einer unter wenigen Zeugen gepflogenen Unterredung vollzogen

haben. Um einen Dienstmann zu gewinnen, brauchte die schöne Frau nur geringe Mittel aufzuwenden; Guillem von St. Didier wurde bereits, nach seinem eigenen Geständnis, durch ein Härchen der Geliebten, welches sich auf seinen Mantel abstreifte, sogar durch ein kleines noch dazu erlogenes Wörtchen, welches ihr von den Lippen fiel, zum Sklaven.

Aimeric von Peguilain giebt sich zu eigen, als er die vom Handschuh entblössten Fingerspitzen der Dame seines Herzens küssen darf; Guillem von Ademar begnügt sich mit einem Lächeln der Holden, Bernart von Ventadour stirbt freudig für einen kurzen Blick, der aus dem Auge der Herrin auf ihn fällt. Der Dienstmann wagt seine Ehre, sein Leben der Dame zu Gefallen, selbst wenn er niemals auf die Gewährung des Minnesoldes rechnen kann und auch wenn er nicht einmal als ein anerkannter Vasall der Herrin in die Schranken reiten, ihre Farben öffentlich tragen darf. So hatte sich Ulrich von Liechtenstein seit seiner Jünglingszeit einer hochgeborenen Dame geweiht und manchen Speer ihr zu Ehren gebrochen, ohne dass sie etwas von seiner seltsamen Minne erfuhr. Als er ihr endlich seine Gefühle durch eine vertraute Vermittlerin kund zu thun vermochte, erfuhr er die schärfste Zurückweisung; denn die edle Frau wollte die eheliche Treue nicht brechen. Unterdessen schliesst Ulrich eine Liebesheirat und wird ein glücklicher Gatte, der sich über die Hüterin seines Hauses keineswegs unglücklich fühlt. Dies hindert ihn jedoch nicht, der Minneherrin nach wie vor als standhafter Ritter zu dienen, so dass die Angebetete schliesslich anerkennen musste, er habe unendlich mehr Thaten ihr zu Ehren verrichtet, als dies sonst und von anderen zu

geschehen pflegte. Trotzdem gelangte er jedoch keineswegs an das Ziel seiner heissen Wünsche und nun sagte er der Dame die Treue auf, wählte sich eine andere Herrin und während er diese in seinen Liedern pries, verunglimpfte er die andere. Noch bezeichnender ist die Geschichte des tapferen Ritters von Auchenfort, der ebenfalls einer verheirateten, aber nicht zum Ehebruch neigenden, edlen Frau in Minne ergeben war. Sie stellte für die Gewährung der höchsten Gunst eine unerhörte Bedingung, welche ganz dazu angethan schien, den unbequemen Liebhaber für immer zu beseitigen. Die Forderung lautete, er müsse sich ohne Rüstung an einem ernsten Kampfspiele beteiligen. Auchenfort zögerte nicht, dem grausamen Verlangen nachzukommen; zwar wurde er im Turnier schwer verwundet, aber er genas von seinem Leiden. Nun war es an der Dame, den geschlossenen Vertrag auch ihrerseits zu erfüllen, aber sie wusste es von dem Ritter durch flehentliche Bitten zu erlangen, dass er auf den Minnesold, welchen sie ihm schuldete, verzichtete. Dafür forderte Auchenfort von ihr, dass sie nur mit dem blutbefleckten Hemde bekleidet, welches er bei seinem tollkühnen Unternehmen getragen, öffentlich in der Kirche erscheinen solle; es scheint auch, als habe die Dame dies wirklich gethan.

Denn darüber darf kein Zweifel bleiben: Die Frau durfte von dem Minnenden alles verlangen, hatte sie jedoch einmal das bindende Versprechen gegeben und waren von dem Manne alle daran geknüpften Bedingungen erfüllt worden, so musste sie auch ihrerseits sich ergeben. That sie solches nicht, entzog sie sich vielmehr unter nichtigen Vorwänden ihrer Verpflichtung, so traf sie gewiss die allgemeine Verachtung. Immer stand sie demnach inmitten

von Skylla und Charybdis. Die Eifersucht des Eheherrn bedrohte sie, die klatschlustige Welt spürte gern ihren illegitimen Gunstbezeugungen nach und verurteilte sie auch, weil der Neid das Menschengeschlecht niemals verlässt. Andererseits gehörte der Minnende gleichsam zu den Ehrentiteln einer Dame höherer Art, sie konnte ihn nicht wohl entbehren und musste ihm, der nur ihrem Dienste lebte, auch zu Willen sein, wenn die entscheidende Stunde kam. Diesen Zwiespalt vermochte einzig die weibliche Geschicklichkeit in aller Art Intriguenspiel zu überbrücken.

Das Bedenklichste an dem gesamten Frauenkultus ist es jedenfalls gewesen, dass er die Männer zwar nicht verweichlichte, wohl aber verweiblichte. Zunächst tritt uns dies auffällig in den Aeusserlichkeiten der Zeitsitten entgegen. Die männliche Tracht weist einen femininen Charakter auf, der Schmuck des Bartes ist verpönt, nur alte Herren oder hohe fürstliche Personen, welche sich über die Schranken des Brauches ungestraft hinwegzusetzen vermögen, verachten das Schermesser. Dagegen sollen die Locken, welche in blonder Farbe am schönsten erachtet werden, mit sonst nur bei den Frauen gern gesehener Fülle, auf die Schultern herabfallen. Die Kleidung erscheint prächtig und wirkt lebhaft auf das Auge ein, selbst die Rüstung, welche nur im Kampfe getragen wird, entbehrt gar oft nicht des phantastischen Beiwerkes. Morgenländische Kosmetika und wohlriechende warme Bäder spielen bei der Toilette eine Hauptrolle; Korsetts und Enthaarungsmittel scheinen ebenfalls nicht allzu selten gebraucht worden zu sein.

Die Phantasterei findet in verweiblichten Gemütern stets die Stätte, um sich zur lächerlichen Narretei umzubilden. Ulrich von Liechtenstein nahm einmal (1227)

die prächtigste weibliche Verkleidung an, bezeichnete sich als »Frau Königin Venus« und zog vom Venezianischen bis ins Böhmische, wobei er alle Ritter aufforderte, mit ihm die Lanzen zu brechen. Anstatt diesen Vorläufer des edlen Don Quixote aus der Mancha zu verlachen, eilten die Herren von allen Seiten herbei, und, begeistert durch die sonderbare Idee, turnierten sie mit dem Narren, der freilich »ein grosser Stecher und Hofierer« war; denn er verstach dreihundert und sieben Lanzen, ohne einmal aus dem Sattel gehoben zu werden.

Aus derartigen, immerhin noch unschuldigen Anschauungen entwickelten sich jedoch beim Niedergange des höfischen Lebens jene erotischen Ausschweifungen, die dem Altertum geläufig gewesen, von dem natürlich-keuschen Sinne des Germanenvolkes aber stets als eine Schande betrachtet worden waren. Die Frau genügte nicht mehr den übersättigten Männern, sie schlossen vielmehr Liebesverhältnisse mit niedrig geborenen Jünglingen, und das geschah wohl in den meisten Fällen keineswegs unter dem Einflusse einer pathologischen Perversität, sondern nur aus schmählich entarteter Wollust. Aehnliches wird im Frankreich des XVIII. Jahrhunderts beobachtet, wo ebenfalls die durch den übertriebenen Frauenkultus hervorgerufene Blasiertheit ein auffälliges Ueberhandnehmen der pervers-sexuellen Erotik erzeugte.

Wenn der Mann sich zum Sklaven des Weibes erniedrigt und diesem eine ihm nicht zustehende, durchaus unnatürliche Herrschaft zuerkennt, so wird das Weib nicht zögern, seine Macht dadurch zu beweisen, dass es den Mann in übermütiger Weise verspottend am Narrenseile führt. Die weibliche Eigenschaft, sich ohne Mühe verstellen zu

können, die instinktive Abneigung, welche es infolge seiner sexuellen Unempfindlichkeit gegenüber dem Manne besitzt, thun das weitere, um den thörichten Minnenden seiner klaren Verstandeskräfte und schliesslich auch seiner Selbstachtung vollständig zu berauben.

Wir hören, dass einzelne Liebesnarren sich verstümmeln, um den Forderungen der Herrin nachzukommen, dass andere sich in Thierhäute einnähen lassen einer bizarren Frauenlaune zu Gefallen und solchergestalt unter die Knittel der Hirten fallen. Das Badewasser der Geliebten wird getrunken, ihre Hemden getragen oder selbst einzelne ihrer Kleidungsstücke als Feldzeichen verwendet.

Zugleich tritt eine Liebeskünstelei auf, die jeder natürlichen Erotik spottet. Es erschien, um ein Beispiel zu geben, der Zeit der Hohenstaufen keineswegs für anstössig oder auffällig, dass die italienischen Damen ihren Liebhabern eine volle Nacht in ihren Armen gewährten, wenn der Ritter sich verpflichtete, nur mit einem unschuldigen Kuss vorlieb zu nehmen. Auf dem Umwege über die Provence kamen diese Probenächte auch in deutschen Landen in den Brauch; man denke nur an den Besuch, welchen die Königin Kondwiramur in der Schlafkammer Parsivals abstattet. Die Bauern in Oberdeutschland und in der Schweiz übrigens haben mit ihrem »Fensterln« und »z' Chilt gehen« diese Raffinerien bis auf die Einzelnheiten treulich bewahrt.[1])

---

[1]) »Beinahe in ganz Teutschland und vorzüglich in der Gegend Schwabens, die man Schwarzwald nennet, ist unter den Bauern der Gebrauch, dass die Mädchen ihren Freiern lange vor der Hochzeit schon diejenigen Freiheiten über sich einräumen, die sonst nur das Vorrecht der Ehemänner sind. Doch würde man sehr irren, wenn man sich von dieser Seite die Vorstellung machte, als wenn solche Mädchen alle weibliche Sittsamkeit

Die übersinnliche Liebe, welche ursprünglich die Romantik auszeichnete und die zum Teil in der kindischen Anbetung der spröden Frau verharrte, verwandelte sich bei den kräftigeren Charakteren in eine natürliche Sinnlichkeit, bei den schwächeren aber bewirkte sie die Aufgabe aller edlen erotischen Gefühle.

---

verwahrlost hätten und ihre Gunstbezeugungen ohne alle Zurückhaltung an die Liebhaber verschwendeten. Nichts weniger! Die ländliche Schöne weiss mit ihren Reizen auf eine ebenso kluge Art zu wirtschaften und den sparsamen Genuss mit ebenso vieler Sprödigkeit zu würzen, als immer das Fräulein am Putztische. Sobald sich ein Bauernmädchen seiner Mannbarkeit zu nähern anfängt, sobald findet es sich, nachdem es mehr oder weniger Vollkommenheiten besitzt, die hier ungefähr im ähnlichen Verhältnisse wie bei Frauenzimmern von Stande geschätzt werden, von einer Anzahl Liebhaber umgeben, die so lange mit gleicher Geschäftigkeit um seine Neigung buhlen, als sie nicht merken, dass einer unter ihnen der glücklichere ist. Da verschwinden alle übrigen plötzlich, und der Liebling hat die Erlaubnis, seine Schöne des Nachts zu besuchen. Er würde aber den romantischen Wohlstand schlecht beobachten, wenn er den Weg geradezu durch die Hausthür nehmen wollte. Die Dorfetiquette verlangt notwendig, dass er seine nächtlichen Besuche durch das Dachfenster bewerkstellige. Wie unsere ritterbürtigen Ahnen erst dann ihre Romane glücklich gespielt zu haben glaubten, wenn sie bei ihren verliebten Zusammenkünften unersteigliche Felsen hinanzuklettern und ungeheure Mauern herabzuspringen gehabt, oder sich sonst den Weg mit tausend Wunden hatten erkämpfen müssen; ebenso ist der Bauernkerl nur dann mit dem Fortgang seines Liebesverhältnisses zufrieden, wenn er bei jedem seiner nächtlichen Besuche alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, den Hals zu brechen, oder wenn seine Göttin, währenddem er zwischen Himmel und Erde in grösster Lebensgefahr dahängt, ihm aus ihrem Dachfenster herunter die bittersten Neckereien zuruft. Noch in seinen grauen Haaren erzählt er mit aller Begeisterung diese Abenteuer seinen erstaunten Enkeln, die kaum ihre Mannbarkeit erwarten können, um auf eine ebenso heldenmütige Art zu lieben. Die mühsame Unternehmung verschafft anfangs dem Liebhaber keine anderen Vorteile, als dass er etliche

In den Liedern der Minnesänger begegnen wir fast durchweg dem Streben, das höchste, »was nur eine Frau gewähren kann«, so rasch wie möglich von der Geliebten

---

Stunden mit seinem Mädchen plaudern darf, das sich um diese Zeit ganz angekleidet im Bette befindet und sich gegen alle Verrätereien des Amors wohl verwahrt hält. Sobald sie eingeschlafen ist, so muss er sich plötzlich entfernen, und erst nach und nach werden ihre Unterhaltungen lebhafter. Ja in der Folge giebt die Dirne ihrem Buhlen unter allen ländlichen Scherzen und Neckereien Gelegenheit, sich von ihren verborgenen Schönheiten eine anschauliche Erkenntnis zu erwerben, lässt sich überhaupt von ihm in leichterer Kleidung überraschen und gestattet ihm zuletzt alles, womit ein Frauenzimmer die Sinnlichkeit einer Mannsperson befriedigen kann. Doch auch hier wird immer noch ein bestimmtes Stufenmass beobachtet, wovon mir aber das Detail anzugeben, die Zärtlichkeit des heutigen Wohlanstandes verbeut. Man kann indess vieles aus der Benennung Probenächte erraten, welche die letzten Zusammenkünfte haben, da die ersten eigentlich Kommnächte heissen. Sehr oft verweigern die Mädchen ihrem Liebhaber die Gewährung seiner letzten Wünsche so lang, bis er Gewalt braucht. Das geschieht allezeit, wenn ihnen wegen seiner Leibesstärke einige Zweifel zurück sind. Es kömmt daher ein solcher Kampf dem Kerl oft sehr teuer zu stehen, weil es nicht wenig Mühe kostet, ein Bauernmensch zu bezwingen, das jene wollüstige Reizbarkeit nicht besitzt, die Frauenzimmer vom Stande so plötzlich entwaffnet. Die Probenächte werden alle Tage gehalten, die Kommnächte nur an den Sonn- und Feiertagen und ihren Vorabenden. Die ersten dauern so lange, bis sich beide Teile von ihrer wechselseitigen physischen Tauglichkeit zur Ehe genugsam überzeugt haben, oder bis das Mädchen schwanger wird. Hernach thut der Bauer erst die förmliche Anwerbung um sie, und das Verlöbnis und die Hochzeit folgen schnell darauf. Unter den Bauern, deren Sitten noch in grosser Einfalt sind, geschieht es nicht leicht, dass einer, der ein Mädchen auf diese Art geschwängert hat, sie wieder verliesse. Er würde sich unfehlbar den Hass und die Verachtung des ganzen Dorfes zuziehen. Aber das begegnet sehr häufig, dass beide einander nach der ersten oder zweiten Probenacht wieder aufgeben. Das Mädchen hat dabei keine Gefahr, in einen üblen Ruf zu kommen; denn es zeigt sich bald ein anderer, der gern den Roman

zu erlangen. Sie glauben eine Göttin zu sehen, wenn die Angebetete hüllenlos vor ihnen erscheint und sie wünschen ihr bei der Nachttoilette behilflich zu sein.[1]) Sie preisen die Umarmungen als die höchste Freude, welche Mann und Weib empfinden können,[2]) sie begeistern sich im

mit ihr von vorn anhebt. Nur dann ist ihr Name zweideutigen Anmerkungen ausgesetzt, wenn sie mehrmals die Probenacht vergebens gehalten hat. Das Dorfpublikum hält sich auf diesen Fall schlechterdings für berechtigt, verborgene Unvollkommenheiten bei ihr zu argwöhnen. Die Landleute finden ihre Gewohnheit so unschuldig, dass es nicht selten geschieht, wenn der Geistliche im Ort einen Bauern nach dem Wohlsein seiner Töchter fragt, dieser ihm zum Beweise, dass sie gut heranwüchsen, mit aller Offenheit und mit einem väterlichen Wohlgefallen erzählt, wie sie schon anfingen, ihre Kommnächte zu halten.« F. C. J. Fischer: »Über die Probenächte der teutschen Bauernmädchen.« (Berlin 1780.) Cit. n. Scheible: »Das Schaltjahr.« II. S. 681—690.

[1]) »Herrin! Ich glaube Gott zu sehen,
»Betracht' ich Euren holden Leib.« Peire Vidal.

»Das wär' mir ein grosser Trost,
»Wenn nur, wo sie sich entkleidet,
»Sie des Nachts mich wollte dulden.« Peire Rogier.

[2]) »Minne-Sold
Wird geholt
Völligliche, wo ein Mann
Und ein Weib
Um ihren Leib
Lassen viere Arme gehn.
Decke-bloss
Freude-gross
Wird da beidenthalben kund.
Ob da nicht
Mehr geschieht?
Der kleine heisse rote Mund,
Wird Minnen-wund,
Darnach gesund.« Ulrich von Liechtenstein.

Gedanken an den Genuss einer süssen Stunde[1]) und sie

---

[1]) »Unter den Linden,
An der Heide
Die Blumen auf dem grünen Grund,
Sie mögen es künden,
Wo wir Beide
Gefeiert unsrer Liebe Bund.
Vor dem Wald im stillen Thal.
— Tandaradei. —
Sang dazu die Nachtigall.
Ich war gegangen
Zu der Wiese,
Da harrte schon der Traute mein.
Da hab' ich empfangen
Tausend Grüsse,
Und mir ward kund die Liebe sein.
Ob er mich wohl oft geküsst?
— Tandaradei. —
Seht, wie rot der Mund mir ist.
Er hatte geschmücket
Für uns Beide
Mit Blumen eine Lagerstatt,
Dass, wer sie erblicket,
Der noch heute
Daran sein still Ergötzen hat;
Denn die Rosen zeigten's klar,
— Tandaradei —
Wo mein Haupt gebettet war.
Wie wir kosten, wie wir scherzten
Wüsst' es Jemand —
Verhüt' es Gott! — so schämt ich mich:
Wie still wir uns herzten,
Niemand, niemand
Erfuhr es ja, als er und ich
Und ein klein Waldvöglein.
— Tandaradei —
Das wird wohl verschwiegen sein.«

Walter von der Vogelweide.

verkünden, dass der Mensch ohne Liebe nichts sei in der Welt.[1])

Doch, die Lieder verklangen, und die Nachkommen jener, welche sie gedichtet oder ihnen gelauscht hatten, fanden lediglich noch Geschmack an Rüpeleien und Zoten; die adeligen Herren suchten und fanden jetzt ihre Minne in den Armen gewöhnlicher Bauernmädchen oder »gelüstiger Fräulein«, die einst so hochgestellten Frauen aber mussten es sich gefallen lassen, dass man sie mit Prostituierten verglich.[2]) Die gesamte höfische Kultur erstickte in dem Morast von Roheit, Gemeinheit und politischer Zerfahrenheit, der während des sogenannten Interregnums die glänzende Schöpfung der Hohenstaufen überdeckte.

Denn, wer hatte wohl in diesen schlimmen Jahrzehnten, wo Mord und Brand das Reich erfüllte, wo das plötzlich und üppig aufwuchernde Pfaffentum den Kaiser zum niedrigen Vasallen des Papstes, die Völker zu willenlosen Sklaven der Kirche umformte, noch Zeit und Lust, sein Herz an Ideale zu wenden. Der Ritter sass nicht mehr im Sattel um der Ehre willen, welche Kampf und Tod dem Kühnen sichern, sondern die elende Habsucht war es, die ihn das Schwert ziehen liess. Einst hatten die Frauen

---

[1]) »Tot ist der Mensch, dem der Genuss
Der Liebe nicht das Herz beseelt;
Ein Leben, dem die Liebe fehlt,
Gereicht der Welt nur zum Verdruss.«

Bernart von Ventadour.

[2]) »Ihr alle seid, werdet sein oder waret, in Wirklichkeit oder dem Willen nach, Huren; wer euch gehörig auskundschaften möchte, der würde euch samt und sonders als Huren befinden« — so drückt sich der bis ins XVII. Jahrhundert hinein viel gelesene »Roman de la Rose« (9193) aus! —

dem Sieger im Turniere den Preis gereicht, ihn vielleicht ihrer Liebe gewürdigt, jetzt ereignete es sich, dass man dem besten Lanzenbrecher wohl ein schönes Weib überlieferte.[1]) Und die Frauen vermochten sich für die rohen, in ihrer Denkweise verliederlichten Männer nicht mehr zu begeistern. Sie vernachlässigten sich in jeder Weise und wurden bald wieder die nämlichen geistlosen, abstossenden Geschöpfe, welche sie in der Zeit vor den Kreuzzügen gewesen. Sie fühlten sich nicht mehr als freie Frauen, die ihre Gunst demjenigen schenken, welchen sie als den würdigsten erkannt haben, sondern als Hörige, die stumpf die Pflichten auf sich nehmen, welche der Brauch und der Wille ihres Herrn ihnen zuweisen. Ihr Übermut von ehedem, der sie die Grenzen, welche die wahre Liebe kennt, weit überschreiten und sie selbst die Grundfesten des ihnen gewidmeten Kultus erschüttern liess, ward nun in die voll-

---

[1]) Waldmann von Sattelstädt verkündete 1226, er werde von Eisenach nach Merseburg reisen und eine wohlgeschmückte Jungfrau auf einem Zelter mit einem Sperber und einem Spürhund begleiten. Täglich wolle er drei Speere verstechen; wer ihn aus dem Sattel höbe, der möge das Mädchen nebst dem Uebrigen haben, sofern es sich nicht mit einem goldenen Ringe löse. Wen er jedoch besiege, der habe der Jungfrau sowohl wie ihm, dem Sieger, einen goldenen Reif zu geben. Uebrigens brachte er die lebenden Preise nebst vielen Fingerringen glücklich nach Eisenach zurück, denn er verstand sich auf das Lanzenrennen.

Im Jahre 1279 ward zu Magdeburg mit Gästen aus Goslar, Hildesheim, Braunschweig und Quedlinburg ein Speerstechen abgehalten, bei dem der Preis in einem schönen Mädchen, d. h. wahrscheinlich in einer unfreien, dem Frauenhause verfallenen Dirne jugendlichen Alters, bestand. Ein alter goslarer Kaufherr gewann den eigenartigen Turnierdank; er war edel genug, dem Mädchen eine Aussteuer zu geben und ihr auf diese Art zu einer ehrlichen Heirat zu verhelfen.

kommenste Zaghaftigkeit verkehrt. Einzelne Charaktere, die sich gegen die Anschauungen der Zeit auflehnten und ausserordentliche Schritte unternahmen, erlagen und mussten notwendiger Weise in dem begonnenen Kampfe gegen die allgemeine Niedertracht erliegen; denn noch war es dem Individuum nicht vergönnt — selbst nicht einmal geistig — sich dem Zwange zu entziehen, welchen die gesellschaftlichen Zustände des Mittelalters verlangten.

Die berühmteste und bekannteste Episode dieser Art des Widerstandes einzelner Persönlichkeiten gegen die soziale Reglementierung der Liebe durch das vom Pfaffentum beherrschte Mittelalter bietet uns das Leben Abailards und Heloïsens dar. Ähnlichen, das Herz jedes Mitfühlenden erschütternden, individuellen Katastrophen begegnen wir übrigens selbst in der sonst so frei denkenden und auch handelnden Zeit des italienischen Rinascimento. Ja, vielleicht mögen wir sie nicht weniger in unseren Tagen entdecken, obwohl man am Ende des XIX. Jahrhunderts so gern mit der Behauptung bei der Hand ist, dass jedermann die höchste individuelle Freiheit geniesst.

Das aufstrebende Bürgertum des Mittelalters konnte sich mit idealen Forderungen, welche keinen scharf beleuchteten praktischen Hintergrund aufwiesen, nicht abgeben; denn es stand im heissen Kampfe um die Ausgestaltung seiner sozialen Lage. Der Städter opferte alles, um die That zu vollziehen, er hatte nichts übrig für den Gedanken. Auf sich selbst gestellt, vermochte er den Forderungen der Allgemeinheit kein weiteres Interesse entgegen zu bringen, als wie sie zwanglos mit seinen persönlichen Bedürfnissen übereinstimmten. Von absoluter Nüchternheit und durch des

Lebens stete Sorgen gefesselt, erkannte der Bürger in der Liebe kein Ideal, sondern lediglich einen allen atmenden Wesen eingepflanzten Trieb, der dem Menschen insbesondere die Möglichkeit sichert, die materiellen Güter vor Verfall zu schützen, weil er die Erzeugung von Nachkommen gewährleistet. [1])

Der mittelalterliche Bürger heiratete, um rechtlich anerkannte Erben zu gewinnen, er hielt sich Beischläferinnen, um seine Manneskraft darzuthun und um Abwechselung in einem Genusse zu haben, den er für eben so notwendig wie die Schmäuse auf den Zunftstuben und Zechgelage in den Herbergen erachtete. Er gab aus Nützlichkeitsgründen — denn es war der Ehrentitel jeder mittelalterlichen Stadt, ein gut gehaltenes, offenes Frauenhaus zu besitzen — die Zustimmung für die Gründung und Beibehaltung von Bordellen. Aber er war unerbittlich und ein grausamer Barbar, wenn es sich um die Beurteilung von Fragen handelte, wo die individuelle Freiheit auf dem Gebiete der Liebe mit den geschriebenen oder ungeschriebenen Satzungen über den geschlechtlichen Verkehr in Widerstreit geriet. Wir stehen noch heute unter dem Banne der bürgerlich-mittelalterlichen Sittengesetze; wir treiben trotz unserer gepriesenen modernen Humanität die »gefallenen Mädchen« ins Elend, wir gestatten keinen ausserehelichen Geschlechts-

[1]) Der Kulturhistoriker kann über die in unserer Zeit ja sehr beliebten »kulturgeschichtlichen« Romane, welche das »Liebesleben« des mittelalterlichen Bürgers zu schildern versuchen, lediglich ein absprechendes Urteil fällen. Wer ein Werk veröffentlichen wollte, welches die Erotik des späteren Mittelalters nach den historischen Dokumenten in dichterischer Form darlegte, der müsste bald erkennen, dass die naive Sittenroheit jener Zeit in unserer Sprache zur abschreckenden Unzüchtigkeit wird.

verkehr, wir verbieten den Prostituierten ihr Gewerbe aufzugeben; wir erlauben uns jede heimliche Übertretung der von uns öffentlich anerkannten Sittengesetze, nur fordern wir, dass kein Skandal aus derartigen Abweichungen entstehe.

Darum ist die Liebe in unserer Zeit so häufig nichts anderes, als eine den Menschen und die Gesellschaft auf das schwerste schädigende Heuchelei.

Madame la Maîtresse.

»Das Leben ist zu kurz, um es zu anderem als zur Lust und für Festlichkeiten zu gebrauchen ... Der Mensch ward einzig zur Freude geboren, und unter den notwendigen Dingen steht das Überflüssige obenan.«

Voltaire.

Im Juli des Jahres 1638 schrieb der in schwedisch-weimaranischen Diensten stehende Generalmajor Hans Ludwig von Erlach-Castelen aus Paris an den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar:

»Die grossen Umgestaltungen, die sich gegenwärtig vollziehen, haben auch die Gesellschaft und deren Sitten verändert. Vormals brachten die Männer den Frauen ihre Huldigung dar, aber heutzutage giebt es Männer, die Gott mit so grossen Vorzügen und Tugenden ausgerüstet, dass die Frauen sich ihnen antragen, und zwar sehr tugendsame ausgezeichnete und allgemein geachtete Frauen, die desshalb nicht weniger geschätzt, sondern um so mehr geehrt und bewundert werden dürfen, als dieselben mit der körperlichen Schönheit diejenige des Geistes verbinden und daher ein richtiges Urteil darüber besitzen, welche Männer am meisten geachtet zu werden verdienen. Glücklich derjenige, welcher nicht nur grosse Eigenschaften besitzt, sondern auch Gelegenheit hat, sie zu offenbaren, so dass sie allseitig anerkannt werden. Um nicht als Schmeichler zu erscheinen, will ich nicht mehrere Lobeserhebungen

machen, sondern nur beifügen, dass Euer Fürstlich Gnaden die Herzen der tugendreichsten und gebildetsten Frauen dieser Zeit besitzen.« [1])

[1]) Den Hintergrund für diese merkwürdige Briefstelle bildeten die Heiratspläne, mit welchen sich der junge Herzog trug und die, in Anbetracht der politischen Lage, vom französischen Hofe stark begünstigt wurden. — Es handelte sich um zwei Damen. Die eine war die Tochter des Herzogs von Orleans, also die Nichte des Königs, die andere die hinterlassene jugendliche Waise des edlen Waffenbruders Bernhards, des Herzogs von Rohan. Marguerite von Rohan scheint einen starken Eindruck auf das Herz Bernhards gemacht zu haben. Aber er starb früh, kaum ein Jahr nach Aufnahme seiner Heiratsprojekte. In seinem Nachlass fanden sich neben »neun Contrefacten von unterschiedlichen französischen Damen« ein »Contrefect I. F. G. seligstem Gedächtnis und der Prinzessin von Rohan Contrefect«. Das letztere Kunstwerk war demnach wohl ein Doppelbildnis; es mögen also herzliche Beziehungen zwischen den beiden jungen Leuten bestanden haben.

Zu den Bewerberinnen um Herzog Bernhards Hand tritt noch die Herzogin Witwe Christine von Savoyen; sie war die Schwester des Königs. Ferner mag unter manchen anderen erwähnt werden die Nichte und Alleinerbin des grossen Kardinals (Richelieu), Marie von Vignerot, Herrin von Combalet, verwitwete Herzogin von Aiguillon. Bernhard scheint die enge Vertrautheit der schönen Frau mit ihrem geistlichen Oheim gekannt zu haben. Wenigstens äusserte er einst: »Diese Dame ist als Maitresse zu gut, als Gemahlin aber zu gering für mich.«

Ob zwischen Herzog Bernhard und der klugen Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen thatsächlich Verhandlungen über eine eheliche Verbindung gepflogen worden sind, soll dahingestellt bleiben; die noch vorhandenen Akten geben dafür keine sicheren Anhaltspunkte.

Ausdrücklich sei erwähnt, dass alle Zeitgenossen darin übereinstimmen, dass Bernhard gleich seinem grossen Lehrmeister, und unähnlich den meisten der übrigen Heerführer im dreissigjährigen Kriege, dem schönen Geschlechte nur kühl begegnete. Wenn überhaupt, so unterhielt er lediglich sehr flüchtige Beziehungen zu einzelnen Frauen; niemals liess er sie sein Zelt

Der Schreiber der vorstehenden Zeilen beurteilte wirklich mit scharfem Verständnis die Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben Frankreichs, wie sie sich als Niederschlag der Renaissance zeigten. Es gab, wenigstens im Frankreich des XVII. Jahrhunderts, weibliche Persönlichkeiten, die als freie Frauen selbständig und ohne Rücksicht auf alte Bräuche, den Mann erwählten, welchem sie ihre Gunst zuwenden wollten. Eine gewisse Übereinstimmung mit den Sitten des späteren Altertums, vor allem jedoch mit denen des italienischen Rinascimentos, tritt uns dabei wohl deutlich entgegen, aber wir sehen zugleich, dass doch wesentliche Abweichungen vorkamen.

Die hellenischen Hetären und die vornehme Domina der römischen Kaiserzeit befanden sich im Besitze ungewöhnlicher, stillschweigend anerkannter Vorrechte, sie waren, einmal dem Banne der väterlichen Gewalt entzogen, völlig frei, so weit ihre rein privaten Angelegenheiten in Frage kamen. Im Leben des Staates selbst hingegen mussten sie, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, vollständig darauf verzichten, gehört zu werden oder irgend welchen bedeutenden Einfluss auszuüben. Niemals hätte ein antiker Vollbürger sich dazu verstanden, in der Frau ein gleichberechtigtes Wesen wahrzunehmen; Aristoteles erkannte zwar der freien Gattin ihr Teil an den Rechten der Ehe zu, aber er erklärte auch, dass das Weib den niedrigeren, unvollkommneren Typus des Menschen im Gegensatze zum Manne

im Feldlager oder die Beratungssäle in den Winterquartieren betreten. Natürliche Nachkommen hat er nicht hinterlassen.

Aehnlich handelte auch der oben erwähnte, aus Bern stammende, tapfere Hans Ludwig von Erlach und das verstärkt den Eindruck der mitgeteilten Briefstelle.

darstelle. Nach diesem allgemein anerkannten Axiom allein schon mussten der Frau selbst die passiven politischen Rechte versagt bleiben, und darum fehlt auch dem Altertum jene völlig moderne Erscheinung im öffentlichen Leben, die Maitressenherrschaft. Das Weib, welches den grossen Schritt zu thun wagte, im Rate der Männer zu sitzen, eine entscheidende Stimme in Staatsangelegenheiten abzugeben, oder gar in voller Selbständigkeit zu regieren, erklomm damit nach den Anschauungen des Altertums den Gipfelpunkt der Unsittlichkeit und forderte den Zorn der Götter freventlich heraus. Über die Fabel der Semiramis lächelten bereits die Zeitgenossen des Herodot, Aspasia wurde nicht als Hetäre, sondern als die einflussreiche Freundin und Gattin des Perikles angefeindet, Kleopatra musste der in Octavian konzentrierten Feindschaft des römischen Volkes erliegen, weil sie den Versuch unternommen hatte, als die Lebensgefährtin des allmächtigen Cäsars den Thron des Weltreiches einzunehmen.

Im italienischen Rinascimento nun erscheinen die von den Dichtern der Höfe besungenen, von den aus dem Schatze des Tyrannen besoldeten Künstlern in plastischen oder bildlichen Werken verherrlichten fürstlichen Geliebten. Sie sind keine Hetären; denn ihr Schicksal ist eng mit demjenigen des Freundes verbunden und nur durch ihn, zunächst in der Rolle eines von den neuen illegitimen Herrschern benötigten Attributes, vermögen sie sich das Interesse der Mitmenschen zu sichern. Unglückliche politische Katastrophen, welche den Tyrannen vernichten, lassen auch die Geliebte verschwinden. Wird sie verstossen von dem Herrn, dem Gewalthaber, so bleibt ihr als einziger Zufluchtsort das Kloster. Sie selbst aber darf, nachdem sie

einmal zum Range einer ersten fürstlichen Geliebten erhoben, diesem nicht untreu werden; die Anschauungen der Zeit stehen derlei Schritten entgegen und gewähren dem Hintergangenen das Recht, die Abtrünnige gleich einer Ehebrecherin zu verfolgen und zu bestrafen. An den Regierungsangelegenheiten nimmt die fürstliche Geliebte nur so weit teil, als es der Wille des Mannes zulässt; dieser wünscht, im allgemeinen, keinen weiblichen Minister, sondern eine Frau, welche ihm die Sorgen von der Stirne küsst und ihn durch ihre rein weiblichen Eigenschaften entzückt. Zudem, die Dame entstammte gar oft den niedrigsten Kreisen der Bevölkerung, Schönheit und natürliche Geistesanlagen waren ihre einzigen Güter, die wirkliche Bildung, welche das vornehme Mädchen in jenen Tagen empfing, blieb ihr vorenthalten. Ohne diese unwägbaren Schätze aber vermochte eine Frau im italienischen Rinascimento keinen Platz zu gewinnen im Rate des Fürsten, dem zu dienen auch die höchste männliche Intelligenz nicht verschmähte.

Das schloss jedoch keineswegs die Erscheinung aus, welche dem Rinascimento eigentümlich ist, dass nämlich das Weib dem Manne gleich geachtet wurde. »Man darf sich ja nicht irre machen lassen durch die spitzfindigen und zum Teil boshaften Untersuchungen über die vermutliche Inferiorität des schönen Geschlechts, wie sie bei den Dialogenschreibern hin und wieder vorkommen, auch nicht durch eine Satyre, wie die dritte des Ariosto, welcher das Weib wie ein gefährliches grosses Kind betrachtet, das der Mann zu behandeln wissen müsse, während es durch eine Kluft von ihm geschieden bleibt. Letzeres ist allerdings in einem gewissen Sinne wahr; gerade weil das ausgebildete Weib dem Manne gleich stand, konnte in der Ehe das, was man

geistige und Seelengemeinschaft oder höhere Ergänzung nennt, nicht so zur Blüte gelangen, wie später in der gesitteten Welt des Nordens. — Vor allem ist die Bildung des Weibes in den höchsten Ständen wesentlich dieselbe wie beim Manne. Es erregt den Italienern der Renaissance nicht das geringste Bedenken, den litterarischen und selbst den philologischen Unterricht auf Töchter und Söhne gleichmässig wirken zu lassen; da man ja in dieser neuantiken Kultur den höchsten Besitz des Lebens erblickte, so gönnte man sie gern auch den Mädchen . . . . Mit der Bildung entwickelte sich auch der Individualismus in den Frauen höherer Stände auf ganz ähnliche Weise, wie bei den Männern, während ausserhalb Italiens bis auf die Reformation die Frauen, und selbst die Fürstinnen, noch sehr wenig persönlich hervortreten. Ausnahmen wie Isabeau von Baiern, Margaretha von Anjou, Isabella von Castilien u. s. w. kommen auch nur unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen, ja gleichsam nur gezwungen zum Vorschein. In Italien haben schon während des ganzen XV. Jahrhunderts die Gemahlinnen der Herrscher und vorzüglich die der Condottieren fast alle eine besondere kenntliche Physiognomie und nehmen an der Notorietät, ja am Ruhme ihren Anteil. Dazu kommt allmälich eine Schar von berühmten Frauen verschiedener Art, wäre auch ihre Auszeichnung nur darin zu finden gewesen, dass in ihnen Anlage, Schönheit, Erziehung, gute Sitte und Frömmigkeit ein völlig harmonisches Ganzes bildeten. Von einer aparten, bewussten 'Emanzipation' ist gar nicht die Rede, weil sich die Sache von selber verstand. Die Frau von Stande musste damals ganz wie der Mann nach einer abgeschlossenen, in jeder Hinsicht vollendeten Persönlichkeit streben. Derselbe Hergang in Geist und Herz, welcher den

Mann vollkommen macht, sollte auch das Weib vollkommen machen. Aktive literarische Thätigkeit verlangt man nicht von ihr, und wenn sie Dichterin ist, so erwartet man wohl irgend einen mächtigen Klang der Seele, aber keine speziellen Intimitäten in Form von Tagebüchern und Romanen. An das Publikum dachten diese Frauen nicht; sie mussten vor allem bedeutenden Männern imponieren und deren Willkür in Schranken halten. — Das Ruhmvollste, was damals von den grossen Italienerinnen gesagt wird, ist, dass sie einen männlichen Geist, ein männliches Gemüt hätten. Man braucht nur die völlig männliche Haltung der meisten Weiber in den Heldengedichten, zumal bei Bojardo und Ariosto, zu beachten, um zu wissen, dass es sich hier um ein bestimmtes Ideal handelt. Der Titel einer 'virago', den unser Jahrhundert für ein sehr zweideutiges Kompliment hält, war damals reiner Ruhm. Ihn trug mit vollem Glanze Caterina Sforza, Gemahlin, dann Witwe des Girolamo Riario, dessen Erbe Forli sie zuerst gegen die Partei seiner Mörder, dann später gegen Cesare Borgia, mit allen Kräften verteidigte; sie unterlag, behielt aber doch die Bewunderung aller ihrer Landsleute und den Namen der 'prima donna d'Italia'. Eine heroische Ader dieser Art erkennt man noch in verschiedenen Frauen der Renaissance, wenn auch keine mehr solchen Anlass fand, sich als Heldin zu bethätigen. Isabella Gonzaga verrät diesen Zug ganz deutlich. — Frauen dieser Gattung konnten dann freilich auch in ihrem Kreise Novellen erzählen lassen, wie die des Bandello, ohne dass darunter die Geselligkeit Schaden litt. Der herrschende Genius der letzteren ist nicht die heutige Weiblichkeit, d. h. der Respekt vor gewissen Voraussetzungen, Ahnungen und Mysterien, sondern das Bewusstsein der Energie, der Schönheit,

und einer gefährlichen, schicksalvollen Gegenwart. Deshalb geht neben den gemessensten Weltformen ein Etwas einher, das unserm Jahrhundert wie Schamlosigkeit vorkommt, während wir nur eben das Gegengewicht, nämlich die mächtige Persönlichkeit der dominierenden Frauen des damaligen Italiens, uns nicht mehr vorstellen können. — Dass alle Traktate und Dialoge zusammengenommen keine entscheidende Aussage dieser Art enthalten, versteht sich von selbst, so weitläufig auch über die Stellung und die Fähigkeiten der Frauen und über die Liebe debattiert wird. — Was dieser Gesellschaft im allgemeinen gefehlt zu haben scheint, war der Flor junger Mädchen, welche man sehr davon zurückhielt, auch wenn sie nicht im Kloster erzogen wurden. Es ist schwer zu sagen, ob ihre Abwesenheit mehr die grössere Freiheit der Konversation oder ob umgekehrt letztere jene veranlasst hat. — Auch der Umgang mit Buhlerinnen nimmt bisweilen einen scheinbaren Aufschwung, als wollte sich das Verhältnis der alten Athener zu ihren Hetären erneuern, Die berühmte römische Courtisane Imperia war ein Weib von Geist und Bildung und hatte bei einem gewissen Domenico Campana Sonette machen gelernt, trieb auch Musik. Die schöne Isabella de Luna, von spanischer Herkunft, galt wenigstens als amusant, war übrigens aus Gutherzigkeit und einem entsetzlich frechen Lästermaul wunderlich zusammengesetzt. In Mailand kannte Bandello die majestätische Caterina di San Celso, welche herrlich spielte und sang und Verse rezitierte. U. s. w. Aus allem geht hervor, dass die berühmten und geistreichen Leute, welche diese Damen besuchten und zeitweise mit ihnen lebten, auch geistige Ansprüche an sie stellten, und dass man den berühmten Buhlerinnen mit der grössten Rücksicht

begegnete; auch nach Auflösung des Verhältnisses suchte man sich ihre gute Meinung zu bewahren, weil die vergangene Leidenschaft doch einen bedeutenden Eindruck für immer zurückgelassen hatte. Im ganzen kommt jedoch dieser Umgang in geistigem Sinne nicht in Betracht neben der erlaubten, offiziellen Geselligkeit, und die Spuren, welche er in Poesie und Litteratur zurücklässt, sind vorherrschend scandalöser Art.« [1])

So viel aber auch für die Geistesbildung der vornehmen Frau im Rinascimento gethan wurde und ob man sie auch als ein dem Manne ebenbürtiges Wesen betrachtete, so hütete man sich gleichwohl, ihr irgend welche Freiheit des Entschliessens in allen weittragenderen Angelegenheiten zuzubilligen. Das junge Mädchen ward verheiratet, ohne dass man viel um seine Zustimmung bei der endlichen Auswahl des Gatten fragte. Einmal unter der Haube, blieb es der Frau überlassen, ihr Herz zu verschenken. Aber die Gesellschaft, deren einzelne männliche Mitglieder die wahrhaft leidenschaftlichen Liebesempfindungen nur jenen Frauen gegenüber zu äussern vermochten, welche in der Ehe gereift waren, verurteilte doch theoretisch den Ehebruch des Weibes und gestattete praktisch dem Gatten sich am Verführer wie an der Verführten in grausamster Weise zu rächen. Die Novellenlitteratur des Rinascimento kennt, im grossen und ganzen genommen, lediglich ein Thema: Die List des Weibes im Kampfe mit der Dummheit oder der Eifersucht des Mannes; gemeine Buhlerinnen, die, um diesen oder jenen Vorteil zu gewinnen, sich dem ersten besten, der kommt, an den Hals werfen, unver-

[1]) Jacob Burckhardt: »Die Kultur der Renaissance in Italien.« (1860). S. 391—396.

standene Frauen, welche das öde Gemach der Ehe mit einer heimlichen Liebesintrigue auszukleiden suchen, Tagediebe, deren einziges Streben es bleibt, tugendhafte Frauen, unschuldige Mädchen, oder schlecht bewachte Nonnen zu verführen, das sind die Heldinnen und Helden der Erzählungen, die jene Zeit hervorbrachte und zu schätzen wusste.

Die freie Frau werden wir vergebens im Rinascimento suchen, wenigstens finden wir sie nicht, nachdem wir die während ihrer Jugendblüte verehrten und darauf mit der schlimmsten Verachtung bedeckten Courtisanen haben zur Seite treten lassen. Die »Virago« selbst blieb doch stets im Banne der Anschauungen, welche der Frau es verboten, ihre Gunst einem Manne zuzuwenden, ohne den Segen der Kirche dazu erlangt zu haben. Eine aussereheliche Liebe fand im Rinascimento einzig dann ihre Anerkennung, wenn die machtvolle Persönlichkeit des beteiligten Mannes das geliebte Weib schirmte, — ein umgekehrtes Verhältnis erscheint völlig undenkbar. Die ehelichen Verbindungen, welche der Zeit als Mesalliancen galten (sofern nämlich die Frau einem Manne die Hand reichte, der unter ihrem sozialen Stande sich hielt), wurden von aller Welt verurtheilt. Niemand hätte es gewagt, der die Missheirat verfolgenden, mordlustigen Verwandtschaft entgegenzutreten und die Unglücklichen zu schützen; auch die Novellisten empfanden die blutigen Rachescenen dieser Art als eine Art von entschuldbarer Familienjustiz. [1])

[1]) Hier ein Beispiel für viele: »Der Arzt Antonio Bologna hatte sich insgeheim mit der verwitweten Herzogin von Malfi, vom Hause Aragon, vermählt; bereits hatten ihre Brüder sie und ihre Kinder wieder in ihre Gewalt bekommen und in einem Schloss ermordet. Antonio, der letzteres

Die Gleichberechtigung, welche der vornehme Mann der vornehmen gebildeten Frau theoretisch zugestand, verlor sich bereits, während die sonstige Befruchtung, welche das Rinascimento vollzogen, noch anhielt. Schon am Ausgange des XVI. Jahrhunderts verschwinden die hervorragenden Italienerinnen und ihren Platz nehmen die kleinen Liebeskünstlerinnen ein, welche einen Gatten, einen Cicisbeo, viele Patiti (Geduldete) beglücken und in der rein erotischen Raffinerie unübertroffene Lehrmeisterinnen bleiben. Das sind die Heldinnen aller jener Erzählungen und der durch die Memoirenlitteratur beglaubigten Auftritte, welche das Entzücken und das Vorbild der nichtitalienischen Lebemenschen beiderlei Geschlechts im Zeitalter des Roccoco ausmachten.

Die im Vaterlande von jeder politischen Bethätigung ausgeschlossene und auf ihren schöngeistigen Salon oder ihre nebensächliche Liebesintrigue beschränkte Italienerin musste notwendigerweise danach streben, in der Fremde die Stellung zu erringen, welche sie sich selbst, in Ansehung ihrer thatsächlichen Bildung und ihrer allgemein-geistigen Beanlagung zuerkannte.

Für die ehrgeizige Frau des Rinascimento fand sich die benötigte Fremde zunächst in Frankreich, dessen Herrscher,

---

noch nicht wusste und mit Hoffnungen hingehalten wurde, befand sich in Mailand, wo ihm schon gedungene Mörder auflauerten, und sang in Gesellschaft bei der Ippolita Sforza die Geschichte seines Unglücks zur Laute. Ein Freund des genannten Hauses, Delio, erzählte die Geschichte bis zu diesem Punkte dem Scipione Atellano und fügte bei, er werde dieselbe in einer seiner Novellen behandeln, da er gewiss wisse, dass Antonio ermordet werden würde. Die Art, wie dies fast unter den Augen Delio's und Attelano's eintraf, ist bei Bandello (I, 26) ergreifend geschildert.

Jakob Burckhardt: »Kulturgeschichte der Renaissance in Italien«. (1860) S. 442—443.

seinen Jugendeindrücken folgend, die vorgefundene Barbarei mit einem Machtworte in die ihm als höchste Kultur erscheinende italienische Gesittung umzuwandeln gedachte. Um seinem Hofe diese anerkannte Civilisation zu sichern, fand Franz I., nachdem er es vergeblich versucht hatte, die Herzen seiner Unterthanen durch die immerhin widerwillig geleisteten Arbeiten italienischer Künstler für seinen Plan zu gewinnen, das Mittel, welches unwiderstehlich auf die Franzosen einwirkt: Die vornehme und von der Allgemeinheit bewunderte Frau. Freilich wäre es ihm nicht möglich gewesen, eine solche Göttin aus der heimischen Erde aufsteigen zu lassen; Frankreich besass keine »grosse Dame«, sondern einzig sehr ungebildete Intriguantinnen. So musste Franz auf Italien, welches überhaupt das einzige Kulturland seiner Epoche war, seine Augen richten. Er erwählte Katharina von Medici als Schwiegertochter. Mit der Florentinerin zugleich zog aber das Wesen ein, welches zwei Jahrhunderte später das Zerstörungswerk an der alten französichen Monarchie vollendete: Madame la Maîtresse.

Eine italienische vornehme Dame, welche über die volle Bildung ihrer Zeit verfügte, die in ihrem Vaterlande gewiss niemals Gelegenheit gefunden haben würde, sich an der Entscheidung von politischen Fragen zu bethätigen, schwang sich in der Fremde zur anerkannten Lenkerin des Staates auf und wusste dort, ihrem unheilvollen Ehrgeize folgend, jede ethische Regung zu vernichten. Sie schuf, um ihre Macht zu festigen, die Geissel der Völker im Zeitalter der absoluten Monarchie. Ihr persönliches Beispiel sowohl[1]), wie die von ihr ausgehende Vergiftung des

[1]) Brantôme (in seinem Werke »Vies des Dames galantes) erklärt ausdrücklich, die Florentinerin sei eine »grand putain« gewesen.

kulturellen sowohl als des politischen Lebens, liessen die Schaar der Nachfolgerinnen heranwachsen, von denen manche, ohne den Geist der Florentinerin zu besitzen, zu einer weit ausgedehnteren Machtstellung wie sie selbst gelangten.

Seit Katharina von Medici, welche die Geliebte ihres Gemahls, die Diana von Valentinois öffentlich anerkannte und für ihr politisches Intriguenspiel die »fliegende Schaar« unter ihren Hofdamen bildete, haben die Maîtressen in Frankreich festen Fuss gefasst und damit änderte sich auch die gesamte französische Frauenwelt. [1])

---

[1]) »Was nun unsere schönen Französinnen anbelangt, so zeigten sie früher ein gröbliches Benehmen und von den Verfeinerungen des Liebesgenusses hatten sie keine Ahnung. Aber in den letzten fünfzig Jahren (— d. h. seit 1550 etwa —) entlehnten und lernten sie bei den anderen Nationen viel Galanterie, Niedlichkeit, Reiz und Liebenswürdigkeit neben der Kunst, sich gefällig zu kleiden, anmutig zu benehmen und ihren unzüchtigen Trieben nachzugeben. Sie selbst gaben sich eifrig Mühe und verstanden es auch, das alles gehörig auszubilden, ja, man darf wohl sagen, dass sie jetzt (— also in der Zeit Heinrichs IV. —) alle übrigen in allen Dingen übertreffen; das gestehen auch die Fremden zu. Zudem klingen unzüchtige Worte, wenn sie von einem französischen Munde ausgesprochen werden, noch weit unzüchtiger, voller und aufstachelnder als sonst. Im weiteren lässt die schöne französische Freiheit, welche wir über alles schätzen, die französischen Damen begehrenswürdiger, zugänglicher, liebenswürdiger und annehmbarer erscheinen, wie alle übrigen. Zudem wird der Ehebruch bei uns lange nicht so hart geahndet wie in anderen Ländern. Unsere Gerichtshöfe und Gesetzgeber haben nämlich eine so hohe Einsicht von dem Missbrauch gewonnen, den derartige strenge Strafen nach sich ziehen, dass sie sie milderten und veränderten. Waren sie doch in einer Zeit entstanden, wo die Willkür der Männer freien Spielraum besass und wo sie selbst sich ungescheut erlustigten, während den Frauen das durchaus verboten blieb. Denn damals durfte — wie Cajetan sagt — keine unschuldige Frau es wagen, ihren Mann des Ehebruchs anzuklagen, weil sie weder beim kaiserlichen noch beim kanonischen Rechte eine

In der That, die Frau, wenigstens der höheren Stände gelangte rasch zu einer Freiheit, wie sie kein anderes Land kannte. Die Ehe wurde für die Grossen zu einer absichtlich vereinbarten Unschicklichkeit [1]) — die freien Wahlumarmungen die Regel. Der Ehebruch, zunächst ein heimlicher Genuss, dann ein gern gestatteter Zeitvertreib, ward endlich eine Pflicht.

Dazu kam, dass die Frau in die Räder der Staatsleitung eingriff und den verweichlichten Männern ihren Willen aufzwang. Derartige gesellschaftliche Verhältnisse mussten jedoch endlich zusammenbrechen.

* * *

Eine fast unabsehbare Reihe von mehr oder minder bedeutenden freien Frauen tritt uns in dem Frankreich des XVII. und XVIII. Jahrhunderts entgegen; alle Stände sind

---

Unterstützung fand. Denn solches wollten die schlauen Männer aus den Gründen, welche eine italienische Strophe angiebt, welche sagt: Oh, wie hart bist du, das Gesetz der Ehre. Warum verbietest du uns, wozu uns die Natur treibt? Diese gab uns gerne und im Ueberfluss, wie allen Tieren, die Lust zu lieben. Aber der treulose und betrügerische Mann, der nur zu gut unsere Liebeskräfte und unsere Stärke, süsse Lasten zu tragen, kennt, verdeckte seine eigene Schwäche durch die uns angedrohte Strafe. Kurz, in Frankreich ist es gut, die Liebe zu geniessen! Ich beziehe mich auf unsere glaubwürdigen Liebesgelehrten und selbst auf unsere Courtisanen, die darüber besser zu philosophieren verstehen wie ich. Und, um die Wahrheit zu sagen, man sieht überall Huren und gehörnte Ehemänner und nirgends wohnt die Keuschheit.« Brantôme: »Vies des Dames galantes.« I. Abhandlung.

[1]) Dieser Ausspruch wurde zwar von Chamfort im Hinblick auf die unter der Regierung Ludwigs XV. bestehenden Zustände gethan, doch passt er bereits auf die vornehme französische Gesellschaft der Zeit von Heinrich III. und Heinrich IV.

unter ihnen vertreten, selbst Angehörige der weiblichen religiösen Orden fehlen dabei keineswegs.[1]) Die männliche

[1]) »Während der Belagerung von Pontoise infizierten die Offiziere Heinrichs IV. acht Nonnen von Maubuisson mit der neapolitanischen Krankheit; war es nun des Königs oder einzelner seiner Hofleute Schuld, fünf andere Nonnen wurden zur gehörigen Zeit schwanger. Während er Paris berannte, verliebte sich Heinrich IV. in die Aebtissin von Montmartre, seinem Beispiele folgten die Unterfeldherren, und ihre Liebeleien mit den Nonnen erregten so viel unliebsames Aufsehen, dass man die Abtei bald die Akademie der Freudenmädchen des Heeres oder das Magazin der .... der Armee nannte.« H. Sauval: »Galanteries des Rois de France sous plusieurs races.« p. 79/80.

Louise Hollandine, die zweite Tochter des »Winterkönigs« (Friedrich von der Pfalz) und der Elisabeth Stuart, stand dem berühmten Frauenkloster von Maubuisson als Aebtissin vor. Dies hinderte sie jedoch nicht, unzählige Liebesverhältnisse einzugehen; sie rühmte sich öffentlich, vierzehn Kinder geboren zu haben.

»Die Aebtissin des Klosters Origny bei Saint-Quentin entbehrt (— es ist in der Epoche der Regentschaft —) in ihren Gemächern wie bei ihren Mahlzeiten selten des Herrenbesuchs, und im Stifte von Remiremont veranstalten Aebtissinnen und Canonissinnen unaufhörliche Feste und Ergötzlichkeiten, bei denen es nichts weniger als klösterlich zugeht. Im Kloster von Alix bei Lyon tragen die Nonnen ganz weltliche Kleidung, Reifröcke und Schleppen, nur sind ihre Gewänder von schwarzer Seide und ihre Mäntel mit Hermelin gefüttert. Die Klosterfräulein von Loutre unweit Saarlouis laden sich die hier garnisonierenden Offiziere zu Tische und erweisen sich durchaus nicht spröde. Im Frauen-Convente von Ottmarsheim im Elsass wird flott getanzt und noch allerhand Kurzweil getrieben.« — H. Scheube: »Die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.« I. S. 37.

Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Raugräfin Louise. (St. Cloud. 24. VII. 1718) — — — »Ihr aufferzucht fürchte Ich wirdt schlegt den In den Clöstern seindt lautter desbauchen ...« (St. Cloud. 18. VIII. 1718) — — — »Es ist schwer Jtzige Zeit Ein closter zu finden wo die Kinder was gutts lehrnen konten — die Carmelitten Nehmen keine pensionaire undt alle andere closter wo pensionairen sein

Eifersucht ist so gut wie verschwunden.[1]) Man versucht sogar darüber zu spotten, dass die Frauen auch der vornehmsten Geburt häufig genug ihre Liebesgunst ganz ge-

seindt mitt solchen Lastern undt desbeauchen gefühlt das Einem davor graust Nur dran Zu gedencken. —«

Die Memoiren- und die Romanliteratur des XVIII. Jahrhunderts zeigen ferner, dass die Nonnenklöster oft genug die Stätten der raffiniertesten Liebesfreuden waren. Als die Revolution 1790 die Klöster aufhob, entstanden in Paris einige öffentliche Häuser, deren Insassinnen sich ausschliesslich aus den Kreisen ehemaliger Nonnen und Novizinnen rekrutierten.

[1]) Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Raugräfin Louise: (d. d. Paris. 19. XII. 1717) — — — »Es ist woll war dass Meines sohns metressen wen sie Ihn recht lieb hetten Vor sein leben undt gesundheit sorgen, aber ich sehe woll dass Ihr liebe Louise die frantzosche Weiber nich Kent, nichts regiert sie alss Ihr desbauschen undt interesse, diesse leichtfertige maistressen preferiren Ihr plaisir undt bezahlungen geht Vor alles, nach der person fragen sie kein haar, dass deücht mir Eckelhafft undt were Ich ahn meines sohn platz solte mir diesses gar nicht gefahlen, aber er ist dran gewohnt dass ist Ihm alles wen sie Ihn nur divertiren Er hatt noch wass anderst so ich nicht begreiffen Kan, Er ist nicht jalous leydt dass seine Eygene bedinten bei seinen maitressen liegen dass deucht mir abscheülich, undt weiss woll dass Keine rechte liebe zu Ihnen trägt könte sich also desto Eher corigiren, aber er ist so sehr ahn dem Luder leben gewohnt bey Jhnen Zu Essen undt Zu drincken, dass Er sich nicht davon reissen kan . . . .«

»Der Herzog von . . . ., dessen Gemahlin eben ein höchst unliebsames Aufsehen erregt hatte, beklagte sich bei der Schwiegermutter, erhielt aber von dieser die kaltblütige Antwort: Na, hören Sie 'mal, mein Bester, Sie machen ja einen Heidenlärm rein um Nichts. Ihr Herr Vater war entschieden ein weit besserer Gesellschafter.« — »Mémoires de la Madame d'Oberkirk.« II. 135. 24.

»Ein Gatte sagte zu seiner Frau: Ich erlaube Ihnen Alles, ausser die Prinzen und die Lakaien. Er war in seinem Recht; denn wirklich entehren diese beiden Gegensätze durch den Skandal, welchen sie stets erregen.« — Sénac de Meilhan: »Considérations sur les mœurs.«

wöhnlichen Männern zuwenden [1]), obwohl die Zeit im allgemeinen keineswegs das Vorurteil abgestreift hatte, dass eine Mesalliance unter allen Umständen verwerflich erscheine. [2])

»Ein Gatte, der seine Frau bei einem Liebesabenteuer überraschte, sagte einfach zu ihr: Madame, welche Unklugheit! Wenn es nun zufälliger Weise Jemand anders gewesen wäre wie ich.« — De Goncourt: »La femme au dix-huitième siècle.« p. 201.

[1]) Als Bergen op Zoom i. J. 1747 von den Franzosen genommen ward, bemerkte Ludwig XV., es sei doch eigentümlich, dass seine beiden besten Feldherren (Löwendaal und Moriz von Sachsen) Ausländer seien, und dass Frankreich keine Helden mehr hervorzubringen scheine. Darauf gab der Prinz von Conti zur Antwort: Das rührt daher, weil sich unsere Weiber mit Lakaien abgeben.

[2]) Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Raugräfin Louise. (10. XII. 1715) .... »Die historie Von der dame so Einen schiffman geheüraht ist possirlich undt gemandt mich ahn Eine so diesen Summer Vergangen Eine dame J. Lotteringen so made de rassiere heist, wolte Ein freüllen besuchen so In der nachbarschafft wohnt undt Vom hauss chosseul war, Wir kennen sie alle gar woll sie ist fille d'honneur bey der duchesse du maine gewessen, made de Rossiere wie schon gesagt fuhr Zu madle de choiseuil man sagt sie solle Nauff in Ihre Cammer gehen, wie sie In die Cammer kompt findt sie die madle de choiseuil Im bett mit Ihrem gärttner so grand Colas heist made de Rossiere Erschrack undt sagt ah bon dieu Madle qu 'est ce que mon jardinier fait dans votre lit (»was macht denn mein Gärtner in Ihrem Bett?«), madle de choisseuil andtwortete Er wer in Ihrem bett weillen Er Ihr Man were undt sie hette Ihn auss recognoissance geheüraht, weillen sie Etliche tage Vorher Ins wasser gefahlen war undt grand Colas allein were Ihr zu hülff kommen undt hette Ihr dass leben Errett, also hette sie nicht gewusst wie sie Ihr Erkandtlichkeit Erweisen Könte alss Ihn Zu heürahten welches sie gegen alle Ihrer Verwanten wissen undt willen gethan, sie hatt Ihn durch den hertzog Von Lotheringen wollen anoblisiren lassen dass ist nicht ahngegangen, sie hatt Es bey dem König S: (»Selig«) Ersucht dass hatt auch gefehlt 'also ist die fiere madle de choiseuil dame grand Colas geblieben« ..... (27. XII. 1715) ... »wass desto mehr an madle de

Es ging dies selbst so weit, dass die vornehme Gesellschaft es für geradezu unmöglich erachtete, ein König von Frankreich könne eine Frau, die aus dem Bürgerstande oder dem kleinen Adel stamme, zur anerkannten Maitresse erheben; als dies mit der Pompadour thatsächlich geschah, machte sich der Unwillen, den die betroffenen Kreise am Hofe empfanden, in unzweideutiger Weise Luft.[1]) Zwei Jahrzehnte später war man nicht mehr so skrupulös am Versailler Hofe. Als die Dubarry dort erschien, besass sie vom ersten Augenblicke an die nämliche absolute Macht, welche die Pompadour erst nach langen Kämpfen errungen.

---

choiseuil Zu verwundern war ist dass wie sie In der that Von gar gutten hauss ist, so war sie so stoltz undt Verachte alle andere Leütte, Niemands war vom gutten hauss genung mitt Ihr umb Zu gehen, undt alle der hoffart Endigt mitt dem heüraht vom gärtner grand Colas« . . .

[1]) »Es schien — schrieb Duclos damals — dass die Stellung einer königlichen Maîtresse Geburt und Stand erfordere. Die Männer drängten sich dazu, eine solche und zwar wenn immer möglich, aus ihrer Verwandtschaft zu beschaffen. Der Ehrgeiz der Frauen war es, hierzu ausersehen zu werden. Es fehlte wenig, dass nicht allgemeiner Unwillen sich darob erhob, dass einer Bürgerlichen der Vorzug gegeben ward. Ich habe anfangs öfters daran zweifeln hören, dass man sie anständigerweise deswegen besuchen dürfe. Aber bald bildete sie selbst sich ihre Gesellschaft und liess nicht einmal alle daran Teil nehmen, welche diese Ehre suchten.«

Die Sängerinnen, welche zumeist Italien entstammten, wurden in Frankreich erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gesellschaftsfähig. Die Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, die aufopferungsvolle Geliebte des Marschalls von Sachsen, fiel einem Giftmorde zum Opfer, den ihre Nebenbuhlerin, die Herzogin von Bouillon, auf dem Gewissen hatte. Nicht eine Stimme erhob sich in der vornehmen Gesellschaft, um dieses Verbrechen zu tadeln; man fand den Schritt ganz natürlich und durchaus entschuldbar, weil es sich um eine Dame von Geblüt neben einer einfachen Bürgerlichen handelte.

Dabei war die Dubarry lediglich ein leidlich hübsches, aber vollständig ungebildetes Freudenmädchen gewöhnlichen Schlages, die Pompadour hingegen im Besitze einer ungewöhnlichen Bildung und einer hervorragenden diplomatischen Veranlagung.

Für die vornehme französische Frau des XVIII. Jahrhunderts war die Ehe zwar ein notwendiges Erfordernis, um Zutritt in die grosse Welt zu erlangen[1]), aber die Verbindung wäre ihr langweilig erschienen, wenn sie sie nicht hätte durch galante Abenteuer würzen können. Ja, sie beging Ehebruch, nicht um eines inneren Bedürfnisses willen, sondern weil es gleichsam zu den notwendigen Attributen einer Gesellschaftsdame gehörte, nahe Beziehungen mit einem oder mehreren Freunden zu unterhalten.[2]) Etwaige Folgen der freien Wahlumarmungen leugneten die auf der Höhe der Zeitanschauungen stehenden verheirateten Damen nicht einmal[3]); diejenigen hingegen, welche ledigen oder geist-

---

[1]) »Ich verheirate mich — sagte Frau von Houdetot — die Freundin Rousseau's und Diderot's — um in die Welt, auf Bälle und Promenaden, in die Oper und die Comödie gehen zu können.«

Frau von Puisieux meinte, sie würde auch den ihr Widerwärtigsten als Gatten angenommen haben, vorausgesetzt, dass er ihr eine reich vergoldete Berline, eine stattliche Livreedienerschaft, hübsche Pferde, prächtige Diamanten und die kostbarste Toilette hätte gewähren können.

[2]) Die nachmals als »Schöngeist« bekannte Marquise Du Deffand hinterging ihren ehrlichen Gemahl, nicht weil sie sinnliche Regungen dazu trieben, sondern einfach aus Widerspruchsgeist gegen die ihr unpassend erscheinenden strengen Ansichten des Gatten über die Ehe.

[3]) Die Gräfin von Polignac, welche unter der Regentschaft als die berühmteste Liebeskünstlerin galt, sagte (im Frühjahr 1722) zu ihrem Manne: »Ich bin schwanger und Sie wissen gut genug, dass ich es nicht durch Sie geworden bin. Aber ich rate Ihnen, darüber keinen Lärm zu

lichen Standes waren, übergaben die ihren Liebesverhältnissen entsprossenen Kinder den Findelhäusern oder setzten sie einfach an einer Kirchenthüre aus[1]). Dass diese Gepflogenheit wohl hin und wieder Anlass zu Geschehnissen gab, die durchaus romanhaft waren, bleibt leicht zu denken.[2])

---

schlagen; denn sollte es zum Prozess zwischen uns kommen, so werden Sie unterliegen, weil die Gesetze unseres Landes bestimmen, dass jedes in währender Ehe geborene Kind dem Gatten zugeschrieben wird.«

[1]) So erging es dem später so berühmten d'Alembert. Seine Mutter war die als »Schöngeist« und als ausschweifendes Weib viel bewunderte Claudine Alexandrine de Tencin, der Vater ein Ingenieuroffizier namens Destouches (Bruder des bekannfen Dichters). Das Kind wurde am Abend des 17. November 1717 auf den Stufen der Kirche von Saint Jean le Rond ausgesetzt, aber zu seinem und der Wissenschaft Glück von einer armen Glasersfrau, der »Mutter Rousseau«, rechtzeitig gefunden, vor dem Erfrieren gerettet und erzogen. Die Tencin, welche so recht eine »débauchée d'esprit« war, rühmte sich, alle ihre Kinder ausgesetzt zu haben. Man fand das sehr originell.

[2]) Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Raugräfin Louise.

(22. XII. 1705) — — — »Von paris hört man gar wunderliche geschichten. Ein burgers mättgen so Zimblich reich war undt von 14 Jahren, wurde Von Einem Jungen menschen ahngeführt, und wurde schwanger, sie war schlaue genung, die sach Zu Verhehlen, undt heimblich Nieder zu kommen bekam Einen sohn den trug sie gleich aux enfants trouves (ins Findelhaus) also wens Ihr Kindt nicht wer, Zeichnete Es aber umb Es mitt der Zeit wider Zu kenen können. Ein par Jahr hatte sie grosse sorg Vor dass Kindt undt gab Ihm alles was Ihm Nöhtig war, In der Zeit wirdt Ein reicher Kaufman Von paris Verliebt von diss mensch und heüraht sie, sie die wie schon gesagt Schlau war dachte dass wen sie aux enfants trouves gehen solte, dass Es Ihrem Man Einen argwohn geben mögte Insonderheit wen sie gelt hin trüge, resolvirt sich auff Einen stutz nicht mehr hin Zu gehen; sie lebt so 20 Jahr mitt Ihrem Man welcher Ihr all

Beide Geschlechter dachten über die Ehe ungefähr in der Weise wie die Urteilssprüche der mittelalterlichen »Liebeshöfe«[1]).

»Gegen die Mitte des (XVIII.) Jahrhunderts wohnten zwar die Eheleute unter dem nämlichen Dache, aber das war auch alles. ‚Niemals sahen sie sich, niemals begegnete man ihnen in demselben Wagen, niemals fand man sie in demselben befreundeten Hause, oder, wenn nicht ganz aussergewöhnliches geschah, an demselben öffentlichen Orte.‘ Eine tiefere Zuneigung zwischen ihnen wäre für bizarr und selbst ‚lächerlich‘, in jedem Falle ungehörig erachtet worden.

---

sein gutt gibt und stirbt, sie hatte Eine grosse inclination Vor Ihres mans Erster laden Knecht. Er hatte sie auch lieb sie heüraht Ihn diessen Sommer; wie Ihr man aussgezogen bey Ihr war wirdt sie auff einmal gewahr dass er dass Zeichen am leib hatt so sie Ihrem sohn gemacht, sie Erschrickt lest sich aber nichts mercken leüfft aux enfants trouves undt fragt wo der Jung hin kommen seye so sie Zu Ihnen gethan sie sagen Er hette inclination gehabt wie er ahnfangen gross Zu werden umb ein Kauffmann zu werden, Er hette dass wessen gelehrnt undt were In dem Laden Von Einem reichen Kauffmann gangen. Nenten Ihr darauff Ihren Ersten man da konte die Fraw nicht mehr Zweyfflen dass Ihr Zweyter man nicht Ihr Sohn were; sie lieff gleich Zu Ihrem Beichts-Vatter und gestundt Ihm den gantzen handel — der Beichts-Vatter sagte, sie solte die sach heimblich halten, nicht mehr bey Ihrem Man schlaffen biss die sach In der sorbonne (der theologischen Fakultät) vorgetragen würde sein. Man weiss noch Eygendtlich nicht wass die sorbonne drüber ordonnirt hett.«

[1]) In der im Beginne des XVIII. Jahrhunderts sehr beliebten Oper »Alceste« kam die vom Publikum stets mit stürmischem Beifalle begrüsste Stelle vor:

»Die Heirat zerstört die Zärtlichkeit
Und nimmt der Liebe allen Reiz,
Wollt ihr euch lieben in aller Ewigkeit,
Oh, Liebende, dann verwerfet die Ehe.«

Es hätte die nämliche Betroffenheit hervorgerufen, wie ein ernstes, abseits geführtes Zwiegespräch in der allgemeinen leichten Unterhaltung. Man gehörte aller Welt und das wäre ein Abschliessen zu Zweien gewesen; in Gesellschaft darf man nicht allein bei einander sein wollen. (‚Auf zwanzig der grossen Herren am Hofe giebt es mindestens fünfzehn, die nicht mit ihren Frauen, sondern mit ihren Maitressen leben. Uebrigens ist das auch in der Pariser Bürgerschaft etwas ganz gewöhnliches.' Barbier: Journal. IV. 496.) Kaum, dass es für einige Tage zwei Liebenden erlaubt war, sich abzusondern. (‚Seid niemals Ehemann, niemals Liebhaber, seid der Mann des Tages und man wird Euch reizend finden'.) Selbst das sah man nicht gern, denn man fand, dass die Beiden zu sehr mit einander beschäftigt seien. Ihr völliges Ineinanderaufgehen verbreitete um sie herum ‚Zwang und Langeweile'; man musste sich in ihrer Gegenwart in Acht nehmen und zurückhalten. Man ‚fürchtete sie.' Die Gesellschaft stellte Forderungen wie ein absoluter König und duldete keine Teilung. ‚Wenn die Sitten hierdurch verloren — sagt ein Zeitgenosse, Herr von Bezenval — die Gesellschaft gewann dabei ausserordentlich; da man von der Befangenheit und der Kälte nichts wusste, welche die Gegenwart von Ehemännern mit sich bringt, so herrschte die äusserste Freiheit; die Gefallsucht von Männern und Frauen unterhielt die Lebhaftigkeit und brachte täglich anreizende Abenteuer hervor.' Es gab keinen Neid, selbst nicht in der Liebe.' ‚Man gefällt, man nimmt sich, langweilt man sich gegenseitig, so scheidet man ebenso mühelos von einander, wie man sich nahm. Gefällt man sich wieder, so nimmt man sich mit der nämlichen Lebhaftigkeit wieder, wie wenn es das erste Mal wäre, da man

zusammen kommt. Man verlässt einander wieder, aber niemals überwirft man sich. Weil man sich ohne Liebe nimmt, so trennt man sich auch ohne Hass und aus dem schwachen Gefallen, das man an einander fand, zieht man wenigstens den Vorteil, immer bereit zu sein, sich irgend welchen Dienst zu leisten.' (Crébillon der Sohn: La nuit et le moment. IX. 14)[1]) Uebrigens wird die äussere Haltung immer bewahrt; ein nicht aufmerksam gemachter Fremder würde gar nichts von alledem ahnen. ‚Man muss schon eine ausserordentliche Neugierde haben,' sagt Horace Wal-

[1]) Als ein Beispiel möge hierfür gewählt werden: Gabriéle Emilie Letonnelier de Bréteuil. Sie wurde jung mit dem Marquis Châtelet-Lomont vermählt und zeichnete sich ebenso sehr durch ihre genialen Leistungen auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften wie durch ihre eigenartigen Liebesverhältnisse aus. Kurze Zeit war sie auch die Geliebte des Herzogs von Richelieu gewesen, der für das XVIII. Jahrhundert wohl als der Typus des vollendeten Don Juan gelten darf. Einst schrieb die Marquise ihm: Ich bin stolz auf Ihre Freundschaft und liebe in Ihnen den Freund meines Geliebten (nämlich Voltaire's). Dieses Gefühl würde das Vergnügen erhöhen, das mir unsere Freundschaft gewährt, hätte ch selbst es mir nicht verdorben. Denn ich mag mir nicht verzeihen, jemals andere Empfindungen Ihnen gegenüber gehegt zu haben, obwohl dieselben recht oberflächliche gewesen sind. Um 1733 lernte Gabriéle ihren Voltaire kennen; in ihrer Gesellschaft (der »göttlichen Emilie« — »Venus Newton« nannte sie Friedrich der Grosse, weil sie damals die »Principia« des grossen Engländers übersetzte) lebte Voltaire von 1735 bis 1749 auf ihrem in Lothringen gelegenen Schlosse. Der Marquis hatte gegen diesen Cicisbeo wie gegen die übrigen Liebhaber seiner gelehrten Gattin Nichts einzuwenden. Ausschweifend bis zum Cynismus, hielt sie sich auch in ihren »Gesellschafterinnen« weibliche Geliebte. Zuletzt wurde sie durch einen jungen Officier der Garnison Lunéville, Namens St. Lambert, Mutter, starb aber in Folge der Geburt am 10. August 1749 zu Cirey.

Also, auch die »gelehrte Frau« ist sehr wohl im Stande, die raffinierteste Erotik mit Virtuosität zu betreiben!

pole, ‚oder wenigstens sehr geübt sein, um hier das geringste zarte Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern zu entdecken. Ausser unter der Maske der Freundschaft ist keine Vertraulichkeit gestattet und das Wörterbuch der Liebe ist ebenso verboten, wie ihre Regeln es bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen.‘ Selbst bei Crébillon dem Sohn, selbst bei Laclos sprechen die Personen, und zwar auch in den lebhaftesten Augenblicken, stets gemessen, vorwurfsfrei.[1]) Die Schamlosigkeit der Dinge wird nicht in Worte übersetzt und die unverfängliche Ausdrucksweise findet sich nicht nur während der Ausbrüche der Leidenschaft, sondern selbst in den Gröblichkeiten des Triebes.

So verlieren die von Natur stacheligsten Regungen ihre Spitzen und ihre Dornen; von ihren vergoldeten und geglätteten Überbleibseln formt man die Salonspielzeuge, welche weisse Hände werfen, zurückschleudern und wie einen niedlichen Federball fallen lassen. Höre man nur die Helden jener Zeit; ihre gewandte, freie und unnachahmliche Ausdrucksweise, die ihnen ebenso eigentümlich erscheint wie ihre Handlungen. ‚Ich vertrug mich ganz ausgezeichnet mit meiner Gemahlin, sagt der Herzog von Lauzun, ja sie hatte auch Interesse an mir gewonnen; ich lebte ganz öffentlich und ohne darum in Sorgen zu sein, Madame

---

[1]) Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung der bekannte Roman von J. B. Louvet de Couvray: »Les amours du Chevalier de Faublas.« Zur Kennzeichnung der Art und Weise, wie die verfänglichsten Liebesabenteuer geschildert werden, möge der Leser die Stelle des Werkes nachlesen, wo der als junges Mädchen verkleidete Faublas an der Seite der Marquise de N. ruht, die natürlich längst, im Gegensatz zu ihrem tölpelhaften Gatten erkannt hat, dass die schöne Maske einen jungen Mann verbirgt.

de Cambis; ich unterhielt die kleine Eugenie, welche ich sehr gern hatte; ich spielte stark, war viel um den König und jagte mit ihm nach allen Regeln des Waidwerks.' Uebrigens besass er für die Mitwelt die nämliche Nachsicht; welcher er selbst bedurfte. ,Man fragte ihn einmal, was er seiner Gemahlin — die er seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte — antworten würde, wenn sie ihm schriebe: Ich mache die Entdeckung, dass ich guter Hoffnung bin. Er überlegte einen Augenblick und meinte dann ernsthaft: Was ich ihr sagen würde? Sehr einfach: Ich bin geradezu entzückt, dass der Himmel endlich unsern Bund segnete; achten Sie vor allem auf Ihre Gesundheit, ich werde mir heute erlauben, Ihnen meine ehrerbietige Aufwartung zu machen.' Ähnlich lauten wohl zwanzig andere Antworten und ich wage, noch bevor ich sie gelesen, die Behauptung, dass keine Einbildungskraft hinreicht, um es zu erfassen, bis zu welchem Grade die Gesellschaftskunst die natürlichen Triebe zu unterdrücken vermag. — ,Hier, in Paris — schreibt Madame d'Oberkirk — gehöre ich mir nicht mehr selbst. Ich habe kaum Zeit, mit meinem Manne zu plaudern und meinen Briefwechsel zu erledigen. Ich weiss wahrlich nicht, wie es die Frauen machen, welche immer ein solches Leben führen. Gewiss haben sie weder eine Familie zu besorgen, noch Kinder zu erziehen.'« [1])

Dafür hatten jene Frauen überflüssige Zeit — wenn sie auch nur in den seltensten Fällen das Ziel ihres Ehrgeizes erreichten, nämlich an den Intriguen der Politik teilzunehmen — in den Salons die Rolle einer geistreichen

[1]) H. Taine: »Les Origines de la France contemporaine.« I. L'ancien Régime. p. 172—174.

Dame oder doch wenigstens als die Begleiterin und Freundin einer solchen mit Meisterschaft zu spielen.

Die Liebesbeziehungen spielten dabei nur insofern eine Rolle, als sie das politische Schaukelspiel unterstützten. Die Pompadour hatte ihre körperliche Schönheit geschickt zu verwenden gewusst, um die Stellung zu erreichen, auf die ihr ehrgeiziges Streben seit Jahren schon gerichtet gewesen. Sie alterte jedoch rasch und war bald nicht mehr im stande, den König durch ihre eigenen Reize an sich zu fesseln. Sie schuf den berüchtigten »Hirschpark«, jenen Harem, in dem die jüngsten und schönsten Mädchen, deren man sich immer nur versichern konnte, ungefähr in der Weise für ihre künftige Aufgabe herangebildet wurden, wie die Schülerinnen des Kotytteion im antiken Alexandrien.[1]) Die zerrütteten Finanzen des Staates erlaubten es schliesslich nicht mehr, die Ausgaben für den »Hirschpark« zu bestreiten; diese waren es bekanntlich, welche am meisten dazu beitrugen, dass das »ancien régime« schliesslich schmählich zu Grunde ging.

Die Dubarry schon musste auf andere Mittel sinnen, um dem gelangweilten Könige jene Abwechselung zu verschaffen, welche allein ihre Stellung sicherte. Sie war nicht wählerisch, sondern getreu der Überlieferung, welche ihr als ehemaliges Freudenmädchen geläufig blieb, nämlich dass alles recht sei, wenn es nur den geforderten Zweck erfülle, liess sie die für den König bestimmten Beischläferinnen oft kurzer Hand auf der Strasse aufgreifen. So geschah es auch mit jenem jungen Mädchen, das, bereits von den

---

[1]) Auf den Tod der Pompadour erschien ein Spottvers, welcher lautete: »Hier ruht diejenige, welche fünfzehn Jahre eine Jungfrau, zwanzig Jahre eine Hure und darauf acht Jahre eine Kupplerin war.«

Pocken befallen, auf den sie umarmenden Monarchen die Todeskrankheit übertrug.

Der politische Einfluss, den die anerkannten Herrinnen eines Salons besassen, sicherte ihnen jede Freiheit und gewährte ihnen selbst nicht selten das Recht über Leben und Tod ihrer Liebhaber. Gerade in dieser Hinsicht hatte sich seit dem Ende der Herrschaft Ludwig XIV. eine auffällige Veränderung in der Auffassung vollzogen. [1])

Und je weiter das Jahrhundert vorschritt, desto eifriger bethätigten sich die Frauen an der Entscheidung öffentlicher Fragen.

»Als ich nach Frankreich kam, ging die Herrschaft des Herrn von Choiseul eben zu Ende. Diejenige Frau, welche es verstand, ihm liebenswürdig zu erscheinen, oder

---

[1]) Unter der Regierung Ludwigs XIV. büssten alle Gattenmörderinnen, alle Eifersüchtigen, welche den untreuen Liebhaber getötet hatten, ihre Schuld durch die Hand des Henkers.

Als die Königin Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs, am 6. November 1657 ihren Geliebten, den italienischen Stallmeister Monaldeschi in der »Galerie des Cerfs« des Schlosses von Fontainebleau auf martervolle Art hinrichten liess, musste sie auf Befehl des jungen Königs Frankreich sogleich verlassen.

Dagegen hören wir, dass die uns bereits bekannte Tencin einen ihrer Liebhaber, welcher unbequem geworden war, in ihrem Hause zu Paris ermordete, und dass diese Blutthat für sie nicht die geringste Folge hatte, obwohl sogar die Einzelheiten derselben den Behörden bekannt wurden. Aber die Tencin besass einen Salon, in welchem sich Leute wie Richelieu, die Châteauroux, der Cardinal Lambertini (später Papst Benedict XIV.), neben Montesquieu, Fontenelle, Marivaux, Helvetius, Marmontel, Walpole und anderen Berühmtheiten mehr, ein Stelldichein gaben. Der durch solche Beziehungen bewiesene Einfluss dieses weiblichen Scheusals reichte hin, um dem Polizeilieutenant des Königs vor der Thüre der Mörderin Halt zu gebieten.

die es vermochte, wenigstens seiner Schwägerin, der Herzogin von Gramont zu gefallen, war sicher, dass nach ihrem Willen alle Obersten und Generallieutenants ernannt wurden. Die Frauen besassen ihre Wichtigkeit, selbst in den Augen des Alters und der Geistlichkeit. Mit dem Gange der öffentlichen Geschäfte waren sie in erstaunlichster Weise genau vertraut; sie wussten den Charakter und die Gepflogenheiten der Minister und der Freunde des Königs auswendig. Kehrte jemand von Versailles auf sein Schloss zurück, so sprach er zu seiner Frau über alles, womit er sich am Hofe beschäftigt hatte. Bei uns würde er ihr ein Wort über ihre Malereien in Wasserfarben hinwerfen; man bleibt schweigsam, nachdenklich, träumerisch, während man sich an das im Parlament Gehörte erinnert. Unsere armen Ladies bleiben der Gesellschaft unnützer Männer überlassen, die wegen ihres anerkannten Mangels an Geist sich über jeden Ehrgeiz erhaben finden und deshalb auf jede wirkliche Beschäftigung verzichten.«[1])

Diese Worte des sonst so scharf beobachtenden Engländers könnten fast dahin gedeutet werden, die Männer in der Gesellschaft des »ancien régime« seien durchweg geistreiche Leute gewesen. Weit entfernt davon! Obwohl gerade der Besitz einer scharfen und ausdrucksfähigen Denkkraft ihnen — neben den äusseren Glücksgütern — als das notwendigste Attribut galt, um irgend welche weitergehende Beziehungen zu berühmten Frauen zu unterhalten, so finden wir davon doch herzlich wenig bei den männlichen Zeitgenossen der Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot u. a. Im allgemeinen herrschte das seichteste Salongeschwätz in

[1]) Stendhal: »Rome, Naples et Florence.« p. 377. (Erzählung des Obersten Forsyth.)

den sogenannten »bureaux d'esprits«; Wortspiele oder hämische Spötteleien galten als die Offenbarungen eines reichen Geistes. Die wirkliche Gelehrsamkeit, das Genie flüchteten sich gern aus der Gesellschaft und benutzten diese nur als eine Art von Reklame; wenn sie nicht wie Voltaire von einer an Monomanie grenzenden Eitelkeit befallen waren, die sie die lächerlichsten Anstrengungen machen liess, um zu einer anerkannten Stellung am Hofe zu gelangen.

Im allgemeinen finden wir eine vollständige Verweichlichung, einen absoluten Mangel an männlichen Charakteren und dementsprechend Äusserungen der als anerkannte Herrscherin waltenden Frauenwelt, die für unglaublich gelten müssten, wären sie nicht mit Sicherheit bezeugt.[1])

---

[1]) Die bereits mehrfach erwähnte Tencin bezeichnete die ärmeren literarischen Gäste ihres Salons öffentlich als »Bestien« und sprach gern von ihrer »Menagerie«. Als Neujahrsgeschenk pflegte sie die Dichter und Schriftsteller unter ihren Bewunderern »mit zwei Ellen Sammet zur Erneuerung der Hosen«, zu beschenken und solche Gaben wurden mit heissem Dank entgegengenommen.

Wie die Pompadour von Voltaire und anderen führenden Geistern angedichtet wurde, ist in der Literaturgeschichte hinreichend aufgezeichnet. Aber sie war wenigstens eine geistreiche, gebildete und vor allem freigebige Frau, nicht eine Dubarry. Wie diese von den kühler denkenden Männern der vornehmen Gesellschaft beurteilt ward, zeigt der Ausspruch des Herzogs von Noailles. Als nämlich der König seinen Vertrauten gegenüber die Freuden der ersten mit der D. verlebten Nacht schilderte, bemerkte der Herzog trocken: Sire, Sie sind von diesem Mädchen deshalb entzückt, weil Sie niemals ein Freudenhaus besucht haben. — Dagegen hören wir, dass ein anderer hoher Herr, der buckelige Herzog von Tresmes nämlich, einst bei der D. ein Billet hinterliess, worauf die Worte standen: Der Affe der Frau Gräfin Dubarry ist hier gewesen, um ihr aufzuwarten und Kurzweil zu bereiten. — Als der Herzog von Orléans die D. ersuchte, die von ihm beabsichtigte Vermählung mit Madame de Montessou zu be-

Die männliche Charakterlosigkeit ging ja selbst so weit, dass der Liebhaber sich von der Geliebten besolden liess und gar keinen Hehl daraus machte, dass er neben der Gunst auch klingenden Minnesold empfange.[1])

Unter diesen Umständen suchen wir denn auch vergebens nach irgend welcher starken, heroischen Liebe[2]) und

---

günstigen, d. h. die Ehe vom Könige anerkennen zu lassen, patschte sie ihm auf den Bauch und meinte höhnisch: Alter Wanst, heirate nur frisch drauf los! Wir wollen nachher sehen, was sich für Dich thun lässt. Ich bin ja ebenfalls stark dabei interessiert. — Ludwig XV. selbst liess sich von der D. feierlich unter die Schaar ihrer Bedienten und zwar als Kaffeekoch aufnehmen; sie rief ihn »La France«. Als ihm einmal der Kaffee aus Unachtsamkeit überkochte, schrie sie ihm in der pariser Gassensprache an: Pass doch auf, La France; Dein Kaffee geht ja zum Teufel. — Ob es wahr ist, dass der Grossalmosenier und der päpstliche Nuntius ihr beim Wechseln des Hemdes und dem Anziehen der Strümpfe Dienste leisteten, lassen wir dahin gestellt, weil nur eine Quelle darüber berichtet. — Von welcher Raffinerie dieses Weib war, ergiebt sich übrigens daraus, dass sie ihren goldenen Putztisch derartig hatte einrichten lassen, dass die von zwei Liebesgöttern gehaltene goldene Krone im Reflex über dem Haupte der sich Spiegelnden schwebte.

[1]) Hier ein Beispiel, das leider einen tapferen Soldaten in solch schnöder Rolle auftreten lässt. Es betrifft den Herzog Anton von Gramont (1604—1678). — — — »Den grossen Damen missfiel er nicht; denn er war jung, wohl und kräftig gebaut, aufgeweckt, dazu besass er die besten Umgangsformen. Gern nahmen sie ihn unter ihren Schutz. Einige trugen Sorge für seine standesgemässe Kleidung, andere gaben ihm genügend Geld — — —«

»Mémoires du maréchal de Gramont, publiés par son fils.« (Amsterdam 1717) I. 124.

Aus der zeitgenössischen Roman- und Memoirenliteratur ergiebt sich, dass derartige Verhältnisse, sofern junge Leute sie unterhielten, keineswegs für anstössig galten.

[2]) Das Frankreich der Glaubenskriege hatte diese von der Liebe bewiesene Charakterstärke gekannt. Man lese bei Agrippa d' Aubigné

nur selten werden uns romantische Züge solcher Art überliefert, die aber gleichwohl den Eindruck machen, als seien

(»Histoire universelle«, liv. III. chap. II) die grossartige Erzählung der Versammlung von Châtillon (März 1562). Der grosse Admiral Coligny hatte den Bitten seiner Frau, die Unternehmung des Prinzen von Condé zu der seinigen zu machen, nicht nachgeben wollen. In der auf die Familienversammlung folgenden Nacht wurde der alte Heerführer durch das laute Schluchzen seiner Gattin — es war die heldenmütige Charlotte von Laval — geweckt. Auf seine Frage antwortet sie ihm: Ah, gnädiger Herr, ich fürchte, dass derjenige, der weise als Mensch handelt, unklug vor Gott erscheint. Der Höchste gab Ihnen die Kraft des Befehlshabers; können Sie darauf verzichten, da es sich um Ihre Kinder handelt? Sie werden der Mörder derjenigen sein, die Sie nicht vor der Ermordung schützen. — Er sagte dagegen: Prüfen Sie Ihr Herz, Ihr Gewissen, bedenken Sie gründlich die Folgen, die Ungerechtigkeit der Feinde, die Vorwürfe des gemeinen Volkes, das nur nach den Fehlschlägen urteilt und gleich Verrat wittert. Erinnern Sie sich, dass die Verbannung, die Schmach, die Entbehrung, ja der Hunger Ihnen bevorstehen — und, was schlimmer ist, dass dieses Schicksal nicht nur Sie, sondern unsere Kinder treffen wird. Denken Sie daran, dass Sie den Tod durch des Henkers Hand erleiden werden, nachdem Sie Ihren Gatten auf dem Schaffot sterben sahen .... Ich gebe Ihnen drei Wochen! Sind Sie dann noch gegen alles, was kommen mag, wohl gewaffnet, nun, dann gehe ich, um mit Ihnen und mit unsern Freunden zu sterben. — Ohne Besinnen antwortete das erhabene Weib: Mein gnädiger Herr! Für mich sind die drei Wochen verlebt und ich flehe Sie an, nehmen Sie nicht die Schuld dieser unnütz verstreichenden Zeit auf Ihr Haupt. Auf den Knieen und im Namen des Höchsten beschwöre ich Sie, zögern Sie nicht länger, oder ich werde einst vor seinem Throne wider Sie zeugen. — Der Admiral gehorchte seinem Weibe! —

Und nun das XVIII. Jahrhundert? — Die Damen sind entzückt, wenn man sich um ihretwillen schlägt. Aber, die Zweikämpfe sind ebenso unblutig wie sie es heutzutage in Frankreich sind. — In den beliebten Romanen der Zeit duelliren sich die Frauen auch wohl selbst und in Vertretung ihrer Liebhaber; wissen sie doch, „dass der Gegner durch eine unbezwingbare Macht gehindert werden wird, einem Weibe eine Verletzung zuzu-

sie lediglich der Ausfluss einer bizarren Sucht, sich wenigstens auf derartige Weise bemerkbar zu machen.[1])

fügen.« In der Praxis sind es die Frauen, die den Offizieren den Kriegsurlaub zu erlangen wissen; mögen doch die Heere Frankreichs zu Grunde gehen, wenn die galante Dame nur ihren augenblicklichen Liebhaber behält.

Solchen Anschauungen werden wir freilich immer begegnen, wenn die Frauen von der »Kulturfeindlichkeit des Krieges« überzeugt sind und mit ihren entsprechenden Agitationen für den »ewigen Frieden« das weitere unnatürliche Streben verbinden, zu einer herrschenden Stellung in öffentlichen Angelegenheiten gelangen zu wollen.

[1]) Eine lustige Geschichte, die hierher gehört, erzählt die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans in einem ihrer an die Raugräfin Louise gerichteten Briefe.

(8. V. 1718) — — — »Ich sehe die bähren nicht ungern dantzen, mitt den poln vorm jahr wahrn Etlich hir. Ich sehe Etlich hir; dass Erinnert mich ahn Eine possirliche historie die Eine fille de qualité Vom hauss La force hir Erdacht: sie ist lang bey hoff gewest war freüllen bey Made de guise, Ein conseillers sohn so gar reich war, undt Mons de Briou hiesse wurde Verliebt Von madll de la force, undt heürahte sie wider seines Vaters willen, der Vatter wolte den heüraht brechen undt Verbott seinen sohn die dame Zu sehen, noch Einig commerce mitt seiner fraw Zu haben, die bestach Einen drumpetter solte Ihrem Man Nur sagen dass wen Er bären sehen würde undt der drumpetter Ein sonderliche fanfare blassen solte Er geschwindt herundter Zu den beren gehen so In seinem hoff dantzen würden diesse dame hatte sich In Eine bährenhautt Nehen lassen, wie dass Zeichen geben wahrt Nahm Mons de briou urlaub die bähren dantzen Zu sehen da Kam der bähr so seine fraw war Zu Ihm undt sprachen lang mitt Einander. Man hatt gemeint dass thier wie Es gar Zahm war hatte Ihn als caressirt, so Ein Einfall als dieser ist habe ich In Keinem Roman gefunden.«

Man vergleiche hierzu die Anekdote, welche von der Briefstellerin über das nämliche Fräulein von La Force erzählt wird; die Absicht der »Bärenhäuterin« ergiebt sich daraus, wenigstens nach dem Urteil ihrer Zeitgenossen.

Bei dem Brauche, die Ehe ohne Liebe, ohne Befragung der zukünftigen Gattin abzuschliessen, konnte es nicht an jenen Frauen fehlen, die, weil ein wirkliches Herz in ihrer Brust schlug, sich unbefriedigt fühlen mussten. Dass sie zum Ehebruch schritten, wer mochte es ihnen verargen; aber verziehen wurde ein derartiger Schritt von der Gesellschaft einzig dann, wenn es die Frau vermochte, ihn in Einklang mit der anerkannten Forderung zu bringen, dass die Hingabe der Person dieser die grössten Vorteile gewähren müsse.[1]) Aus Liebe zu sündigen, das galt für ein Ver-

[1]) So entschuldigt die Marquise in Louvet de Couvray's Roman (»Les amours du Chevalier de Faublas.« III. Aufl. II. 223—225) ihren Ehebruch mit den Worten:

»Ein Mädchen, das sich selbst nicht kennt, fällt mit fünfzehn Jahren in die Arme eines Mannes, von dem sie nichts weiss. Die Eltern haben ihr gesagt: Geburt, Stellung und Besitz begründen allein das Glück. Es kann Dir ja gar nicht fehlen, denn Du bleibst eine Adlige und wirst zudem noch reicher. Dein Gatte ist eine hoch achtbare Person, da er über die Vorrechte des Standes verfügt. Das gemissbrauchte junge Weib findet dort Lächerlichkeiten und Laster, wo es angenehme Eigenschaften und glänzende Talente suchte. Die sie umgebende Pracht, die sie auszeichnenden Titel bieten für die Öde in ihrem Leben nur einen geringen und rasch verbrauchten Ersatz. Schon erkannten vielleicht ihre Augen, schon schlug ihr Herz dem liebenswürdigen Sterblichen entgegen, der zum Glücke ihres Lebens fehlte. Verlangt nun der mit der Macht ausgerüstete Herr, den man ihr gab, von seinen ehelichen Rechten Gebrauch zu machen und muss sie sich den widerwärtigen Umarmungen, welche die Gewohnheit und der Trieb ihr auferlegen, hingeben, so umschmeichelt das Bild des Geliebten die Unglückliche selbst in den Armen ihres Gatten. Ächzend prostituiert sie sich dem Verachteten und gewährt ihm eine Gunst, die ein anderer mehr verdienen und besser schätzen würde. Der flatterhafte Gatte dagegen lässt sie, nachdem er sie lange vernachlässigt, völlig im Stich; entweder muss sie also die furchtbaren Leiden einer verfrühten vollständigen Enthaltsamkeit erdulden, oder die immer gefahrvollen Wonnen

brechen; in der Erwartung zu gewinnen, sich zu prostituieren, wurde für eine Heldenthat angesehen; alle nur denkbaren Ausschweifungen zu begehen, um die erlangte Herrschaft zu behalten, erschien als der Gipfelpunkt der Tüchtigkeit.

So frei die verheiratete Frau (und das unabhängige Weib) auch war, ihren Neigungen zu folgen, so sehr vermisste sie es, dass es nach Gesetz und Brauch ihr versagt blieb, die Ehe aus freier Wahl zu schliessen, die unbequem gewordene Verbindung durch eine kurze Erklärung zu lösen. Im alten Frankreich vermochte sie beides nicht zu erreichen; denn der, wenigstens äusserlich beobachtete kirch-

---

der heiss ersehnten Verbindung geniessen. Wird sie, zurückgehalten von ihren Pflichten, aber beherrscht von ihrer Neigung, mehr noch, gefoltert von der Furcht, aber aufs höchste bestürmt von der Liebe, lange den drückenden Entbehrungen sich unterwerfen, ohne eine Entschädigung dafür zu suchen? Nehmen wir auch an, dass sie widersteht, so wird der Zufall wie bei mir, den Kuppler spielen und eine übermächtige Verführung neben der unausweichlichen Gefahr herbeiführen . . . In einem unseligen Augenblick verliert sie die Frucht all der Jahre des Kampfes, und es giebt von dort an für sie keinen Rückweg mehr; denn welche Frau, die einmal gesündigt, könnte fürder einhalten? Faublas, sie wird trotzdem jenen Mann anbeten, der sie zum schuldigen Weibe machte. Sich durch einige unnütze Vorsichtsmaassregeln sicher fühlend, wird sie die notwendigsten dagegen vernachlässigen, aber die grössten Gefahren haben nun keinen Schrecken mehr für sie. Bald dürfte ein unvorhergesehenes Ereignis ihren guten Ruf aufs Spiel setzen, vielleicht, dass ein feiger Feind sie opfert; dann verliert sie für immer das ihrem Herzen Teure und sie sieht ihren Ruf öffentlich mit Schmach bedecken. Das, mein Freund, ja das ist das Schicksal der Frauen in diesem Frankreich, wo behauptet wird, dass sie unumschränkt herrschen!»

Die Marquise wird in der That von der Gesellschaft mit Hohn und Spott verfolgt, so lange sie aus reiner, leidenschaftlicher Liebe zu dem jungen Faublas sündigt. Als sie sich jedoch einem Minister hingiebt und dadurch zu politischem Einflusse gelangt, beeilt sich alle Welt, ihr zu Diensten zu sein und ihr die höchste Achtung zu beweisen.

liche Glauben stand allen diesen Forderungen schroff entgegen. Das junge Mädchen wurde im Kloster erzogen, es gewann seine durch die sozialen Anschauungen gewährleistete Freiheit in der von den Verwandten bestimmten Ehe, aber das Weib blieb vor dem Gesetze die Hörige des Mannes.

Erst die Revolution befreite die französische Frau von dieser sie am meisten bedrückenden Last[1]) und die Neu-

---

[1]) Durch das Gesetz vom September 1792 war die Heirat ein bürgerlicher Vertragsabschluss, die Scheidung eine einfache Formalität geworden. Die politischen Rechte wurden hingegen der französischen Frau, trotz mehrfacher diesbezüglicher Anträge, nicht gewährt.

Im Jahre 1792 erschien auch in London das merkwürdige Buch der Mary Wollstonecraft: »Eine Verteidigung der Rechte der Frau mit kritischen Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände.« (Aus dem Englischen übersetzt von P. Berthold. Dresden und Leipzig 1899.) Die Engländerin forderte: »Man errichte nur keine künstlichen Schranken in der Gesellschaft, man verdränge nur niemanden von seinem natürlichen Standpunkte, und auch die Geschlechter werden dann ihren richtigen Platz ausfüllen. — Wenn gerechte Gesetze den Bürger gebildet haben werden, wird die Ehe heilig sein: die jungen Männer werden aus Neigung ihre Frauen wählen, und in den Mädchen wird die Liebe über die Eitelkeit siegen. — Familienväter werden dann nicht mehr in liederlicher Gesellschaft ihren Körper schwächen, ihre Gefühle erniedrigen und, indem sie ihren Lüsten fröhnen, vergessen, zu welchem Zwecke das Verlangen in sie gepflanzt worden ist. — Die Mütter werden in der Übung der Koketterie ihre Kinder nicht vernachlässigen, wenn Sittlichkeit und Verstand ihnen die Freundschaft des Gatten sichert. — Aber bis die Männer sich so ihrer Pflicht als Vater bewusst werden, ist es vergeblich zu erwarten, dass die Frauen sich in die Kinderstube einschliessen, um, auf ihren ‚natürlichen Beruf' hingewiesen, die Zeit vor dem Spiegel zu vertändeln. Die List der Frauen ist nur die Äusserung eines natürlichen Instinktes, der ihnen dazu verhilft, indirekt einen kleinen Teil jener Rechte zu erlangen, die ihnen unbilligerweise vorenthalten wird. Solange man ihnen nicht gestattet, auf

regelung der Staatsordnung wie der Gesellschaft gewährten ihr ganz ungewöhnliche Rechte. Die freie Ehewahl verwandelte sich in die moderne religiöse Prostitution; damals wurden die ersten Heiratsvermittlungs-Büreaus errichtet[1])

gesetzmässige Art, ihre Rechte zu geniessen, werden beide, Mann und Frau, zur Lasterhaftigkeit geführt, durch den Trieb der Frau, durch unerlaubte Mittel einige Freiheit zu erlangen.«

Die schöne und geistreiche Mary Wollstonecraft (1759—1797) entfloh 1792 der leidenschaftlichen Liebe, welche sie zu dem (glücklich verheirateten) Maler Heinrich Füessli aus Zürich, der in London lebte, gefasst hatte. Sie begab sich nach Paris und lernte dort den Amerikaner Gilbert Imlay kennen; ihr heisses Verlangen und seine Liebenswürdigkeit trafen sich. Mary wurde Imlays Geliebte und bald darauf auch Mutter durch ihn. Aber Imlay verliess die noch immer reizende Frau. Später schenkte sie ihr Herz dem Schriftsteller William Godwin, doch lebten beide so lange unverheiratet zusammen, bis die herannahende Geburt eines Kindes sie zur gesetzlichen Trauung schreiten liessen. Der wiederholten Anstrengung des Gebärens war jedoch der Körper der alternden Frau nicht mehr gewachsen. Bei der Geburt des Kindes, einer Tochter, welche später den grossen englischen Dichter Shelley heiratete, starb Mary Wollstonecraft am 10. September 1797.

Sie darf als eine der Vorläuferinnen jener Art von freien Frauen betrachtet werden, die wie Georges Sand und Louise Aston für die natürlichen Rechte ihres Geschlechts in die Schranken traten und durch ihr Beispiel zu wirken suchten.

[1]) »Indessen, in der gesellschaftlichen Anarchie, in dem wirren Durcheinander der Geschlechter, sind zwar die galanten Verhältnisse leicht, die Heiraten jedoch schwierig abzuschliessen. Diese völlig umgestürzte Welt hat noch keine Zeit gefunden, sich selbst wieder zu erkennen. Die Aufnahme von Individuen in die Gesellschaft, die Beziehungen, welche zwischen Familie, Vermögenslage, Laufbahn, Stellung bestehen, sind noch nicht in feste Bahnen geordnet. Eine äusserlich passende Heirat würde als ein Wunder gelten müssen, wenn nicht die für die neuen Bedürfnisse der Gesellschaft sorgenden Leute zu derartigen Wundern ihre Beihilfe leisteten. Ein gewisser Bürger Liardot macht sich eines schönen Tages daran, den Staat zu betrachten und alle die diesem geschlagenen Wunden

— und sie fanden bereits den nämlichen starken Zuspruch wie in unserer Zeit. Die Ehe wurde zu einer Formalität, welche in Rücksicht auf ihre gesetzlich vorgeschriebenen

---

zu erfassen; die Wunde des Cölibats erschien ihm als die schwerste. Er forschte nach, er suchte die Ursache des Uebels, und ohne auf die Revolution zurückzugreifen, blieb er bei dem Gedanken stehen, dass eine gute Zahl von Personen sich nur darum nicht verheirateten, weil sie weder Zeit noch Gelegenheit dazu fänden. Hieraus die Idee einer Heiratsvermittelungs-Unternehmung zu entwickeln, bedurfte es nur eines Schrittes. Liardot that ihn denn auch. Wenn es Büreaus für die Ammen giebt, sagte er sich ohne Zweifel, warum soll es denn nicht auch Büreaus für Jungfrauen und Wittwen geben, besonders wenn sie eine Mitgift eignen. Und Liardot sah im Geiste, wie sein Büreau die Ehelosigkeit bei weitem wirksamer bekämpfte, als dies das römische Gesetz durch seine Bussen that. So eröffnet er ein Vertrauensbüreau, rue de la Tissanderie neben der des Coquilles, Numero 83 und 108, ein Büreau, ‚das passende Partien mit Leichtigkeit finden lässt, weil es alle Einzelheiten über den Charakter, die Sitten, das Vermögen und die für solche Fälle notwendigen Bedingungen auf das genaueste angiebt.‘ Ein Büreau, wo sich beide Teile finden können, um selbst zu sehen, ob sie sich gefallen; ein Büreau voll Verschwiegenheit und Zartsinnigkeit, völlig geeignet, die Bürgerinnen zu befriedigen, ‚welche aus der mit ihrem Geschlecht unzertrennlich verbundenen Bescheidenheit, ihren Zartsinn zu beleidigen vermeinen, wenn sie den ersten Schritt thun; auch wird das Büreau nur diejenigen Personen in seine Listen eintragen, welche wirklich sittliche Naturen sind.‘ Liardots Industrie war neu, die Gelegenheitsmacherei erschien in Anbetracht des guten Zweckes fast als Stiftung. Die Industrie machte Geld, die Einrichtung war von Erfolg. So kommen denn auch die Mitbewerber. Die Ledigen hatten ein Büreau, sie bekommen eine Zeitung. Diese wird Dienstags und Freitags veröffentlicht und widmet alle ihre Spalten den Anzeigen über die verfügbaren Herzen der Republik; hier finden sich die Wünsche und die Ansprüche, die Eigenschaften und einige Male auch die Angaben über das Vermögen. Dieser Heiratsmarkt-Anzeiger heisst auch wirklich: L'Indicateur des Mariages. Endlich erscheint noch ein wahrhaft genialer Liardot. Er sagt: ‚Ich werde den jungen Mädchen die Verlegenheit ersparen, die Heirat in einem Bazar der

Ceremonien häufig genug zur Posse herabgewürdigt wurde.[1])

Ehe suchen oder sich in einem Blatt ausschreiben zu müssen. Der neue Liardot nimmt sich vor, ein prächtiges herrschaftliches Haus zu mieten und eine Pension heiratslustiger Fräulein zu errichten. Drei Tage in der Woche soll es Ball und Konzerte geben, an den vier anderen aber Spielvereinigungen; seine mit den Bräuchen der vornehmen Welt vertraute Gattin wird die Honneurs des Salons machen. Zutritt werden nur diejenigen Kavaliere finden, deren Person über alle Zweifel erhaben ist, und die vermögend, wohl erzogen und liebenswürdig sind, damit die jungen Damen wählen, kennen lernen, prüfen und genau erkunden können, was ihneu zusagt..

Ein erstaunter und entrüsteter Moralist erhebt über diese Heiratsmärkte die Stimme und ruft aus: ‚So war es nicht, als man in Athen die Stufen zum Tempel des Hymen beschritt und als man sich vorbereitete, einem Aristides und einem Miltiades das Leben zu geben.‘«

Jules und Edmond de Goncourt: »La Société française pendant le Directoire.« S. 176—178.

[1]) »Die Heirat, nun ein bürgerlicher Vertrag, wird auf der Municipalität im September 1792 in folgender Weise angezeigt: ‚Heirat zwischen Herrn . . . und Fräulein . . . welche übereingekommen sind in gesetzlicher Ehe zu leben und die heute auf der Municipalität von Paris erscheinen, um das vorbemerkte Eheversprechen zu wiederholen und dafür die Ermächtigung durch die Staatsgesetze zu gewinnen.‘ Solche Heiraten fanden bald das Kirchenthor verschlossen. So wird die Heiratsformalität denn in dem grossen Saale des Stadthauses, unter der Tribüne, dort wo eine Statue Hymens in ihren Gipshänden einen Kranz aus künstlichen Blumen hält, vollzogen. Ein in die Carmagnole (Flausrock) gekleideter, die rote Mütze tragender Municipalbeamter liest das Gesetz vor und empfängt hernach in aller Hast das geheiligte ‚Ja‘, welches dreissig vor ihm sitzende Paare wie aus einem Munde rufen. Unter den schamlosen Reden und den cynischen Gesten der lachenden Menge unterzeichnen die dreissig Paare die Register und kehren nach der kaum eine Viertelstunde dauernden Handlung auf den Grève-Platz zurück, wo sie auf Züge von Weibern stossen, deren voran-getragene Banner den Spruch aufweisen: ‚Bürgerinnen, schenkt dem Vaterlande Kinder, ihr Glück ist gesichert.‘ — Einige Male nimmt Chaumette

Die Scheidung vollzog sich mit einer staunenswerten Leichtigkeit[1]; handelte es sich dabei um die Zuteilung der Kinder an einen der Gatten, so benutzte man die günstige

(der Procurator der Commune) das Wort und sagt zu denen, deren Ehe geschieden worden, und die sich nun wieder verheiraten: ,Junge Gatten, die ein zartes Versprechen schon einmal gebunden, auf diesen Altären der Freiheit entzündet sich für euch von neuem die Fackel Hymens; die Ehe ist jetzt kein Joch, keine Fessel mehr, sie ist, was sie sein soll: die Erfüllung der grossen Pläne der Natur, die Erfüllung einer angenehmen Schuld, welche jeder Bürger gegenüber dem Vaterlande trägt.' — Die Heirat in der Provinz zeigen uns die Theaterstücke, wie ,Mariage civique' und ,La vraie républicaine'; auf dem grossen öffentlichen Platze, am Fusse des mit Blumen geschmückten Altars des Vaterlandes und vor der Statue der Freiheit wird der Vertrag der Treue abgeschlossen.«

Jules und Edmond de Goncourt: »La Sociéte française pendant a Révolution.« S. 429/430.

[1]) In einem Briefe, den Frau Julie Talma, die geborene Soubise, an eine ihrer Freundinnen richtete, kommt die merkwürdige Stelle vor, welche besser als eine lange Abhandlung zeigen dürfte, wie leicht die Scheidungen in der Gesellschaft der Direktorialzeit vollzogen wurden und wie ruhig man einen solchen Schritt unternahm. Es heisst dort:

. . . »Wir fuhren zusammen in einem und demselben Wagen nach der Municipalität; während der Fahrt plauderten wir über die gleichgiltigsten Dinge, etwa wie Leute, die die Absicht hätten, sich aufs Land zu begeben. Beim Aussteigen gab mir mein Gatte den Arm; im Saale nahmen wir nebeneinander Platz und unterschrieben den Scheidungsakt, als wäre es ein ganz gewöhnlicher Vertrag, den wir schlössen. Als wir uns dann trennten, begleitete er mich zum Wagen. Ich hoffe, sagte ich zu ihm, Sie werden mich nicht vollständig Ihrer Gegenwart berauben, das wäre doch zu grausam. Nicht wahr, Sie kommen gelegentlich mich zu besuchen? Ganz gewiss, antwortete er mit etwas verlegener Miene, es wird mir immer das grösste Vergnügen sein. Ich war doch etwas bleich und meine Stimme verriet ein wenig meine Bewegung, obwohl ich es keineswegs an Anstrengungen fehlen liess, um mich gehörig zusammenzunehmen. . . . .«

Gelegenheit, um durch die von allen Zeitungen gebrachte Prozessverhandlung möglichst viel Reklame zu machen.[1])

Genug, von Liebe und Zuneigung, von weiblicher Hoheit und männlicher Charakterstärke findet sich in diesem ganzen vielbewunderten Zeitalter der Revolution lediglich dort ein schwacher Rest, wo man ihn am wenigsten suchen würde, nämlich bei den dem Tode unter der Guillotine entgegensehenden Gefangenen der Schreckensherrschaft und vor allem im Feldlager der um Frankreichs Ruhm kämpfenden Heere der Republik.

Der grösste Soldat, der jemals gelebt hat — ihm war es freilich beschieden, zuerst mit einem liederlichen, dann mit einem treulosen Weibe verheiratet zu sein — sprach das Wort: »Die Liebe ist die Beschäftigung des Müssigen, die Zerstörung des Kriegers, die Klippe des Fürsten.«

Wie Napoleon die Revolution bändigte und ihren wildüberschäumenden Strom eindämmte, die vergeudete Kraft auf ein Ziel lenkte, das, wenn er es sich auch persönlich gesteckt hatte, doch die Bewunderung aller denkenden Nachkommen ausmacht, so schuf er gleicherweise für Frankreich eine neue Kultur. Er liess der Frau die freie Wahl des Geliebten, er überwies ihr das Recht, die unbequem gewordene Ehe zu trennen und er sagte dem Weibe ausdrücklich, dass es in seiner Liebe auch die Verantwortung für die Hingabe tragen müsse. Andererseits ordnete er

---

[1]) So führte die galante und reizende Schauspielerin Lange (1797) einen Prozess um Herausgabe ihres Kindes; die Verhandlungen hielten ganz Frankreich in Atem gleich einer Haupt- und Staatsaktion. Natürlich brachte dies dem schönen Weibe den grössten Nutzen. Sie wurde noch mehr bewundert, angebetet und von denen, welchen sie ein Schäferstündchen bewilligte, mit gewaltigen Summen bezahlt.

dem Manne die Pflicht zu, für die von ihm begründete Familie mit allen seinen Kräften zu sorgen. Als Entgelt gab er ihm das seit Jahrhunderten in Frankreich vernachlässigte urgermanische Recht, wieder der Herr im Hause zu sein.

Sind diese Gedanken durch die Ausleger der Ideen des grossen Mannes, durch die Arbeit kleiner Geister häufig genug zur Unkenntlichkeit verzerrt worden, so bilden sie doch einen Wendepunkt in der Auffassung, den die Gesellschaft von dem geschlechtlichen Verkehr zwischen Mann und Weib gewonnen hat; denn das praktische Verständnis, dass das Weib einzig Mutter, der Mann dagegen das Familienhaupt sein soll, drückt sich in ihnen aus.

Denn, nur **die** Liebe ist die wahrhafte, wo das Weib ein Weib, der Mann ein Mann bleibt.

* * *

Wir haben der Ausgestaltung der sich aus dem Geschlechtsverkehr ergebenden gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs aus dem Grunde unsere besondere Aufmerksamkeit geschenkt, weil sich dort die Sache am genauesten verfolgen lässt und gleichsam in greifbaren Formen erscheint. Ueberdies war Frankreich längst schon ein zentralisiertes, festgefügtes Staatswesen, dem auf dem Festlande vorerst kein anderes glich. Endlich ist Frankreich in mehr als einer Hinsicht nicht nur der politische Barometer, sondern auch das soziale Vorbild Europas bis auf die neueste Zeit gewesen. Es sind noch nicht drei Jahrzehnte verstrichen, dass es auf seine Führerstelle verzichten musste.

Obwohl eine ähnliche Betrachtung des aus dem Mittelalter zur Neuzeit übergehenden Englands manche inter-

essante Vergleichung erlauben dürfte, so liegt dies doch ausserhalb der Grenzen unseres Themas. Die Liebe in England ist diejenige des Quäkers oder des puritanischen Heuchlers, der die gefallenen Mädchen öffentlich ausstäupen lässt und im Hause sich den grössten Ausschweifungen hingiebt. Wir sehen in England noch im XVIII. Jahrhundert eine furchtbare Unkultur, die merkwürdig mit der politischen Fortgeschrittenheit kontrastiert und übel zu der Sucht der vornehmen Welt passt, die französische Feinheit im gesellschaftlichen Verkehr nachzuahmen. Während aber im alten Frankreich die Ausschweifung unter der glänzendsten Hülle verborgen wird, macht sich in England eine ebenso zügellose wie brutale Erotik breit, welche durchaus abstossend wirkt.

Während in Frankreich die Frauen sich mit den sie besonders betreffenden, auf die Lösung der unbequemen Ehe abzielenden Errungenschaften der Revolution zufrieden geben und, ohne im Besitze der politischen Gleichberechtigung mit den Männern zu sein, diese allein durch den Einfluss, welchen ihr Geschlecht an sich ausübt, zu lenken wissen, sehen wir in England, wie die nach Freiheit dürstende Frau nicht um das Recht, frei zu lieben, kämpft, sondern nach der absoluten, von den Männern nicht nur theoretisch anerkannten Vorherrschaft strebt. Schon im Beginne des XVIII. Jahrhunderts machen sich die entsprechenden Agitationen bemerkbar und England ist das Reich der widerwärtigsten Frauenrechtlerinnen geblieben, nämlich jener, die im Manne eine von brutalen Instinkten geleitete, sprachbegabte Bestie sehen und denen das Wort Liebe allein schon den grässlichsten Schauder einjagt. Sie verzichten auf die weibliche Anmut und den Reiz, der ihrem Geschlechte

zugehört und nehmen dagegen in ihre ungeschickten Hände jene Waffen, welche die Natur dem Manne allein zu führen gestattet. Nicht der ewig schaffenden Liebe errichten sie Altäre, sondern der sterilen Politik; ihre Freiheit bedeutet die Sklaverei des Mannes und die Vernichtung der höchsten Güter, welche die Menschheit besitzt.

Leider haben sich auch viele nichtenglische Frauen solchen Ideen zugewendet und sie sind unerschöpflich in ihren Redensarten, welche die ihnen als die allein richtig erscheinende Neuordnung der Gesellschaft verteidigen und denen man in der Flut der die »Frauenfrage« behandelnden Schriften wie in den wortreichen Reden der verschiedenen »Tage«, bis zum Ueberdrusse begegnet. Dieses Handeln wirkt auf die Beziehungen zurück, welche zu unterhalten die Natur den Geschlechtern vorschreibt, es beeinflusst in schädlichster Weise den Verkehr zwischen Mann und Weib. Mag der Charakterschwache seinem nach der unumschränkten Vorherrschaft strebenden, ganz in dem »Kampf der Frau« aufgehenden Gemahl bewundernd zujubeln, der Selbstbewusste kann solches nicht; denn er weiss nur zu gut, dass der überzeugte weibliche »Feminist« für alle erotischen Regungen der menschlichen Seele nur ein kühl abweisendes Lächeln besitzt.

Wir leben in dem Zeitalter der Ueberraschungen. Es ist wohl möglich, dass wir eines Tages die Nachricht erhalten, die Welt sei in der Kultur so weit vorgeschritten, dass man auf die Liebe zwischen Weib und Mann gänzlich verzichten könne und vor allem auch müsse, weil jede Verbindung der beiden Geschlechter eine krasse Barbarei bedeute; denn das im Liebesakt passive und empfangende Weib sei dadurch allein schon in die Ketten der geschlecht-

lichen Sklaverei geschlagen, während der aktive umarmende Mann derart als der brutale Herr der Hörigen sich gebe. Eine etwa noch bei einzelnen Menschen vorkommende Liebesäusserung wird dieses goldene Zeitalter der Zukunft als den hässlichsten Rückfall in die längst entschwundene Barbarei betrachten und selbstverständlich die beregten gemeinschädlichen Individuen aus der Gesellschaft entfernen, wie dies für schwere Verbrecher recht und billig bleibt. Sonst wird unter der undurchdringlichen und mit mathematischer Genauigkeit vollständig wagerecht ausgespannten, die Gesellschaft nivellierenden Decke der sozialen Gleichheit absolute Freiheit herrschen . . . .

Vielleicht kommt es aber doch anders und die von der völligen Gleichberechtigung träumenden Ideologen dürften sich darein fügen müssen, dass das Weib seinem natürlichen Berufe als Geliebte des Mannes und als Mutter seiner Nachkommen erhalten oder vielmehr zurückgegeben wird. Dann erscheint wohl auch endlich der Tag der Freiheit für die Liebe und damit ein Aufschwung der Kultur, wie ihn die Menschheit noch niemals gesehen.

Möge dieser goldene in ewiger Pracht erstrahlende Tag bald aufsteigen für die Sterblichen, welche vor der himmlischen Göttin die Kniee beugen.

Buch- und Kunstdruckerei F. E. Haag, Melle i. H.

Urtheile der Presse

über neuere Werke aus dem Verlage von
Carl Duncker in Berlin W, 35., Lützowstr. 10.

Abels, Ludwig. „Aus der Schule der Liebe." Novellen. „Frau Venus." — „Rauhreif." — „Sumpfrose." Preis geh. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

. . . . Für ausgezeichnet und des höchsten Lobes werth halte ich die zweite Novelle. Hier zeigt sich eine Fähigkeit, fein abgetönte Stimmungen festzuhalten und die Handlung mit prägnanten Zügen rasch weiterzuführen, eine Fähigkeit, die für die Zukunft Vollendetes verspricht und Ihnen die Gewähr bietet, daß Sie nicht auf Sand gebaut haben, wenn Sie Großes von sich fordern. Ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen zu dieser Leistung.

Herrmann Sudermann.

Diese „Schule der Liebe" ist freilich nichts für Kinder, sondern nur für Erfahrene, welche dieser Schule längst entwachsen sind. Aber der Autor hat auch sein Buch nur für solche Leser bestimmt und diese werden die drei Novellen, welche das Buch Abels' enthält, mit großem Interesse lesen und dem Verfasser zugestehen, daß er das Herz des Menschen genau kennt und dessen Stürme und Sonnenschein mit großem Geschick zu schildern weiß. Er ist ein junger, sehr gebildeter und geschickter Schriftsteller aus Wien, der jetzt in Berlin als Journalist lebt und den sein jetziger Beruf hoffentlich nicht der Novelle entfremdet, auf welche ihn eine ungewöhnliche Begabung hinweist. Der vornehme Duncker'sche Verlag hat sein Buch sehr hübsch ausgestattet.

J. Stettenheim. (Kl. Journal.)

Ichenhaeuser, Eliza. „Die politische Gleichberechtigung der Frau". Preis geh. M. 1.50.

Obige Broschüre hat, kaum erschienen, bereits ein ungewöhnliches Interesse zahlreicher Frauenorgane, wie auch politischer Zeitungen in Anspruch genommen. Während die Verfasserin in ihren bisherigen Schriften die wirthschaftliche, intellectuelle und rechtliche Stellung der Frau behandelt, liefert

sie in ihrem Buche „Die politische Gleichberechtigung der Frau" das für die fernere Behandlung dieser Frage in Deutschland nicht zu umgehende Buch. — Frau Dr. Ichenhaeuser hat sich durch ihren weitschauenden Blick, ihr umfangreiches Wissen auf allen Gebieten der Frauenbewegung, sowie durch ihre sorgfältigen statistischen Studien einen wohlverdienten Namen errungen; nachdem sie uns den durch Condorcet entfesselten Kampf um die Gleichberechtigung der Frau zeigt und dem Einflusse Englands auf die Frauenbewegung besondere Bedeutung zuschreibt, führt sie uns in die Vereinigten Staaten, welche dem politischen Frauenwahlrecht wohlgesinnt und den Frauen das Stimmrecht verliehen haben, berichtet jedoch nicht nur die an sich interessanten Thatsachen, sondern hat das Buch durch die Vorführung aller einschlägigen Gesetze, durch die Umfrage welche sie bei den Gouverneuren der betreffenden Staaten gehalten, durch das historische und literarische Material und durch die ihren Arbeiten niemals fehlende scharfe Polemik so anziehend gestaltet, daß auch die Feinde der politischen Gleichberechtigung der Frau in dem Buche Belehrung und Unterhaltung finden werden. — Jedem jedoch, welchem es Bedürfniß ist, sich klare Anschauungen über die schwebende Frage zu verschaffen, kann ein eingehendes Studium dieses Buches nur empfohlen werden, denn es ist vorerst das erste und einzige Buch, welches diese Seite der Frauenfrage erschöpfend behandelt und auf welches, sobald das Thema hier erst actuell zu werden beginnt, stets zurückgegriffen werden dürfte.

Crusius, G. „Eine Ethik des Geschlechtslebens." Preis geh. M. 1.20. („Sehr zeitgemäß.")

Diese Broschüre, die mit einem Vorworte von Ed. Aug. Schroeder versehen ist, dürfte berechtigtes Aufsehen in Interessenkreisen, d. h. in diesem Falle in gebildeten Kreisen erregen. Sie geht freilich so weit in ihren Forderungen, daß unsere Generation deren Erfüllung nicht erleben wird. Aber das sollte Niemanden daran hindern, das Büchlein kennen zu lernen; daß es auch eine vollständige Umwälzung betr. der Frauenfrage beantragt, sei aus dem Inhalte verrathen.

(Neue Badische Landeszeitung.)

Lee, Heinrich. „Die Radlerin." Roman. 2. Aufl. Preis geh. M. 1.50.

Unseres Wissens der erste ausgesprochene Tendenz- oder Zweckroman des Radsports liegt uns zur Besprechung vor. Realistisch beginnend, wie es zwar nicht unserm Geschmack,

aber immerhin den stofflichen Motiven entspricht, gelangt der Verfasser in flotter, geistvoller Sprache, die sich höchst kurzweilig liest, zu überraschenden moralistischen Effekten. Handlung und Ausdrucksweise wird nach und nach sogar sinnig. Aeußerst geschickt, ohne daß der unbefangene Leser die Absicht merkt, wird die Tendenz in die Erscheinung gezogen. Die Lust am Radfahren macht aus der Verkettung der Umstände einen blasirten Lebemann zum Verehrer eines unverdorbenen Mädchens und zu einem strebsamen, gewissenhaften Menschen, verbindet beide natürlich zu einem glücklichen Paare und weckt erneute gegenseitige Zuneigung in zwei entfremdeten Eheleuten. Das alles wird durch ungesuchte Wendungen erreicht, obgleich das ganze Werkchen eine zielbewußte Verherrlichung des Fahrrades bedeutet. (Fahrrad-Zeitung.)

Hansson, Ola. „Nordisches Leben". Band I.: Goldene Jugend. Preis geh. M. 3.—, gebunden M. 3.75.

Ola Hansson hat hier, zunächst mit diesem ersten Bande „Goldene Jugend" ein Buch geschaffen, welches seine früheren Schriften bei Weitem übertrifft. Er führt uns in das Leben der skandinavischen, im Besonderen der schwedischen Jugend und geizt nicht mit seiner Kunst der dramatisch-lebendigen Darstellung. Ein Satz aus Hansson's Vorwort scheint mir für die Typen charakteristisch zu sein, die uns vorgeführt werden: „Gute, klare Köpfe ohne Ziele, starke Körper und starke Triebe ohne Bethätigungsmöglichkeit für den ganzen Mann — wir sehen sie täglich im goldenen Jugendwirbel untergehen, während der Kork obenauf schwimmt." Hansson's interessante, mit neuen Wortwerthen arbeitende Gestaltungsart ist schon bekannt, aber mehr als sonst kann man von dem vorliegenden Buche sagen: es enthält eine fesselnde, durchgeistigte Arbeit.

(Hamburg. Fremdenblatt.)

Georgy, Ernst. „Dämon Liebe." Roman aus der Bühnenwelt. Preis geh. M. 4.—.

Es steckt nicht nur Kraft und Originalität darin, sondern eine hinreißende Leidenschaft der Darstellung, die immer ihres Erfolges sicher ist. Die Verfasserin ist ein junges Talent, das sich durchringen möchte. Nicht aus Langeweile oder aus weiblicher Eitelkeit greift sie zur Feder, sondern um sich das, was sie bedrückt, von der Seele zu schreiben. Sie identificirt sich mit ihrem Helden, sie durchlebt seine Leiden und Freuden

innerlich mit, und dadurch weiß sie ihn uns menschlich ganz nahe zu bringen. Die Geschichte des gefeierten Schauspielers Joseph Leoni wird so trotz aller starken Effekte zu einem tiefergreifenden Seelengemälde, dessen Tragik erschüttert. Der Fluch des Genies, das sich selbst zerstören muß, wird mit erbarmungsloser Folgerichtigkeit dargestellt, und über dem Ganzen liegt doch der Zauber schwärmerischer Bewunderung, der Hauch echt menschlicher Theilnahme. Man wird vielleicht in unseren Schauspielerkreisen das Original des Helden finden wollen; einzelne Erzählungen, wie sie durch die Klatschsucht der modernen Gesellschaft oder in der ausschweifenden Phantasie schwärmerischer Backfische sich leicht bilden und die hier geschickt benutzt sind, lassen auf eine bestimmte Persönlichkeit deuten. Aber wir glauben keineswegs an eine absichtliche Indiskretion, der Held steht als künstlerischer Typus weit über allem Persönlichen. Daß die Verfasserin noch eine junge Schriftstellerin ist, zeigen manche kleine Züge, vor allem eine gewisse Ueberschwänglichkeit nicht nur in der Häufung der Motive, sondern auch gelegentlich in der Schreibweise. Aber überall verräth sich ernste Arbeit, ein klarer kritischer Blick, wie er uns nicht gerade häufig bei schreibenden Frauen begegnet. Sie weiß zu sehen und das Beobachtete auch zu veranschaulichen. Neben seltenen Oberflächlichkeiten finden sich feine, große Gedanken. Hoffentlich erhalten wir bald durch ein neues Werk die Bestätigung, daß wir sie nicht zu sehr gelobt haben. Ernst Georgy erscheint uns bestimmt, einen fesselnden Ich-Roman aus dem Seelenleben einer modernen Frau zu schreiben.

(Vossische Zeitung)

Günther, Dr. Reinhold. „Weib und Sittlichkeit." Preis geh. Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Dieses Buch ist ein werthvoller Beitrag zur allgemeinen Kulturgeschichte, indem es in übersichtlicher Weise das Verhalten des weiblichen Geschlechts zur natürlichen Sittlichkeit und zu den in den Zeiten wechselnden Sittlichkeitsnormen schildert und durch Bilder aus allen Zeiten und Ländern beleuchtet. Daß Unsittlichkeit, d. h. die Begierde, sich mit vollem Bewußtsein zur thierischen Natur zu erniedrigen, zu allen Zeiten eine große Rolle gespielt hat, geht auch aus diesen historischen Studien hervor, zugleich aber auch, daß Vieles, was uns unsittlich erscheint, nur diesen Schein hatte und seine Begründung oft in völlig naiven Lebensanschauungen hatte. So werden wir in keiner Periode das edle und sittenreine Weib vermissen. Der Verfasser behandelt sein Thema in sehr decenter Weise und hat das Werk in sechs Kapitel eingetheilt:

„Einleitung“, „Moralität und Jungfräulichkeit“, „Moralität in der Ehe“, „Moralität in der weiblichen Tracht“, „Moralität und Weiblichkeit im sozialen Leben“ und „Moralität und Emanzipation“. Im letzten Kapitel bricht der Verfasser eine Lanze für die Emanzipation, welche eher dazu geeignet sei, die Sittlichkeit des Weibes zu heben, als zu zerstören. Für den ernsten Leser ist das Buch eine sehr anregende Lektüre.

(Hamburger Fremdenblatt.)

Nordau, Max. „Entartung.“ 2 Bände, Preis geh. M. 13.50, gebunden M. 15.25.

Wider litterarische Irrwege des heutigen Zeitgeschmacks sind in der letzten Zeit verschiedene, schwerwiegende, kritische Urtheilssprüche ergangen. Als neu aber, wenigstens inbetreff der ernsten und konsequenten Durchführung, muß der Gesichtspunkt bezeichnet werden, von dem Max Nordau in seinem jüngst unter dem Titel „Entartung“ bei Carl Duncker in Berlin veröffentlichten Buche an diese in der That mannigfach bedrohlichen Erscheinungen herangetreten ist. Nordau ist bekanntlich praktischer Arzt und als solcher ein Anhänger der Theorie Lombroso's von dem Umsichgreifen der Hysterie und körperlich-geistigen Entartungen im gegenwärtigen Geschlecht des Civilisationsbereichs. „Die Entarteten“, so schreibt er an Lombroso, „sind nicht immer Verbrecher, Prostituirte, Anarchisten und erklärte Wahnsinnige, sie sind manchmal Schriftsteller und Künstler.“ Es sei dringend nothwendig, einen Warnungsruf an die zahlreichen Bewunderer solcher Entarteten des Schriftthums, der Malerei und Musik ergehen zu lassen, „daß sie für Kundgebungen des moralischen Irrsinns, des Schwachsinns und der Verrücktheit schwärmen.“ Natürlich kann es uns nicht einfallen, im Rahmen dieser Hinweisung ein Bild der Auffassung Nordau's und seiner Beweismethode geben zu wollen. Gesagt muß aber sein, daß in dem merkwürdigen, geistsprühenden, wiederum durch die brillanteste stilistische Eigenart sich heraushebenden Buch viele große, beherzigenswerthe Wahrheiten mit allem Muth und schneidigem Nachdruck wissenschaftlicher Ueberzeugung und mit tiefer und vielseitiger Kenntniß des Lebens und seiner geistigen Offenbarungen ausgesprochen wird.

(Leipziger illustr. Zeitung.)

Lee, Heinrich. „Die Geliebte.“ Moderner Roman. Preis geh. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Mit angenehmer Rücksichtslosigkeit und Aufrichtigkeit schildert der Autor dieses Buches das Verhältniß eines jungen

Mannes zu einem Mädchen, welches ihm der Zufall in die Arme trieb und die Gewohnheit für eine kurze Zeit beinahe liebgewinnen ließ. Das Interessante und Werthvolle an diesem Roman ist die Charakterzeichnung des Helden, eines Menschen, dem der Tumult des Lebens nicht für immer das Steuer entrissen hat, der nach den Kämpfen endlich dazu kam, ruhig, vorsichtig, pactirend soviel Genuß als möglich aus dem Leben zu nehmen. In Allem hat er die Grundsätze des Lebenskünstlers. „Er liebte die Natur wie manche gereifte Männer ihre stille, gute, kluge Mutter lieben. Sie verstand ihn, ohne daß er zu ihr sprechen mußte. . . . Seine Neigung trieb ihn zu den Menschen, die geduldet und gelitten hatten. Das Leid erschien ihm wie ein Pflug, der erst das Herz aufreißt und es empfänglich macht für das Verständniß eines anderen. Von Natur Sanguiniker, schnell zur Begeisterung veranlagt, aber durch die Erfahrung von Mißtrauen, auch gegen sich selber, erfüllt, hatte er ein heimliches Panzerhemd um sich geschmiedet, das sein Herz verwahrte. Darum galt er oft für kalt und hart. Mit innerer Sicherheit nach außen wie von einer hohen Burg, geschützt durch Mauern und Gräben, sah er auf das sich unten tummelnde Heer der Empfindungen herab. Manchmal ließ er zu seinem eigenen Vergnügen die Zugbrücke herunter, und eine Empfindung, wenn sie ihm wohlgefiel, herein . . . . Ernstlich erregte er sich nicht mehr und große Augenblicke seines Lebens, gute und schlechte, fanden ihn gelassen." Dieser Mensch verbindet sich mit einem deklassirten, jungen Frauenzimmer, an dem ihm eigentlich eine Aehnlichkeit der Charakterzüge am meisten gefiel. Er liebt sie nicht. Sie, die Verlassene, Haltlose klammert sich an ihn, will sich auf diesem letzten Balken aus dem unverschuldeten Schiffbruch ihres Lebens retten. Es gelingt ihr nicht. Ebenso kühl, wie er sie einst empfangen und bei sich behalten, entläßt er die Flehende. „Sein Sehnen hatte sich nicht zur Ruhe gefunden. Ohne Rast trieb er weiter in unbekannte Fernen. Er dachte an Ahasver, der, mit dem Fluche beladen, ohne Ziel und ohne Ende durch die Lande wandert, und die ganze Menschheit blickte ihn aus seinem fahlgewordenen Angesicht an. — Der Schatten Annas schwebte an ihm vorbei. Sie war ein Stück Natur gewesen, weil sie wahrhaft war. In einem Weibe, das zugleich unverkümmerter Natur war, hatte er zu finden gemeint, was er suchte: Ruhe und Verlangen. — Sie war nur seine Geliebte gewesen, wie es Andere gewesen, waren, nicht mehr . . . Ruhe und Verlangen; zwischen beiden pendelte die Menschheit wie ein gefügtes Uhrwerk hin und her, und sie bildeten die Grenzpunkte in einem geordneten Leben . . . Wie er sich aber tausendfältig in sich selber widersprach, so war sein ganzes Leben eine

Dissonanz und meinte er, wenn er einsam in der Natur war, dem großen Weltaccorde sich einzufügen, so täuschte er sich über sich selbst, nur daß die große Harmonie den kleinen Mißklang in dem eigenen Innern übertönte." So schließt dieses klare, unsentimentale, mit innerer Wahrheit geschriebene Buch, welches unserer Zeit eigenthümliche Verhältnisse und die Seele eines fin de siècle-Menschen mit vieler Kunst und Treue schildert. („Die Zeit.")

Marholm, Laura. „Zur Psychologie der Frau." Preis geh. M. 4.50, gebunden M. 5.50.

Dies Buch hat überall berechtigtes Aufsehen erregt, denn Laura Marholm ist auf dem Gebiete der Frauenfrage bewandert wie keine andere Schriftstellerin, was vielfach von ersten Autoritäten anerkannt wird; ihre Beobachtungen sind scharf, ihre Urtheile treffend, und was wäre wohl interessanter, als eine Frau sich offen und ehrlich „über die Frauen" aussprechen zu hören? —

Hansson, Ola. „Alltagsfrauen." Beiträge zur Liebesphysiologie der Gegenwart. 2. Aufl. Preis geh. M. 2.50, gebunden M. 3.25.

Wie die moderne Schönliteratur durchweg, behandelt auch dieses Buch die Frauenfrage — das moderne Weib! Wie das Weib des 19. Jahrhunderts eigentlich beschaffen ist, das einmal als kultureller Typus ebensogut dastehen soll, wie die Typen des Roccocos und der Renaissance. Der Verfasser liefert einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage; auf der einen Seite schildert er die hohe Würdigung des Mannes für das Weib als Intelligenz, moralisches Wissen, Charakter, Gesellschaftsmitglied, Kulturamazone, auf der anderen, die tiefste Verachtung, die die intelligentesten, verfeinertsten Männer für das Weib in allen diesen Hinsichten hegen. Die Novellen sind sehr lesenswerth und interessant, und dürfen wir sie unsern Lesern auf's Wärmste empfehlen.

(Neue Badische Landeszeitung.)

Georgy, Ernst. „Die Erlöserin." Roman. Preis geh. M. 3.—.

Der Roman ist in seiner knappen, dramatischen Fassung und in der Fülle anregenden Gedankenstoffes ein höchst interessanter Beitrag zur modernen Belletristik. Ernst Georgy,

hinter welchem Pseudonym sich, wie wir hören, ein junges Mädchen verbirgt, scheint die Prophezeiung bewahrheiten zu wollen, daß wir aus dieser Feder „den Ichroman eines modernen Weibes“ zu erwarten haben. (Berliner Börsenzeitung.)

Als wir an dieser Stelle den Roman „Dämon Liebe“ von derselben jungen Schriftstellerin besprachen, erkannten wir den Ernst ihres Strebens, den fast leidenschaftlichen Eifer ihrer Darstellungen und schlossen mit dem Satze: „Ernst Georgy scheint uns bestimmt, einen fesselnden Ich-Roman aus dem Seelenleben einer modernen Frau zu schreiben.“ Dieses Buch ist die erfeuliche Bestätigung der Richtigkeit unseres Urtheils; es beweist uns zugleich, daß die Verfasserin fortgesetzt bemüht ist, das ihr gespendete Lob zu verdienen. Schon äußerlich zeigt sich das: Sie hat sich diesmal auf eine bescheidene „Erzählung“ von etwa 180 Seiten beschränkt. Was ihr Buch an Umfang weniger bietet, hat es an Tiefe des Inhalts gewonnen, obwohl eines der schwersten, sogar der unerquicklichsten Probleme behandelt ist. Es wird deshalb heftige Anfechtungen erfahren, denn diese erbarmungslose Herrennatur, die die Verfasserin ihrer Heldin angedichtet hat, wird vielfach unverstanden bleiben.

(Vossische Zeitung.)

von Padberg, Alexander, Königl. Preuß. Ober-Regierungsrat. „Weib und Mann“. Versuche über Entstehung, Wesen und Wert. Preis geh. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Der Grundgedanke dieses Buches ist, dem Wahne von der Minderwerthigkeit des Weibes ein für allemal den Garaus zu machen. Ausgehend von einer Theorie der Differenzirung der Geschlechter, die der jenem Wahn dienenden landläufigen Vorstellung nachdrücklich entgegenwirkt, stellt der Verfasser auf Grund einer sehr umfassenden Belesenheit Alles zusammen, was gegen die rücksichtslosen Schmäher der Frau, die Philosophen des Pessimismus, in's Feld geführt worden ist, erörtert das Verhältniß von Weib und Mann historisch, in der vor- und nachchristlichen Zeit, und giebt dann einen Ueberblick über die Frauenbewegung der letzten Jahrzehnte in allen Ländern der Welt. Ohne auch nur annähernd dem Radicalismus auf dem Gebiete der Frauenemancipation das Wort zu reden, verhält sich der Verfasser doch von seinem christlichen Standpunkt aus durchaus sympathisch zu den Erfolgen, welche die Bewegung zur Erweiterung der Berufsthätigkeit der Frau bißher gehabt und weist ihr eine entscheidende Rolle in dem großen socialen

Kampf der Zukunft zu: „Der Sieg wird auf die Seite sich neigen, auf der die christliche Frau steht.“

(Petersburger Herold, 9. April 1897.)

Marholm, Laura. „Frau Lilly als Jungfrau, Gattin und Mutter.“ Preis geh. M. 3.50, gebunden M. 5.—.

Was Frau Lilly als Mädchen, Gattin und Mutter erlebt, ist in diesem höchst gelungenen Buche der Wirklichkeit mit vollendeter Meisterschaft abgelauscht. Der Typus der Mütter, die ihre Töchter um jeden Preis an den Mann zu bringen bestrebt sind, die sogenannten „Jagd-Partien“, ebenso jener andere Typus, der nicht an's weibliche Lebensziel Gelangten, der Freundschaftscultus unter den auf diese Bethätigung des weiblichen Liebesbedürfnisses reducirten älteren Jungfrauen mit all' seiner inneren Unwahrheit — das öde Gerede von einer Entsagung, die doch stets schielt nach dem Unverschmerzten und nicht mehr Erreichbaren — die Scheinbefriedigung in der das innerste Sehnen des Herzens doch nicht ausfüllenden Theilnahme an den weiblichen Fortbildungsbestrebungen — kurz all' die Herbigkeit des Looses so vieler weiblicher Angehörigen des gebildeten Mittelstandes mit seiner für die große Mehrzahl eben doch unveräußerlichen Enge der Denkweise und kleinbürgerlich-ehrenwerthen Solidität der Lebensanschauung — Alles das gelangt in einer Weise zur Darstellung, — die wenn es dessen noch bedürfte — das hervorragende Talent L. Marholms beweist. Eine weniger bedeutende Schriftstellerin hätte den Stoff zu einem mehrbändigen Roman ausgesponnen; statt dessen erhalten wir eine Reihe von Bildern, jedes in seiner Art vorzüglich. Zweifellos ist viel Selbsterlebtes in dem Buche; manche Gestalten muthen wie Porträts an, deren Herkunft nach dem Lokalton nicht schwer zu errathen ist. (St. Petersburger Herold.)

Poritzky, J. E. „Kasimir Wirda“. Moderner Roman aus dem Berliner Kleinleben. 2. Aufl. Preis geh. M. 2.—.

Der Verfasser, der durch seine in demselben Verlage erschienene psychologische Studie: „Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen“ sich schon in weiten Kreisen einen Namen gemacht hat, tritt diesmal mit einem psychologischen Roman vor das Publikum, der von der feinen Beobachtungsgabe des Schriftstellers ein vollständiges Zeugniß ablegt. Der Held des Romans ist ein vom Unglück schwer heimgesuchter Flickschuster, der aber trotz alledem einen gewissen Humor bewahrt hat, der ihm über

manche bittere Stunde hinweghilft. Sein einziger Sohn, der die Freude seines Lebens war, ist ihm gestorben, ein Auge hat er durch einen bösen Zufall verloren, daher geht die Arbeit auch nicht mehr recht vom Fleck, still ist es in der engen Wirtschaft, die ihm seine Frau Katinka in Ordnung hält, bis diese ihm einen Pudel ersteht, der nun durch sein munteres Wesen die trüben Tage des Ehepaars aufheitert. Da greift das Unglück von neuem mit schwerer Hand ein, Katinka erleidet einen komplizirten Beinbruch, eine Amputation wird nothwendig, welche ihren Tod herbeiführt. Aber damit ist das Unglück noch nicht abgeschlossen: der einsam zurückgelassene Gatte verliert auch noch sein Augenlicht, und in der Verzweiflung nimmt er sich das Leben. — Dies ist die kurze Skizze des Romans, der uns in die Tiefen der menschlichen Gesellschaft hinabführt, aber nicht in den Schmutz, der sich in der Tiefe ansammelt. Das Wort poor man poor mans friend wird hier in seiner ganzen Wahrheit zur Darstellung gebracht, und diese Seite der Behandlung wird den vollen Beifall des Lesers finden, ob aber auch die anderen, wo mit größter Treue eine chirurgische Operation und ein Wundfieber uns vorgeführt werden, ist fraglich.

(Berliner Neueste Nachrichten.)

Günther, Dr. Reinhold. „Sclaven der Feder." Roman. Preis geh. M. 4.—, gebunden M. 4.80.

Dr. Reinhold Günther, welcher uns bereits aus seinen kultur- und militärhistorischen Arbeiten vortheilhaft bekannt ist (sein Werk „Geschichte des Feldzuges von 1800 wurde von der schweizerischen Offiziersgesellschaft preisgekrönt), begegnet uns hier auf einer neuen Sphäre und müssen wir gestehen, daß uns seine Vielseitigkeit überrascht hat. — Das sichere gewandte Schreiben, sein lebendiger klarer Stil, frei von jeder Künstelei, heimelt an, und seine Schilderungen sind natur- und lebenswahr. „Sclaven der Feder" versetzen uns in die Redaktionsräume einer Tageszeitung und zeigen uns an allen Ecken und Enden die Intrigueu in anschaulichster Weise, deshalb empfinden wir gewiß schon das vollste Mitleid mit Hortense von Hoeven, nachdem sie erst kurze Zeit an der Stadtzeitung ihre Reporterstellung angetreten, zu welcher sie nicht die Sucht nach Ruhm, sondern die „einst besseren Tage der Familie" getrieben. — Der Roman ist spannend geschrieben, wirkt mitunter recht erregend und der Ausgang — doch wir wollen unseren Lesern und Leserinnen nicht mehr verrathen, es lohnt sich ein solches Stück aus dem täglichen Leben kennen zu lernen, und sie werden sich gewiß lieber selbst von dem Schlusse überraschen lassen. — Ob sie den gleichen Ausgang gewünscht hätten — wer weiß?

Meebold, Alfred. „Vox Humana." Preis geh. M. 2.40.

Unter dem Titel „Vox Humana" sind soeben zum Theil allerliebste Skizzen von Alfred Meebold erschienen, dessen Name uns bisher in der Literatur noch nicht begegnet ist. Er führt sich als Schriftsteller außerordentlich gut ein. Zeigen doch die Skizzen, die er uns bringt, nicht nur von einem vortrefflichen Beobachtungstalent, sondern auch von tiefer Empfindung, gleichzeitig ist die Darstellung so einfach und so natürlich, die Zeichnung der Charaktere so wahr, daß wohl jeder Leser hier und da an Erfahrungen aus seiner Umgebung mehr oder weniger erinnert werden wird. (Berliner Tageblatt, 14. II. 97.)

Lindau, Paul. „Amerika-Reisen." Volksausgabe. 2 Bände. Preis geh. M. 5.—.

In flottem Stile geschriebene, anziehende Schilderungen von Stadt und Land der Vereinigten Staaten und Mexikos. Das dortige Leben und Treiben hat Lindau ausgezeichnet beobachtet und anschaulich dargestellt, aber noch angenehmer lesen sich die Erinnerungen an die wunderbaren Naturgebilde im National-Park. (Westermann's Monatshefte.)

Eine Perle der amerikanischen Reise-Litteratur scheint im Sande versickert zu sein. Wie wäre anders zu erklären, daß die „Deutsche Zeitung in Mexiko" erst heute Veranlassung nimmt, durch Abdruck einer ganzen Serie von Abschnitten ihren Leserkreis mit dem Inhalte eines Reisewerkes bekannt zu machen, dessen Titel der Name eines Paul Lindau beigedruckt ist? Auf diesem Umwege ist unsere eigene Aufmerksamkeit und die zahlreicher Mitglieder der mexikanischen Colonie am Orte des Verlages erst verspätet auf ein Reisewerk hingelenkt worden, das wie kein anderes geeignet erscheint, uns mit Land und Leuten von Mexiko vertraut zu machen. (Südamerikan. Rundschau.)

Marholm, Laura. „Wir Frauen und unsere Dichter." Zweite umgearbeitete und wesentlich vermehrte Ausgabe. Mit 8 Portraits. Preis geh. M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Die bekannte und begabte Verfasserin, an der wir ebenso die Kraft unmittelbarer Empfindung wie die Kunst feinsinniger Darstellung bewundern, schildert hier, nicht in lehrhaftem,

trockenem Tone, sondern in feiner, geistsprühender, eigenartiger Weise die Auffassung der Frauen bei Gottfr. Keller, Paul Heyse, Henrik Ibsen, Björnson, Tolstoi, Strindberg, Maupassant, Barbey d'Aurevilly. Wenn wir auch in der Auffassung der Dichter und der Beurtheilung des Weibes mit der Verfasserin nicht überall einverstanden sind, so haben wir uns doch nirgends dem gewinnenden, fesselnden Eindruck der Schilderung entziehen können.

(Deutsche Tageszeitung.)

Hansson, Ola. „Der Weg zum Leben." Sechs Geschichten. Preis geh. M. 3.—, gebunden M. 3.75.

Ola Hansson ist einer der begabtesten jüngeren Schriftsteller, die wir kennen. Zwar trägt auch er das Gepräge der sogenannten „Modernen", er hat sich aber von den Uebertreibungen und Auswüchsen meist fern gehalten. Die sechs Geschichten sind mit großer Kunst geschrieben. Sie gehören fast sämmtlich in das Gebiet der feinen Seelenmalerei und ergreifen mehr durch die Art als durch den Stoff der Schilderung, es liegt eine eigenthümliche, seltsame Stimmung über ihnen, sie wollen genossen und nachempfunden, nicht verschlungen oder zum Einschlafen gelesen sein.

(Deutsche Tageszeitung.)

Kretzer, Max. „Berliner Skizzen". Preis geh. M. 2.—.

Seitdem Berlin Weltstadt geworden ist, wird es von den deutschen Schriftstellern als besonders willkommenes Jagdgebiet betrachtet. Die Zahl der „Berliner Romane", „Berliner Theaterstücke" und „Berliner Federzeichnungen" ist bis ins Unendliche gewachsen. Mancher Weizen, aber auch viel, viel Spreu ist darunter. Zu den besten und reichsten Gaben, die wir von deutschen Schriftstellern aus und über Berlin bisher erhalten haben, gehören die im Verlage von Karl Duncker erschienenen „Berliner Skizzen" von Max Kretzer. Das heißt, es sind eigentlich gar keine Skizzen, insoweit man mit der Bezeichnung „Skizze" den Begriff des Flüchtigen, schnell Hingeworfenen verbindet, sondern vielmehr sehr sorgfältig gezeichnete, farbenreiche Sittenbilder, mit genauester Kenntniß von Ort und Menschen entworfen, sehr stimmungsvoll abgetönt und mit liebevollem Verständniß ausgeführt. Das sind Arbeiten eines Mannes, der nicht nur Berlin und die Berliner kennt, sondern auch Welt und Menschen über-

haupt, eines feinen Psychologen und eines Meisters der Darstellungskunst. Einzelne seiner Kleinmalereien — wie der „Facadenraphael“ und der „Rundreisewirt“ – sind von lustigster Laune erfüllt; im „Bühnenconfectionär“, „Förderer der Kunst“ und „Omnibusonkel“ nimmt uns der wehmüthige Humor gefangen, der unter Thränen lächelt, aber der überwiegenden Mehrzahl der Bilder liegen sehr ernste Motive zu Grunde, und „Kleine Genossen“, der „Garderobenhalter“, „Brennender Blick“, „Ein Bettler“ und „Die alte Ebel“ ergreifen und rühren den fühlenden Leser in tiefster Seele. Wir können das Buch angelegentlich empfehlen. Es ist nur ein knapper Band von 189 Seiten, aber es steckt mehr Menschenkenntniß und Menschenliebe darin, als in manchem dreibändigen Roman.

(Straßburger Post.)

Thomas, Emil. „Vierzig Jahre Schauspieler“. Erinnerungen aus meinem Leben. 2 Bände. Mit dem Bilde des Verfassers. Preis geh. M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Um zum richtigen Genuß dieses Buches zu kommen — denn entschieden vermag es einen solchen zu bieten — darf man nicht vergessen, daß Emil Thomas kein Schriftsteller ist und wohl auch keiner sein will. Allein auf ein so abwechslungsreiches und mit Erlebnissen angefülltes Wirken blickt er zurück, daß auch die schlichte Erzählung jeden Leser fesseln muß. Hinter dem „Up and down“ dieses Lebens entrollt sich ein farbenreiches Kulturbild, denn Thomas ist mit offenen Augen und mit offenem Künstlerherzen durch die Welt gefahren. Das, was er auf seinen Streifzügen beobachtet, erfahren und empfunden hat, ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Da, wo die Erlebnisse, Reisen und rauschenden Erfolge nicht im Vordergrunde stehen und den Text an sich interessant machen, wird es dem Verfasser freilich nicht so leicht, die Theilnahme des Lesers dauernd auf der Höhe zu erhalten, dafür entschädigen aber einzelne Episoden des Buches, z. B. die amerikanischen, die mit großer Frische geschrieben sind und geradezu ergötzliche Schlaglichter auf das Leben jenseits des Wassers werfen. Man stelle sich vor, wie Thomas als ein ganz „Grüner“ die amerikanische Küste betritt und zu seinem Staunen in New-York beim ersten Betreten der Straße sieht, wie eine Riesenreklame sein Kommen bereits seit Wochen verbreitet hat. „Bilder in ungeahnten Größen, colorirte und Photographien, fand ich an allen Ecken, sogar auf den Omnibussen und Pferdebahnen waren kleine Fähnchen aus-

gesteckt, die mein Portrait trugen. Auf den Trottoirs las ich alle zehn Schritt mit schwarzer Schrift: „Emil Thomas kommt!" sodaß die gewaltige, arbeitsthätige Stadt förmlich fieberhaft auf das Eintreffen dieses Wunderthieres wartete." — Dieses Letztere (nicht das Wunderthier) ist freilich nur eine subjektive Empfindung des Künstlers, denn er wird es später doch wohl selbst erfahren haben, daß ganz mit demselben Eifer auch für „Ayers' Sarsaparilla", „Codliveroil" und Stiefelwichse Reklame gemacht wird, ohne daß die Stadt, die dergleichen längst gewohnt ist, in Aufregung geräth. Den Künstlerstolz, der an manchen Stellen des Buches etwas aufdringlich hervorbricht, muß man mit in den Kauf nehmen. Thomas darf sich schon etwas leisten. Das Buch gewährt übrigens auch einen tiefen Blick in die Nachtseiten des Bühnenlebens, man kann vieles aus ihm lernen. (Hamburg. Fremdenblatt.)

Nordau, Max. „Drohnenschlacht." Roman. 2 Bände. Preis geh. M. 10.—, gebunden M. 12.—.

Wir haben den Roman, Feuilleton für Feuilleton, mit unaufhaltsam wachsender Spannung verfolgt, als er im vorigen Jahre in der „Köln. Zeitung" unter dem Strich veröffentlicht wurde, und wir haben ihn jetzt noch einmal gelesen, da er in zwei stattlichen Bänden vor uns liegt, nicht mehr mit der brennenden Gier nach der Entwickelung des Unbekannten, sondern mit ruhigem Genuß, so etwa, wie ein feiner Weinkenner einmal in einer ruhigen, freundlichen Stunde ganz allein eine Flasche Schwarzhofberger Auslese trinkt. Denn so etwas ist Max Nordau's neuester Roman, ein vollendetes Kunstwerk, freilich nicht der Natur, aber der Erzählungsgabe. Das Werk eines reichen, feinen Geistes, der viel gelernt und viel gelesen und viel gedacht hat, der mit scharfem Blick beobachtet und mit unerbittlichem Urtheil richtet, aber dabei das ganze menschliche Getriebe mit dem überlegenen Wohlwollen des echten Philosophen beurtheilt, dessen Devise „Tout comprendre c'est tout pardonner" ist. Max Nordau schildert uns das Paris zur Zeit der letzten Weltausstellung, die reiche, glänzende, elegante Stadt, in der flüchtige Besucher, die das bunte Treiben auf den menschenwimmelnden Boulevards bewundern und die prachtvollen Paläste und zierlichen Villen in der Avenue du Bois anstaunen, soviel Glück zu Hause wähnen, während doch hart neben all der Pracht und all dem Flitter das nackte Elend und seine noch viel schlimmere Schwester, die mühsam verhehlte Noth, wohnen. Er führt uns in die Kreise der vornehmen Börsenspieler und Geschäftemacher, die den raffinirtesten Luxus

wie das tägliche Brot anzusehen gelernt haben, aber er zeigt uns auch die bescheidenen Haushaltungen, in denen es nur durch unsägliche Anstrengungen gelingt, den Schein der Wohlanständigkeit aufrecht zu erhalten. Wir lernen den hamburgischen Kaufmann, der in Goa und Macao Banken gegründet hat, portugiesischer Graf geworden ist und sein Geld in der ville lumière verzehrt, so gut kennen, wie den schweren Frankfurter Geldmann, „der als Börsentechniker unschätzbar ist", und den schäbigen Mannheimer Remisier, der sich an den schwanken Zweigen des „Giftbaumes" eben über Wasser hält; wir werden dem ehemaligen Schiffskellner vorgestellt, der „irgendwo là bas" in Hinterindien Häuptling eines unbekannten Volkes wurde und nun in Paris sich als König von Laos aufspielt, Ordensbänder vertheilt, Briefmarken stechen läßt und die Leute anpumpt; wir beobachten die arme deutsche Gouvernante, die es nach abenteuerlichen Irrwegen zur echten Baronin und Gattin eines Mitgliedes der haute banque bringt; wir begegnen dem Militärattaché der deutschen Botschaft, „rothblond, schlank, mit aufgesträubtem Schnurrbart und dem Monocle vor dem stahlblauen Auge, sicher in der Haltung, verbindlich, doch kühl in der Rede, gewandt in den Bewegungen, unverkennbar zufrieden mit der Welt und sich selbst"; wir dringen in die Künstlerkreise ein und gewinnen einen tiefen Einblick in den Haushalt des ehemals reichen Mannes aus Nîmes, den Panama ruinirt hat und der nun mit Frau und zwei Töchtern nach Paris kommt, um in der Weltstadt gleichzeitig unbemerkt unterzutauchen und wieder in die Höhe zu kommen; wir lernen gleichzeitig zwei Lehrer von einem Berliner Realgymnasium kennen, die ihr Geschick nach Paris verschlägt und von denen der eine an einer Privatschule Stunden giebt und mit dem Omnibus fährt, wenn er Luxus treibt, während der andere — so ein Stück Dr. Cornelius Herz — in die Kreise der Hochfinanz gelangt, Baron wird und alles in Gold verwandelt, was er nur anrührt. Wir lernen die „ronds de cuir" bei der Polizei kennen und nehmen einen Cursus im Börsenwesen, der uns sofort zu den größten Aktionen befähigt; wir wohnen einer Privatvorstellung des „Parsifal" im Hotel eines Börsenfürsten bei, die hunderttausend Franken kostet, und wir besuchen einen alten Mathematiker in einem einsamen Gartenhause, der sich mit hundert Franken im Monat als Krösus dünkt. Und das alles lebt und bewegt sich vor unseren Augen, das schreitet fort und entwickelt sich, aus Kindern werden Erwachsene, wir erlebten ihre Entfaltung mit, wie wir die Schicksale und Seelenkämpfe ihrer Eltern mit erlebt haben. Wir bewundern die sichere, kraftvolle Darstellung, die uns, bald in flüchtigen, scharfumrissenen großen Zügen, bald in liebevollster und sorgfältigster Kleinmalerei die Pariser Ver-

hältnisse und eine Reihe von Menschen darstellt, die uns, ein jeder in seiner Art, zu interessiren, zu fesseln, zu rühren vermögen, sodaß wir ihr Geschick mit innerer Theilnahme verfolgen. Der gehaltvolle Roman darf allen Freunden einer feinen Erzählungskunst angelegentlich empfohlen werden. Neben der Spannung, die Stoff und Darstellung an sich erzeugen, bietet er eine Reihe von Bemerkungen und Erwägungen, die zum Nachdenken anregen und auch dem noch Genuß und Anregung bieten, der im Allgemeinen kein Freund des Romanlesens ist.
(Straßburger Post.)

Fried, A. H. **„Das Tagebuch eines zum Tode Verurtheilten.“** Mit einer Einleitung über die Todesstrafe von Prof. Dr. Ludwig Büchner. Preis geh. M. 2.—.

Das Werk ist ohne Zweifel berufen, vermöge seiner Tendenz in allen Kreisen der Bevölkerung das größte Aufsehen zu erregen. Das vorliegende „Tagebuch“ ist keine Sensationsschrift gewöhnlichen Schlages, es ist vielmehr ein ernster Versuch, die Seelenqualen, welche der Verurtheilte bis zu seiner Hinrichtung zu erdulden hat, in anschaulicher Weise zu schildern, um hierdurch das menschliche Gefühl gegen die Grausamkeit dieser Strafverhängung aufzulehnen und die öffentliche Meinung für die Aufhebung der Todesstrafe zu befürworten. (National-Zeitung.)

Friedmann, Alfred. **„Die Zuverlässigen.“** Roman. Preis geh. M. 2.—.

In dem Lebensgange zweier Künstler, eines Malers und eines Bildhauers, sucht der Erzähler die Frage zu beantworten, worin das Zuverlässige für dies Leben zu finden sei. Selbst die Freundschaft macht nur mittelglücklich, auch sie ist wandelbar. Nur ein Leben in der Liebe ist das wahre. Wie aber diese Liebe beschaffen sein muß, zeigt uns die Erzählung. Dem von Jugend auf vom Glücke begünstigten Maler tritt in der Frau eines reichen Börsenmannes das Weib mit den natürlichen Reizen entgegen und fesselt ihn: es ist verbotene Liebe. Der Zusammenbruch des Bankhauses, der Tod des Mannes machen die Frau arm und frei. Der Maler ist Verbrecher und auch wieder ein Ehrenmann. Er heiratet sie; ihre Liebe muß sich klären. Im sonnigen Italien finden wir sie wieder, bei beiden zeigt sich die Liebe noch nicht in der reinen Lichtweite, ja die Spielwut bedroht dieselbe stark. Endlich ringen sie sich durch und finden in ihren Kindern das Mittel, das die Liebe baut und hält. —